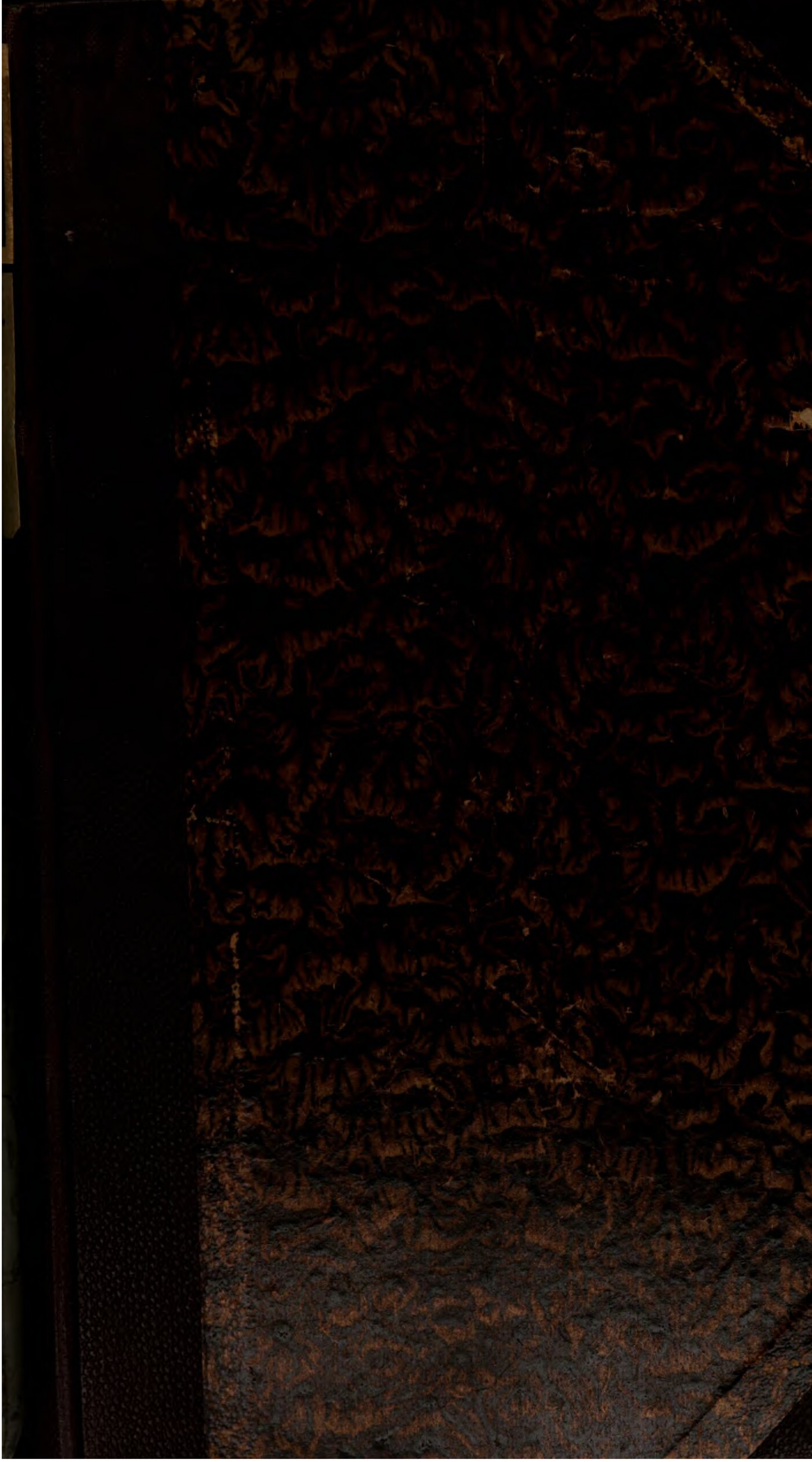


Mus. Th.
4668

Album.

Typ 20

Karl von Dittersdorfs

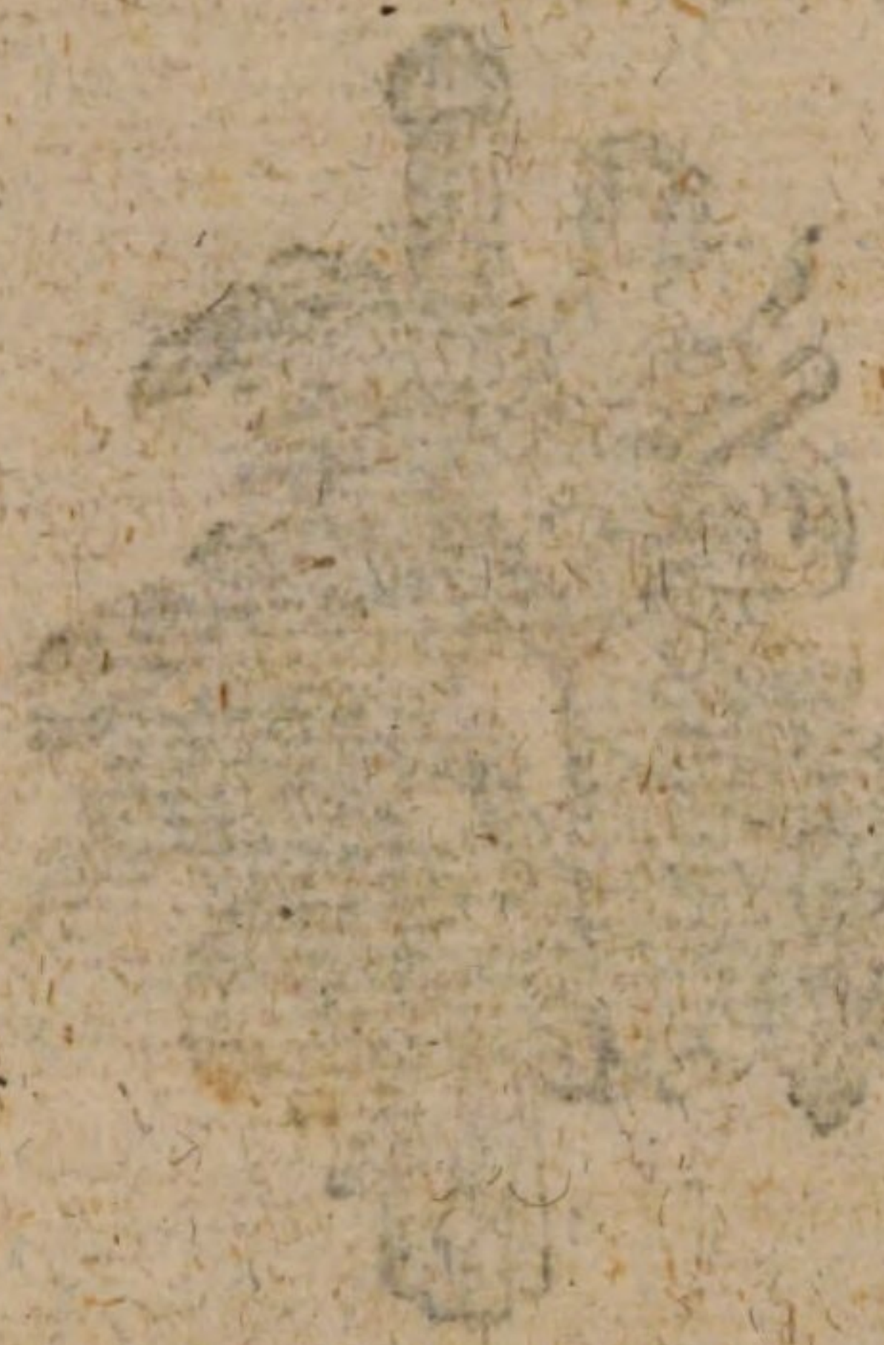
Lebensbeschreibung.

Seinem Sohne in die Feder diktirt.

Leipzig,
bey Breitkopf und Härtel,
1801.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

REGIA



Vorbericht
des Herausgebers.

Von der Entstehung und dem eigenthümlichen Zwecke bey der Herausgabe des nachfolgenden biographischen Werks ist bereits in der Ankündigung gesprochen worden, welche mit so vielem Vertrauen auf Deutschlands Edelmuth gegen die hinterlassene Familie Dittersdorfs ausgestreuet wurde, aber — vermuthlich des politischen und literarischen Geräusches wegen, das die schwache Stimme be-

scheidener Menschenfreunde übertäuben muß — nur wenig bemerkt worden zu seyn scheint.

Gequält von langwierigen Leiden eines zerrütteten Körpers und danieder gebeugt von Kummer und Unmuth über sein unverdientes Schicksal, das ihn und die Seinigen ein Opfer seiner Rechtschaffenheit werden, und sein Leben, das einst so glänzend gewesen war, sich in Nacht verlieren und so gemein werden ließ, wandte er die letzten Momente desselben dazu an, zu seiner Erheiterung, zum Theil aber auch um auf seine Familie noch einen kleinen Nachlaß zu vererben, der ihr nach seinem Tode zu Gute käme, sein Leben zu beschreiben und, da er selbst nicht mehr zu schreiben vermochte, dasselbe seinem ältesten Sohne in die Feder zu diktiren. Von seinem Lehnstuhle aus, von welchem er in dem weitläuftigen, vom Herausgeber unterdrückten Eingange einen spaßhaften, etwas altfränkischen Dialog mit der Dame Langeweile hält, scherzte er nun mit lächelndem Munde und der unwillkührlichen Miene des Schmerzes über seinen traurigen Zustand, nicht ahnend, wie nahe der Tod hinter ihm rauschte und bereits seine Sense über ihn schwang. Denn zwey Tage, nachdem er das Werk beendigt, starb er, und, wie es unter jenen Umstän-

den

den hatte werden können, übersandte es nun die hinterlassene Witwe nach den Willen des Verstorbenen der Breitkopf-Härtelschen Handlung, die sogleich darauf bedacht war, den Wunsch des verdienstvollen unglücklichen Künstlers zu ehren und das Werk in einer etwas veränderten Gestalt, zum Besten der Familie erscheinen zu lassen. Man gab dem Herausgeber diesen Auftrag, und hatte das Vertrauen zu ihm, daß er diesen Zweck erfüllen würde, ohne dem Geiste des Werkes zu schaden und das Eigenthümliche desselben zu verwischen.

Diesem Auftrage glaubt derselbe nun in jedem Sinne gewissenhaft nachgekommen zu seyn. Er hat sich hin und wieder Freyheiten nehmen müssen; aber sie waren schlechterdings nothwendig, weil, was ein kränkelndes Alter der Jugend mit aller Redseligkeit vorplaudert, sehr leicht dem Publikum zuwider werden und das Hauptinteresse einer Erzählung schwächen muß. Dem Ganzen ist dadurch nicht das Geringste von seinem Werthe und seinem eigenthümlichen Charakter entzogen worden, um so weniger, da wohl Niemand mehr, als der Herausgeber überzeugt seyn kann, daß man den Nachlaß eines Schriftstellers eben so sehr, als dessen Produkte bey seinen Lebzeiten in ihrem Wesentlichen unverfälscht lassen müsse.

Das Vergnügen, welches sich aus der Lektüre einer romantischern Komposition schöpfen läßt, macht gewiß nicht die verletzte Pflicht wieder gut, jeden nach seiner Weise reden zu lassen.

Demnach ist dies wirklich Dittersdorfs Lebensbeschreibung. Er hat so gesprochen, so erzählt, so empfunden und geurtheilt; nur ist, wenn man will, etwas mehr Form, mehr Stil, mehr Zusammenhang und Raschheit in sein Werk gebracht worden; ein Dienst, den man den schriftstellerischen Resten eines solchen Mannes, der kaum sich selber mehr angehörte, wohl erzeigen kann, ohne ihnen eben Gewalt anzuthun, und der sogar eine Folge der Achtung ist, die man seinen Manen schuldig ist.

Es hält schwer diesen zu begegnen, ohne sich zugleich lebhaft der Verdienste zu erinnern, welche Dittersdorf um die neuere dramatische Musik gehabt hat und die ihm, wie seine in vieler Hinsicht vortreflichen Oratorien Esther und Hiob und mehrere seiner Instrumentalkompositionen, einen bedeutenden Rang unter Deutschlands bessern Tonkünstlern sichern.

In Absicht der Operette ist er für uns gewissermaßen, was Gretry für Frankreich ist. Seine dramatischen Werke haben größtentheils natürliches Leben, Anmuth, Charakter und Wahrheit und insonderheit eine gewisse Freundlichkeit und Popularität, die geradehin die Empfindung anspricht, wie ehemals, in kleinerer Gattung, die unvergeßlichen Hillerschen Operetten, von welchen wir nicht ohne merklichen Schaden, wenn nicht für die Kunst der Musik an sich, doch für die Reinheit des Drama und für den guten Geschmack schon viel zu weit abgekommen sind. Was den Dittersdorfschen Theaterstücken allenfalls hin und wieder an der höhern, innigern Wahrheit der Deklamation (dem eigentlich Poetischen), und mitunter in Absicht der korrekten Bearbeitung des Textes abgeht, wie sie die strengere Kritik von jedem musikalischen Gesangstücke, das auf Vollendung Anspruch machen will, unerlaßlich fordert, das wird von der andern Seite wieder durch so manche Schönheit des deklamatorisch-theatralischen Ausdrucks, durch den Glanz des Orchesterspiels, das eben nicht in Ueberladung verfällt, durch Gründlichkeit im Satze, der bisweilen vernachlässigter scheint, als er ist, weil er nur etwas leer gehalten ist, und vor allen Dingen durch schönen fließenden

Gesang ersetzt, dem man es anhört, daß er nicht, wie in manchen unserer neuesten, insonderheit ursprünglich französischen Opern, zuletzt aus der Begleitung, wie ein Facit, herausgerechnet und als eine nothdürftige Zugabe in die Singstimme geschrieben, sondern aus der Seele hervorgequollen ist. Wenn alles dies Eigenschaften sind, die dem Gefühle zusagen, für welches jeder Künstler zunächst doch arbeitet; wenn Werken, die auf die Empfindung und die Phantasie der Menge wirken sollen, nichts wesentlicher ist, als Gesang, als musikalische Handlung, als Popularität: wer ist, der Dittersdorf in einem gewissen Sinne das sehr ansehnliche Verdienst des gebildeten Volkskomponisten absprechen kann? Fern sey es von uns, dies zu vergessen, und dem Künstler selber beyzumessen, was endlich in der Zeit und — in dem Ekel sich gründet, der in Künsten, wie in der animalischen Oekonomie, eine natürliche Folge der Ueberladung und der Verkünstelung ist.

Noch schwerer ist es daher, den Wunsch zu unterdrücken, daß das Publikum durch warme Theilnahme an dem Schicksale der Nachgelassenen Dittersdorfs den Dank einigermaßen abtragen möge, wel-

welchen es dem lieben Verstorbenen für das viele Vergnügen wohl schuldig ist, das ihm die nicht geringe Anzahl seiner deutschen Opern so lange schon gewährt hat, und immer noch fort gewährt. Wer, der ein menschliches Herz im Busen trägt, kann ungerührt den Schluß dieser Biographie (S. 290 bis 294.) lesen; wer den Jammer eines unglücklichen Vaters, der, nahe am Ziele seines zuletzt höchst mühseligen Pilgerweges, einen schmerzlich gerührten Blick über sein Grab hinaus auf seine unversorgte Familie hin wirft, gleichgültig mit ansehen; wer den Ausdruck der Selbsterniedrigung eines verdienten Künstlers ertragen, der, in der Blüthezeit seines Lebens von großen Hoffnungen und Phantasien umgaukelt, in der glänzenden Periode seines männlichen Lebens wohl nicht auf einen so schaalen Ausgang gerechnet hatte, und nun in Gemeinheit versinkt, um sich von seiner lieben deutschen Nation, für Alles was er ihr zu Gute that, zuletzt noch das Recht zu erbetteln, in die Reihe der Unglücklichen gestellt zu werden, welche ihren Mitbrüdern, gern oder ungern, zum Gefühle der Großmuth bey einer im Grunde sehr gemeinen Handlung verhelfen!!!

Doch es steht von dem edleren, insonderheit dem vermögendern Theile der Nation, wofern er nur da-

von erfährt, daß hier eine brave Künstlerfamilie noch Trost und Hülfe bedarf, zu erwarten, daß er gern dazu thun werde, die Schmach von unserer Nation abwälzen zu helfen, über die so mancher verdiente Gelehrte und Künstler schon seufzte. Die nachfolgende kleine Zahl von Subscribenten, die sich besonders nach der Ankündigung im deutschen Merkur eingefunden hat, beweiset genug, daß vieles nur recht gekannt zu werden braucht, um der Theilnahme gewiß zu seyn.

Möchten doch auch diese Worte dazu dienen!

Leipzig, im Dezember 1800.

Karl Spazier.

Verzeichniß
der Subscribenten.

Se. Durchl. der regierende Herr Herzog von Braunschweig-Oels.	1 Ex.
Frau Erbprinzessin von Thurn und Taxis in Gunzenhausen im Anspachischen	2 =
Herr Concertmeister Auberlen in Sindlingen	1 =
— Assessor Cordes in Oldenburg	1 =
— Hofpredriger Dominici in Oels	1 =
— Kammermusikus Duffeck in Oels	1 =
— Concertmeister Ernst in Gotha	1 =
— Eßlinger, Buchhändler in Frankfurt	1 =
— Greude in Neudietendorf	1 =
— Gayl, Musikhandl. in Frankfurt	1 =
— Kammermusikus Gerber in Sondershausen	3 =
— H. Gräff, Buchhändler in Leipzig	1 =
— Greipel, Kapellan in Hohenfurt	1 =
— Prorektor Günther in Oels	1 =
— Bibliothekar Günther in Oels	1 =
— Gebr. Hahn, Buchhändler in Hannover	6 =
— Hammerich, Buchhändler in Altona	1 =

Herr Hilscher, Buchhändler in Dresden	1 Ex.
— Hilscher, Buchhändler in Leipzig	1 =
— Referendarius von Jariges in Berlin	1 =
— Probst und Rektor Seminarii Leehr in Oels	1 =
— Stephan Lichtblau, Pfarrer in Hohenfurt	1 =
— Joseph Liebich, Kapellan in Hohenfurt	1 =
— Kammerrath Lindner in Oels	1 =
— Löfflund, Buchhändler in Stuttgard	1 =
— Karl Graf von Oertzen, Churf. Sächs. Jagd-Page in Dresden	1 =
— Organist Reichel in Danzig	4 =
— Baron von Rex in Leipzig	1 =
— F. Schmidt in Berlin	1 =
— Schubothe, Buchhändler in Copenhagen	2 =
— Justiz-Actuarius Steinbeck in Brandenburg	1 =
— Moritz Freyherr von Stillfried in Lisseck in Oberschlesien	1 =
Frau Emilie von Wilk geb. v. Koppenfels in Dreitzsch bey Neustadt a. d. Orla	1 =
Herr Organist Willing in Nordhausen	1 =
— Kammermusikus Wotraba in Oels	1 =
— Concertmeister Carl Zulehner in Mainz	1 =

Kapi-

Kapitel-Inhaltsanzeigen.

Erstes Kapitel.

Erste Spuren meines Talents zur Musik. Frühzeitiges Probestück in der Kirche. S. 1

Zweytes Kapitel.

Wie ich dem Prinzen von Hildburghausen bekannt und von ihm angenommen werde. Kapellmeister Bonno. 6

Drittes Kapitel.

Ich werde zum Kammerknaben eingekleidet. 10

Viertes Kapitel.

Geschichte der Vittoria Tesi. Der Papagoy in der heiligen Inquisition. Ein Herzog wird vom Theaterfriseur ausgestochen. 16

Fünftes Kapitel.

Trani mein Lehrmeister. Wie ich vom krumbeinigten Matthes gedemüthigt werde. Die Uhr. 25

Sechstes Kapitel.

Reise nach Schloßhof und mein erster Aufenthalt daselbst. Tragikomische Wolfsjagd. Privat-Schützengilde. Reisende Komödianten. Pergolesi's Serva Padrona in einer Wagenremise. 33

Sie-

Siebentes Kapitel.

Ich produzire mich in Wien. Zweckdienliche Epistel für Virtuosen. Kadenzen. Urtheil einer Wiener Excellenz über Mozarts und — Dülons Phantasien. S. 43

Achtes Kapitel.

Demoiselle Starzer. Therese Teiber. Vorbereitungen. Bauernballet. Die Geschichte mit vier Dudelsäcken. 57

Neuntes Kapitel.

Kaiser Franz in Schloßhof. Bauernchor von zweihundert Stimmen zum Theil auf Bäumen. Wasserkarousel. Das schwimmende Gärtchen. Chinesische Oper von Gluck. Seltene Dekoration. Abfarth der Kaiserlichen Familie. 63

Zehntes Kapitel.

Aenderung meiner Lage. Erster Anfang im Komponiren. Der Professore di Violino. Mein Wagstück vor dem Pulte. Blasse und rothe Wangen. 75

Eilftes Kapitel.

Kurzes Exil in Hildburghausen. Schweitzer. Die Unglückweissagende Schlittenfarth. 86

Zwölftes Kapitel.

Ich gerathe in liederliche Gesellschaft, werde ein Spieler. Desertion. Verhaftnehmung. Transport nach Wien und wie es mir dort ergieng. 91

Dreyzehntes Kapitel.

Die abgedankte Kapelle. Graf Durazzo. Meine Reise mit Gluck nach Italien. Die Marini. Aufenthalt in Venedig und Bologna. Farinelli. Nicolini und der blinde Bettler. Deputation. Pater Martin. Furcht. Uebereilte Rückkehr nach Wien. Mein Wetteifer mit Lolli. 100

Vierzehntes Kapitel.

Schlechter Gewinn bey Joseph 2. Königskrönung. Graf Spork und ich im Mißverstande. Der Bischof von Groswardein. Mein Engagement. S. 125

Funfzehntes Kapitel.

Ankunft in Preßburg. Reise nach Prag. Pichel. 133

Sechzehntes Kapitel.

Ich werde Kapelldirektor. Mein erstes Benehmen. Renner. Ungericht. Pater Michael. Städtler ꝛc. Meine erste große Kantate. Errichtung eines Theaters. Mein Oratorium Isacco. Kurzes Abentheuer mit der Tochter von einem adlichen Caffae preceptor. 136

Siebzehntes Kapitel.

Schändliche Delation bey Maria Theresia. Leiden des Bischofs. Die Kapelle wird zerstört. Pichels Heirathsgeschichte. 153

Achtzehntes Kapitel.

Rückkehr nach Wien. Herr v. Blanc und die Triester Fabriken. Meine Excursion nach Venedig. Der köstliche Sturm. Mein Abenteuer mit einer Solotänzerin. 173

Neunzehntes Kapitel.

Graf Lamberg. Der Fürstbischof von Breslau. Mein Engagement. Hirschjagd. Ich werde Eques aureatus. Friedrich 2. in Roßwalde. Graf Hoditz. Leutseligkeit des Kronprinzen gegen mich. Meine Promotion zum Forstmeister. S. 181

Zwanzigstes Kapitel.

Das ovale Theater im Thurm. Mein Oratorium Davide. Meine kom. Oper Il viaggiatore americano. Dem. Nicolini. Meine ehrbare Heirath. 197

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Florian Gaszmann wird Kapellmeister zu Pferde. Will mich aufs Glatteis führen. Böser Ursprung meines besten Oratoriums: Esther. 202

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Meine Erhebung in den Adelstand und Promotion zum Amtshauptmann. Lolli in Johannisberg. Anekdote vom Kastraten Quadagni in Venedig. 210

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Die Kapelle in Johannisberg wird entlassen. Der Amtshauptmann in der Klemme. Falle, der ich entgehe 221

Vier und Zwanzigstes Kapitel.

Die Kapelle in Johannisberg wird wieder hergestellt. Ovids Metamorphosen. Meine Unterredung mit Kaiser Joseph. Der Hofkapellmeister Greybig. Entstehung meiner deutschen Opern. 228

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Trübe Aspekten in Johannisberg. Vorboten des Podagra's. Meine Unterredung mit dem Könige Friedrich Wilhelm in Breslau. 244

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Meine Reise nach Berlin. Reichardt. Prof. Engel. Ich werde vom König der Königin vorgestellt. Mein Oratorium Hiob wird im großen Opernhause gegeben. Opern Medea und Protesilao. Madame Rietz. Theaterdebatten. Ich sehe in Berlin meine Wünsche übertroffen. 253

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Krankheit des Fürst-Bischofs. Meine Unterredung mit demselben. 275

Mein Abschied. 286

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erstes Kapitel.

Erste Spuren meines Talents zur Musik. Frühzeitiges Probestück in der Kirche.

Ich bin im Jahre 1739 am zweyten des Wintermonaths zu Wien geboren.

Mein Vater, aus Danzig gebürtig, war unter der Regierung Karls des sechsten k. k. Hof- und Theatersticker, und da er zugleich ein guter Zeichner war, so wurde er bey der bürgerlichen Artillerie zum Oberlieutenant gewählt und kommandirte in dem damaligen baierschen Kriege, der nach dem Tode Karls des sechsten unter der Regierung des baierschen Kaisers, Karls des siebenten, ausbrach, die sogenannte Löbel-Bastey mit zwanzig Kanonen.

Sein Verdienst warf ihm so viel ab, daß er seinen fünf Kindern eine etwas bessere Erziehung, als sie sonst bey Bürgern gewöhnlich ist, geben konnte. Wir drey Söhne, davon ich der mittelste war, studirten bey den

Jesuiten, und noch ein Weltpriester ward uns als Instruktor gehalten, welchem mein Vater Wohnung, Kost und Besoldung gab. Diesem würdigen Manne, der weder Fanatiker noch Freygeist war, habe ich ächte Grundsätze in der Religion und Superiorität über Vorurtheile zu verdanken. Auch ließ mein Vater uns fünf Kindern Unterricht in dem Französischen, das er selbst sehr gut sprach, geben. Da er auch zugleich Geschmack an der Musik hatte, so hielt er meinem ältesten Bruder einen Lehrmeister auf der Violine.

Noch war ich kaum sieben Jahre alt, als ich schon eine besondere Neigung zur Musik in mir verspürte. Ich lag meinem Vater an, mir auch musikalischen Unterricht geben zu lassen. Er gewährte mir meine Bitte, und in Zeit von drittehalb Jahren machte ich solche Fortschritte, daß mein Lehrmeister — König hieß der ehrliche Mann — meinem Vater gerade heraus gestand, er könne mich nichts mehr lehren und es sey nunmehr nöthig, mir einen andern Lehrmeister zu geben, bey dem ich konzertmäßig spielen lernen könne. Ich mache mir ein Gewissen daraus, sagte er, Ihren Sohn Karl noch länger aufzuhalten, da er alle Anlage hat, ein weit besserer Spieler, als ich, zu werden. — Wie wenige mögen diesem biedern Manne gleichen! Mein Vater fühlte das Edle seines Betragens, machte ihm ein ganz artiges Geschenk, und damit er an Einkommen nichts verlieren möchte, so nahm er ihn für meinen dritten Bruder an.

Mein zweyter Lehrmeister war Joseph Zügler, ein sehr braver Violinist und zugleich geschickter und verdienter Kompositeur für die Kammermusik. Er gab sich

alle

alle Mühe mit mir, und mein Fleiß so wie meine Lust zur Violine entsprachen derselben. Um mich im Spielen vom Blatte zu üben, rieth er mir, alle Sonn- und Feiertage auf die Chöre (so nennt man die katholische Kirchenmusik) zu gehen und pries mir vorzüglich den Benediktinerchor auf der Freyung an, weil daselbst nicht nur ein wohlbesetztes Orchester war, sondern auch die besten Messen, Motetten, Vespern und Litaneyen aufgeführt wurden.

Am nächsten Sonntag gieng ich dahin. Allein als ich mich bey dem Regens Chori, Herrn Gsur, meldete und ihn um die Erlaubnis mitzuspielen ersuchte, maß mich dieser Mann mit den Augen und schnarchte mich mit den Worten an: Warum nicht gar! Hier ist kein Chor, auf dem man jedem Knaben mitzükratzen erlauben kann! — So jung ich war, so verdroß mich doch der Ausdruck kratzen ganz gewaltig und auf der Stelle antwortete ich ihm zurück: Sie wissen ja noch nicht, ob ich im Stande bin mitzuspielen, oder nicht. Wenn ichs nicht könnte, so würde mir wohl mein Lehrmeister, Herr Joseph Zügler, nicht gerathen haben, Sie um die Erlaubniß dazu zu bitten. — Ja so, wenn das ist, erwiederte er freundlich, wenn Der Sie wirklich herschickt, so will ichs gern erlauben. — Sogleich befahl er mir eine Violine zu geben, und wies mir meinen Platz neben dem ersten Violinisten, Karl Huber, an. Dieser gab scharf auf mich Acht, ob ich auch richtig spiele; ja bey einer eingetretenen Fuge hielt er sogar mit seinem Instrumente an, um zu beobachten, ob ich auch recht pausire. Ich verfehlte keine Note. Bravo mein Sohn! sagte er am Ende; das hätte ich Ihnen nicht zugetraut. — Der Regens, dem mein Spielen

ebenfalls nicht unbemerkt geblieben war, äußerte mir seine Zufriedenheit mit dem verbindlichen Zusatz, ich könne so oft kommen, als ich wolle, ich würde allemal gern gesehen seyn. — Das war was Anders, sollt' ich meynen; und kein Wunder, wenn ich um ein Ziemliches gewichtiger nach Hause gegangen seyn sollte.

Und so unterließ ich denn nicht, überall mitzuspielen, wo es Kirchenmusiken gab, und das dauerte wohl ein ganzes Jahr so fort. Dadurch kam ich in eine solche Uebung, daß ich, wie man zu sagen pflegt, ein tüchtiger Chorspieler und Notenfresser ward.

Während diesem Jahre traf es öfters, daß Huber in der Kirche Solo's zu spielen bekam. Sein Strich, seine Methode, seine Intonation und sein angenehmer Vortrag griffen mir jedesmal in die Seele. Ich studirte unermüdet, um ihm nachzukommen. Als einmal wieder eine Messe mit einem Violinsolo vorkam, die mir durchaus unbekannt war, sagte Huber zu mir: Haben Sie wohl Kourage, das Solo zu spielen? — Treffen will ich es wohl, erwiederte ich, aber so schön wie Sie werde ich es nicht spielen. — Ey spielen Sie getrost, sagte er, indem er mir seine eigene Violine gab; es wird schon gehen. Ich spielte das Solo, zwar anfangs nicht ohne Herzklopfen; allein da ich das tröstliche Gefühl bekam, daß mir meine Partie über Erwarten gelang, so faßte ich ein Herz und, als in der letzten Periode die ersten Gänge und Modulationen wieder vorkamen, so variirte ich dieselben völlig in der Huberschen Manier und trug hinterher den allgemeinsten Beyfall davon.

Ich sage das nicht aus Ruhmredigkeit, und um mich etwa mit meinem Talente aus meiner Jugend her zu brüsten. Aber ich durfte den Vorfall nicht übergehen, weil er, wie es denn bisweilen mit noch viel gröfsern Kleinigkeiten im Menschenleben gehet, den unmittelbarsten Einfluß auf meine ganze Lebenszeit gehabt hat.

Zweytes Kapitel.

Wie ich dem Prinzen von Hildburghausen bekannt und von ihm angenommen werde. Kapellmeister Bonno.

Es war gewöhnlich, daß in dieser Kirche, in welcher, besonders an hohen Festtagen, immer sehr schöne und ausgesuchte Musiken in großer Vollkommenheit aufgeführt wurden, sich Liebhaber der Musik haufenweise einfanden. So kamen denn einige von den Verehrern Hubers, die unten zugehört hatten, nach geendigtem Solo auf den Chor, in der Meynung, er habe gespielt, um ihm darüber viel Schönes und Verbindliches zu sagen. Allein wie verwunderten sie sich, als Huber mich ihnen mit den Worten vorstellte: Nicht ich, meine Herren, sondern Der da hat Ihr Lob verdient. — Ein Erstaunen verbreitete sich auf ihrem Gesicht, das mir ungemein wohl that. Unter ihnen war auch Hubaczek, der berühmte Virtuos auf dem Waldhorn, im Dienste des k. k. Feldmarschalls und General-Feldzeugmeisters, Prinzen Joseph Friedrich von Hildburghausen.

Die-

Dieser gesellte sich zu mir, als ich nach Hause gehen wollte, fragte mich wie ich hieße, wer mein Vater wäre und wo ich wohnte, und versprach mich nächstens zu besuchen. Er hielt Wort. Nach einigen Tagen kam er zu uns, und erzählte über Tische, daß sein Herr, bey dem er in Diensten stehe, eine ansehnliche Kapelle halte, die sich dreymal in der Woche um eilf Uhr versammle, um sich zu exerziren; zugleich bat er meinen Vater zu erlauben, daß ich doch auch zuweilen dabey erscheinen dürfe. Mit Dank nahm er diese Einladung an.

Schon am folgenden Tage kam Hubaczek, mich abzuholen, und ich nahm meine Violine mit. Ich ward, als ich zum Orchester trat, nicht wenig überrascht, als man mir den ersten Platz antrug.

Kaum hatten wir zusammen gestimmt und eine Sinfonie von Jomelli, die ich bereits kannte, war aufgelegt, als der Hofkompositeur Bonno, der von dem Prinzen eine jährliche Besoldung erhielt, um die großen Akademien oder Konzerte zu dirigiren, die er dem hohen Adel in Wien den ganzen Winter hindurch gab, in den Saal trat. Er stutzte, als er einen Knaben von eilf bis zwölf Jahren an der Spitze sah und stellte sich mir zur Seite, um mich zu beobachten. Nach geendigter Sinfonie entfernte er sich, vermuthlich um dem Prinzen von mir zu sagen; denn kurz darauf kamen beyde in den Saal.

Der Prinz rufte mich zu sich und erkundigte sich mit vieler Güte, wer mein Vater, wer mein Lehrmeister und wie alt ich wäre? u. dgl. mehr. Nachdem ich ihm

alles rund und ohne Verlegenheit beantwortet hatte, fragte er mich: „Bist du aber wohl im Stande, alles was man dir vorlegt a vista zu spielen.“ — Wenn es nicht zu schwer ist? antwortete ich. Nun wohl, wir wollen sehen, sagte er, und so mit ließ er durch Bonno aus seinem Musikalienkabinet ein leichtes Flötenkonzert und eine Flötensonate bringen, wovon ich das erste sogleich und ziemlich rein wegspielte.

Nachdem wieder einige Sinfonien und Arien probirt worden waren, ward mir das Solo aufgelegt, und ohnerachtet es bey weitem schwerer, als das Konzert war, so brachte ich es doch gut genug heraus.

Da es schon hoch über die Mittagszeit hinaus war, so lud mich der Prinz sehr gütig und unter scherzhaften Bemerkungen an seinen Offiziantentisch, und um fünf Uhr mußte ich meinen Vater zu ihm bringen. Nachdem er sich mit ihm in einem Nebenzimmer eine gute Weile unterhalten hatte, trat er wieder mit den Worten herein: „Nun wir beyde wären in Richtigkeit; jetzt kommt es blos darauf an, ob Ihr Sohn auch will. Willst Du — indem er sich zu mir wandte — von deinem Vater weg, und zu mir gehen? Es soll dir an nichts fehlen; aber dafür mußt Du auch fleißig Musik und Sprachen lernen. Ich werde dafür sorgen, daß Du deine lateinische Sprache kontinuirst; aber vor allen Dingen mußt Du Dich im Französischen perfektioniren und Italienisch lernen. Das ist für einen Musiker sehr nothwendig. Da wirst Du Beschäftigung genug haben; denn Müssiggänger dulde ich nicht. Willst Du, und versprichst Du mir das?“

In froher Betäubung fiel ich auf die Knie und schrie: O ja, gütigster Prinz, ich will! — „Steh auf, mein Sohn, sagte er; in der Kirche — vor Gott mußt Du knien, aber nicht vor mir!“

„Behalten Sie Ihren Sohn, sagte er darauf zu meinem Vater, etliche Tage noch zu Hause; aber auf den ersten künftigen Monaths bringen Sie ihn hieher, dann will ich ihn aus Ihrer Hand übernehmen und fürs künftige an Ihrer Statt Vaterstelle bey ihm vertreten.“

Wir giengen gerührt von dem Prinzen, und als wir nach Hause kamen und eine so fröhliche Botschaft mitbrachten, weinte meine gute Mutter vor Freuden, und noch an demselben Abend wurden alle unsre Hausfreunde zusammengetrieben, auf daß sie sich mit uns freueten.

Drittes Kapitel.

Ich werde zum Kammerknaben eingekleidet.

Es war am ersten März 1751, des Morgens, als mein Vater mich in das Palais des Prinzen führte, wo ich von nun an ein neues Leben beginnen sollte. Der Prinz war nicht zu Hause und wir wurden an den Haushofmeister, Johann Ebert, einen feinen und respektablen Mann gewiesen. Er hatte Befehl uns zu empfangen. Da nun nebst ihm insonderheit noch dem Kanzlisten Bremer die Aufsicht über mich übertragen war, so führte er uns, nach einigen Instruktionen, die er mir in einem sehr väterlichen Tone ertheilte, nach dessen Zimmer. Den Prinzen, sagte er zu meinem Vater, können Sie jetzt nicht sprechen; er ist ausgefahren und kommt erst gegen zwey Uhr nach Hause; Sie sind aber bey unserm Offiziertisch mein Gast, damit Sie sehen, ob Ihr Sohn bey unserer Kost bestehen kann. Wie Sie es heute finden, ist es alle Tage. Zuvor stellte er mir noch ein Reglement für mich zu, wovon

er sagte, daß es der Prinz dem Herrn Bremer selbst in die Feder diktirt habe.

Dieser, ein hübscher Mann von ungefähr sechs und zwanzig Jahren, bewillkommte meinen Vater sehr höflich und wies mir mein Zimmer dicht neben dem seinigen an. Ein sehr anständiges Bette, einen Schreibtisch, einen Kleiderschrank mit schönen Beschlägen, nette Stühle, überhaupt alles was zur Einrichtung gehört, fand ich ganz neu darin. Er übergab mir das Inventarium von allen Meubeln und Kleidungsstücken, mit dem Bedeuten, daß er Ordre habe, von Zeit zu Zeit nachzusehen. Ich mußte alles was ich am Leibe hatte vom Kopf bis zu Füssen ausziehen und mich ganz neu equipiren. Rock und Beinkleider von meinem Alltagsanzuge waren aschgrau, die Weste aber roth. Alles war von feinem holländischen Tuche und die Knopflöcher waren nach damaliger Mode mit silbernen Borten eingefaßt. Wäsche aller Art fand ich im Ueberfluß. Auch erhielt ich weiße seidene Strümpfe, neue Schuhe, silberne Schuh- und Beinkleiderschnallen nach der letzten und neuesten Façon. Und alles hatte der Prinz veranstalten lassen, ohne daß ich vorher etwas davon hatte merken können; denn Schneider, Schuster und Nähterin hatten sich in meines Vaters Hause Gewerbe machen müssen, ohne daß ich davon etwas gewahr wurde. Sehen Sie, sagte Hr. Bremer, als er mein Erstaunen bemerkte, so ist der Prinz; er ist gütig und mag jeden gern angenehm überraschen. Hätten Sie wohl gedacht, das Alles hier zu finden? Nun, halten Sie aber auch alles recht nett und ordentlich, und führen sich gut auf; dann werden Sie es sehr gut haben. — Hier ist Ihr eigener Schlüssel, damit Sie aus und eingehen können, wann Sie wollen.

Meine Zufriedenheit über mich selbst war nicht geringe, als der Haushofmeister mich vor einen großen Wandspiegel stellte und ich mich nun ganz in meinem Staate übersehen konnte. Man ist immer etwas mehr, wenn man sich gut angezogen weiß. Es ist gleich eilf Uhr, sagte er; gehen Sie in den Salon, das Exerzitium wird bald anfangen. Ich gieng dahin und fand die Meisten schon versammlet. Alle überschütteten mich mit Gratulationen, und meine Erhebung zum Kammerknaben, der hier nun das Recht hatte, sich an die übrigen Musiker anzuschließen, machte mich zu einem sehr glücklichen Sterblichen.

Kaum war die Sinfonie geendigt, so erschien Madame Tesi, die heute zwey neue Arien, welche der Kapellmeister Bonno so eben für sie komponirt hatte, probiren wollte. Sie war eine Frau, schon über funfzig Jahre, aber sehr wohl konservirt und angenehm. Bonno legte eine Arie auf, setzte sich an das Clavicembalo und Madame Tesi trat hinter ihn. Sie hatte eine runde helle Contre-Altstimme, und ihr majestätischer Vortrag entzückte mich bis zur Betäubung. Nach der Arie sprach sie mit dem Kapellmeister und setzte sich mit ihm gerade vor das Orchester. Madame Tesi, rief Bonno mir zu, möchte Sie gern spielen hören; haben Sie etwas bey sich? Ja, antwortete ich und holte eine Züglersche Sonate herbey, die Hubaczek mir akkompagnirte. Bey jeder Stelle, die ich gut vortrug, rief die Tesi bald bravo! bald bravissimo! Darauf ließ sie sich meinen Vater vorstellen, mit dem sie sich eine Weile französisch unterhielt. Nach etlichen Instrumentalstücken trat sie endlich wieder an das Clavicembalo und sang die zweyte Arie. Es war ein Adagio.

Hatte

Hatte mich vorher ihr brillanter Vortrag entzückt; so riß mich ihr sanfter und schmelzender Ausdruck so hin, daß ich glaubte, man könnte nichts Schöneres in der Welt mehr hören.

Der dreymal wiederholte Klang der Portiersglocke verkündigte endlich die Ankunft des Prinzen. Er gieng sogleich auf meinen Vater zu, nahm ihn in ein Fenster und unterhielt sich eine ziemliche Weile sehr gnädig mit ihm. Alsdann rief er mich und sagte: „Nun, ich hoffe, Du wirst mit deinem Zimmer und allen, was Du darin gefunden, zufrieden seyn. Sey aber nun auch hübsch fleißig und führe Dich so auf, daß auch ich mit Dir zufrieden seyn kann. Vorzüglich aber befehle ich Dir, das Reglement öfters durchzulesen und dem, was darin steht, genau nachzuleben.“

Darauf ließ er sich seine Flöte und ein Konzert bringen, setzte sich hin und spielte. Ich muß freylich offenherzig sagen, daß er kein großer Hexenmeister war; unterdeß spielte er doch weit besser, als ich vermuthet hatte. Er hielt sein Tempo richtig und hatte eine vorzüglich schöne Embouchüre. Mit seinem Konzerte endigte sich das Exerzitium und der Prinz gieng zur Tafel.

Als ich zu Herrn Ebert kam, fand ich den Pagen vom Prinzen einen gewissen Baron Ende daselbst und seinen Pagenhofmeister, der zugleich den Titel Sekretair hatte. Dieser hieß Göhrn und war ein Sachse. Von diesem Herrn, sagte Ebert, indem er mich ihm vorstellte, werden Sie Unterricht in der lateinischen und französischen Sprache erhalten; auch wird er so gütig seyn, Sie im Fechten zu unterrichten. Den Unterricht

richt aber im Reiten, Tanzen und in der italienischen Sprache werden Sie erst bekommen, wenn wir auf unsere Herrschaft Schloßhof gehen, wohin sich der Prinz alljährlich zu Anfang des Juny zu begeben pflegt.

Das Wichtigste, sagte er zu meinem Vater, hätte ich bald vergessen. Ungeachtet unser Prinz katholisch ist (er war evangelisch erzogen, aber auf Zudringen der verstorbenen Kaiserin Elisabeth katholisch geworden) so ist doch beinahe die Hälfte seines Hofstaats theils lutherisch, theils reformirt, wie denn die Aufseher über Ihren Sohn, Herr Göhrn, Bremer und ich, es auch sind. Aber wir sind nichts weniger als Proselytenmacher. Um Sie jedoch ganz ruhig seyn zu lassen, hat der Prinz befohlen, daß ein Priester Ihrer Religion angenommen werden soll, der gegen ein anständiges Honorar Ihren Sohn in seinem Glauben unterrichte. Da Sie nun selber schon einen würdigen Priester in Ihrem Hause haben, so wird es dem Prinzen angenehmer seyn, wenn dieser die Mühe davon übernehmen will. —

Mein Vater, entzückt über diese großmüthigen Anerbietungen, versicherte, Pater Johannes würde das sehr gern unentgeltlich übernehmen; und in der That kam dieser würdige Mann wöchentlich zwey- bis dreymal zu mir, wofür er bey unserer Abreise nach Schloßhof ein Douceur von neun Dukaten und so viel Ellen von schwarzem brüßler Camelot erhielt, als zu einem Talar nöthig waren.

Meine Leser werden aus alle dem schon einen kleinen Vorschmack von den erhabenen und menschenfreundlichen Gesinnungen des Prinzen bekommen haben. Aber in Zukunft sollen Sie das unvergleichliche Herz dieses großen Fürsten wohl noch näher kennen lernen. Ich will zu dem Ende gleich die Geschichte von jener rechtschaffenen Frau, der Madame Tessi, hier einschalten, für die ich sonst keinen schicklichern Platz finden dürfte.

Viertes Kapitel.

Geschichte der Vittoria Tesi. Der Papagoy in der heiligen Inquisition. Ein Herzog wird vom Theaterfriseur ausgestochen.

Vittoria Tesi, Tramontini (Tesi war ihr Geburts- Tramontini aber der Name ihres Ehegatten; denn in Italien ist es nichts ungewöhnliches, daß man Virtuosen, Sängerinnen und Tänzerinnen auch noch nach ihrer Verheirathung nach ihrem bekanntern Geburtsnamen nennt) also Madame Tesi war schon in der Blüthe ihrer Jahre die erste Sängerin und Aktrize ihrer Zeit in ganz Europa, und diesen ihren Ruhm erhielt sie sich bis in ihr spätes Alter.

Hingerissen von ihrer außerordentlichen Stärke im Agiren schrieb Pater Metastasio seine Zenobia, Didone und Semiramide eigens für sie. Die vornehmsten Bühnen in Italien wetteiferten nun um ihre Person und belohnten sie so reichlich, daß sie ein ansehnliches Kapital sammelte. Auch wurde sie nach Madrid berufen,

fen, wo sie mit Farinelli, dem berühmtesten Kastraten, der je lebte, debutirte, und den bekanntlich der König von Spanien nicht nur wegen seines außerordentlichen Talents in der Musik, sondern auch seiner anderweitigen Kenntnisse wegen so ehrenwerth hielt, daß er ihn endlich sogar zum Staats-Minister erhob und ihm das Ordensband von Calatrava ertheilte. Dieser war von den Fähigkeiten der Tesi so entzückt, daß er, wie er dem Könige freymüthig sagte, so lange er lebe mit keiner andern Sängerin aufzutreten wünsche. Sie wurde demnach auf einige Jahre engagirt, bis endlich Farinelli, dessen Stimme Alters halber immer schwächer wurde, das Singen einstellte, und sich nach Bologna begab. Hier in Spanien erndtete sie nicht nur außerordentliche Belohnungen an Gelde, sondern wurde auch nach jeder neuen Oper vom Könige mit den ansehnlichsten Präsenten an Juwelen und Nippes beschenkt. Kurz, den beträchtlichsten Theil ihres Vermögens hat sie in Spanien erworben. Untern Kaiser Karl dem sechsten ward sie endlich mit einem ansehnlichen Gehalt nach Wien verschrieben.

Ich muß meinen Lesern eine Anekdote von ihr erzählen, die zugleich ein Beweis des hohen Grades von Fanatismus ist, der damals in Spanien herrschte.

In Neapel hatte sie sich einen sehr seltenen Papagoy angeschaft und ihn mit der unglaublichsten Geduld abgerichtet, daß er ganz natürlich wie ein Mensch lachen, und eine Menge Fragen im besten Italienisch beantworten konnte. Ich habe ihn selbst gesehen diesen außerordentlichen Vogel, und wenn der Prinz seine Tafelgesellschaft recht vergnügt machen wollte, so ließ er den Kä-

figt hereinbringen und den Vogel seine Künste machen. Vorzüglich amusant war es, wenn er, sobald seine Gebieterin nach irgend einem lustigen Schwank, der aufgebracht wurde, kicherte, seine Lache aufschlug. Die ganze Gesellschaft mußte dann schlechterdings mitlachen und da dies eine Ermunterung für ihn war, es noch immer weiter zu treiben, so brach ein so grausames und anhaltendes Geschrey und Gelächter aus, daß man hätte glauben sollen, Herrschaften und Bedienten wären sämtlich dem Tollhause entlaufen.

Diesen Papagoy hatte die Tesi nun nach Spanien mitgenommen, und sein Standort war ihm in ihrem Empfang- oder Besuchzimmer angewiesen. Eines Abends war große Gesellschaft bey ihr, die größtentheils aus Personen von hohem Range bestand. Die Rede kam auf den Papagoy und seine Künste. Spricht er aber auch wohl? fragte ein vornehmer Spanier. O ja, antwortete Tesi, Sie sollen es gleich hören. Sogleich stand sie auf, und schwatzte eine Menge gewöhnlicher Dinge mit dem Vogel. Der Kapellmeister, der die Oper, in welcher Tesi in Madrid zum erstenmal auftrat, komponirt hatte, und ein Neapolitaner war, machte die scherzhafte Anmerkung, als der Papagoy in Provinzialismen sprach, daß man wohl hören könne, daß der Gelehrte in Neapel studirt habe. O ich bitte um Vergebung, fiel Tesi ein, er spricht auch toskanisch wie der beste Römer. Sie können's glauben. Gleich, meine Herren und Damen, will ich Sie davon überzeugen. — Sie klingelte und ihr Kammermädchen mußte ihr Biskuits bringen. Mit diesem Kuchen hatte sie ihn ein ganzes Jahr lang dermaßen abgerichtet, daß sie des Erfolgs gewiß seyn konnte. Der Papagoy beantwor-

wortete wirklich alle ihre Fragen, wie sichs gehört und gebührt. Sie hatte sie geflissentlich so eingerichtet, daß es beinahe glaublich scheinen mußte, der Vogel habe Menschenverstand. Freilich, der vernünftig war, machte der Tesi Komplimente über die Geduld und Geschicklichkeit, die sie an den Vogel gewendet hatte; aber die fanatischen Dummköpfe in der Gesellschaft murmelten unter sich, daß die Sache nicht mit natürlichen Dingen zugehen könne, sondern eine veritable Zauberey dahinter stecken müsse.

Tesi, welcher dies abergläubige Erstaunen nicht wenig Spaß machte, bat die Gesellschaft, sich wieder in den Zirkel zu setzen. Als dies geschehn war, fing sie einen Diskurs an, und würzte ihn geflisseatlich mit ihrer angebornen muntern Laune, um dadurch der Gesellschaft Stoff zu witzigen Einfällen zu geben. Sie paßte so lange, bis irgend jemand einen erträglich lustigen Einfall vorbrachte, alsdann gab sie durch ihr Kichern dem Papagoy das Signal zum Lachen, worauf dieser nach seiner Art loslachte und ein eben so toller Auftritt erfolgte, als vorhin erzählt worden ist.

Nicht lange darauf empfahlen sich ein paar Herren unter dem Vorwande, Geschäfte zu haben. Indem ihnen Tesi's Bedienter, der Spanisch verstand, mit einer Fackel die Treppe hinab leuchtete, vernahm er deutlich, daß einer von ihnen sagte: Sie haben recht mein Freund! Es ist Pflicht, die Sache dem Großinquisitor heute noch anzuzeigen. Da er aber nicht wußte, wovon die Rede war, so achtete er nicht weiter darauf.

Am andern Morgen traten zwey Männer in das Vorzimmer, und hinter ihnen her zwey Träger, die einen großen Tragkorb niedersetzten, der mit einem schwarzen Tuche bedeckt war. Man begehrte die Dame des Hauses zu sprechen. Tesi war gerade im Besuchzimmer beschäftigt, ihrem Lieblinge sein Futter zu geben. Ha ha! fuhren die Schwarzmäntel heraus: Ist das der Papagoy, der die gestrige Gesellschaft in so großes Erstaunen gesetzt hat? — Zu dienen, erwiederte Tesi. Wer sind Sie? was ist ihnen gefällig? — Wir sind Diener der heiligen Hermandad, war die Antwort, und haben von dem Großinquisitor den Befehl, Ihren Papagoy an die Inquisition abzuliefern. Alles Protestiren seiner Gebieterin half nichts. Sie griffen rasch nach dem Käfigt, setzten ihn mit geheimnißvollem Gesicht in den Tragkorb, bedeckten ihn darauf mit dem schwarzen Tuche und so zogen sie in Prozession von dannen.

Tesi weinte bittere Thränen über den Verlust ihres geliebten Amico, wie sie ihn gewöhnlich nannte. Endlich aber faßte sie sich, ließ sich ankleiden und fuhr zu Farinelli, um ihn zu Rathe zu ziehen. Sogleich meldete er dem Könige den Vorfall, versicherte unter Aufwand von vieler Beredsamkeit, daß die Geschicklichkeit des Papagoy sehr natürlich zuginge; allein ohnerachtet der König endlich allen den vielen Gründen nachgab und sich ins Mittel schlug, so vergingen doch über acht Tage, ehe Tesi ihren geliebten Amico aus den Händen der Inquisition zurück bekommen konnte.

Nun wieder zurück zu ihrer Lebensgeschichte. Sie sang viele Jahre hindurch auf dem Wiener Hoftheater und ward kaiserlich belohnt. Als sie endlich bald an das funfzigste Lebensjahr kam, entfernte sie sich vom Theater und beschloß, den Rest ihrer Tage in Ruhe zu verleben. Prinz Hildburghausen, der ihr außerordentliches Talent von jeher zu schätzen wußte, bot ihr sein Haus, seine Tafel und einen angemessenen Gehalt an. Die beiden erstern Offerten nahm sie an, die letztere aber schlug sie gänzlich aus, so wie jedes Geschenk, das ihr der Prinz anbot. Man glaube ja nicht, als wenn zwischen ihr und dem Prinzen noch mehr als blosse Freundschaft und Kunstliebhaberey existirt habe. Der Erfolg wird das Gegentheil davon beweisen.

Sie war eine vortrefliche Frau von Charakter und weit über die Operistinnen von gewöhnlichem Schlage erhaben. Ich könnte sehr viel Züge zu ihrer Ehre anführen, aber ich will mich blos damit begnügen, ihre Heirathsgeschichte zu erzählen, die wenigstens von keinem gemeinen Charakter zeugt.

Ueberall wo sie sang war sie gewohnt von Jedermann Besuche anzunehmen; allein sie wußte allen und jeden Liebesanträgen dergestalt vorzubeugen, daß es nicht leicht einer wagte, damit heraus zu rücken. Unter den vielen Liebhabern, die für sie schmachteten, war auch der Duca di N. Eines Abends, als er zufälligerweise bey ihr allein war, benutzte er die Gelegenheit und machte ihr eine förmliche Deklaration. Tesi wies ihn auf eine sehr feine und elegante Art ab. Da er aber diese Abweisung für eine gewöhnliche Grimasse hielt, so ward er nur um so zudringlicher und machte enorme Verheis-

sungen. Mit Würde und Anstand wußte ihm Tesi darauf zu antworten und sich in solchen Respekt zu sezzen, daß sich der Duca beschämt zurückzog und keinen fernern Angriff zu machen mehr wagte. Aber seine Leidenschaft blieb darum dieselbe und wuchs noch eher mit jedem Tage. Je öfter er dies reizende Geschöpf auf dem Theater sah und hörte, desto mehr loderte seine Flamme auf. Er vertrauete sich einem seiner Höflinge. Dieser versuchte es für seinen Herrn zu negoziren, wurde aber eben so ernstlich abgewiesen, so daß sowohl er als der Herzog endlich einsehen mußten, es sey ihr schlechterdings auf diese Art beyzukommen unmöglich. „Nun so muß ich sie denn besitzen, fuhr der Herzog heraus, und sollte ich mich öffentlich mit ihr trauen lassen! Morgen Abend will ich sie mit einem förmlichen Heirathsantrag überraschen. Hüte Dich aber, ihr etwas davon merken zu lassen!“ — Der geschmeidige Höfling gelobte, wie sich denken läßt, die strengste Verschwiegenheit, gieng aber, um sich nach seiner Meinung bey seiner künftigen Herzogin in Gunst zu setzen, sogleich zur Tesi und entdeckte ihr unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit das große und schwere Geheimniß.

Allein was that die Tesi? Um der Zudringlichkeit des Herzogs, ein für allemal los zu werden, ohne ihn jedoch vor den Kopf stoßen zu dürfen, ließ sie denselben Abend noch den Theaterfriseur, einen schönen Mann, zu sich kommen, und trug sich ihm förmlich zur Frau an. „Wollen Sie mich, sagte sie zu dem angenehm bestürzten Tramontini, so ist hier auf der Stelle meine Hand und Morgen früh werden wir getraut. Ich setze Ihnen ein artiges Kapital an baarem Gelde aus, mit dem Sie nach Belieben negoziren können. Es soll wie

Alles

Alles was Sie dadurch gewinnen, Ihr vollkommenes Eigenthum bleiben. Die Haushaltung nehme ich allein auf mich, so wie alles was Sie an Kleidung und Meubels bedürfen. Übrigens soll Ihnen — dem versprochenen Kapitale unbeschadet — annoch der dritte Theil meines bereits erworbenen und noch zu erwerbenden Vermögens an Geld und Geldeswerth gerichtlich zugesichert werden; jedoch ist meine Hauptbedingung, von welcher ich ein für allemal nicht abgehe, daß Sie auf alle eheliche Gemeinschaft mit mir Verzicht thun. Ein körperliches Gebrechen, das ich mir nicht durch Ausschweifungen zugezogen, sondern mit auf die Welt gebracht habe, macht mich derselben durchaus unfähig. Können Sie nach dieser Erklärung sich entschließen, mir Ihre Hand zu geben, so sind wir morgen Mittag ein Paar. Bis morgen früh gebe ich Ihnen Bedenkzeit." —

Man kann denken, daß der entzückte Frieseur ihr auf der Stelle, statt einer, beyde Hände gereicht haben werde. Kurz, den andern Tag um neun Uhr fuhren beyde zum Bischof, um sich die Erlaubniß auszuwürken, sich sogleich in der nächsten Pfarrkirche kopuliren lassen zu dürfen. Sie erhielten sie, nach jenen Eröfnungen, ohne Umstände und um eilf war die Trauung vollzogen, so wie auch das Instrument vom Notar, der ihrer bereits zu Hause harrete, sogleich darnach ausgefertigt und unterzeichnet wurde. Nach dem festlichen Mittagsmahle wurden Tramontini's Habseligkeiten in ihr Quartier geschaft, und sie zählte ihrem nunmehrigen Gatten, der nun im Himmel war, baar und richtig zweytausend Zechinen auf.

Man kann sich das Erstaunen und die Verlegenheit des Herzogs vorstellen, als er am Abend den transmutirten, festlich geschmückten Tramontini neben seiner angebeteten Tesi vertraulich sitzen sahe und endlich gar von ihr den Aufschluß eines für ihn schrecklichen Räthsels erfuhr. So schonend sie dabey zu Werke gieng, und so viel Gewalt er sich anthat, sich in den Grenzen der Feinheit und einer anständigen Gleichgültigkeit zu halten, so konnte er doch das Gefühl seines gekränkten Stolzes nicht verbergen; sondern empfahl sich bald darauf kalt und vornehm, und kam nie wieder.

Uebrigens lebte sie mit ihrem Manne ganz glücklich. Viele Jahre lang wohnte sie mit ihm im Palais des Prinzen, bis letzterer nach Hildburghausen zog, woselbst er die Vormundschaft über den damals noch unmündigen Herzog übernahm. Die Tesi durfte Alters und Kränklichkeits halber so eine Reise nicht mehr unternehmen, deshalb separirte sie sich von ihrem Durchlauchtigen Freunde, blieb in Wien und starb daselbst einige Jahre darauf. Ihr Vermögen, das sie hinterließ, belief sich auf beynahe dreymalhunderttausend Gulden. Laut Kontrakt erbte ihr Mann davon das Drittel und das Uebrige fiel — ich weiß nicht mehr an wen, der aber die Verbindlichkeit auf sich nehmen mußte, ihrer Dienerschaft Lebenslänglich doppelten Lohn und ihre ganze zurückgelassene Garderobe zur gleichen Theilung abzureichen.

Ruhe sanft, verklärtes Weib! Bis zu meinem letzten Hauche will ich deine Asche verehren.

Fünftes Kapitel.

Trani mein Lehrmeister. Wie ich vom krumbeinigten Matthes gedemüthigt werde. Die Uhr.

So gesprächig auch der Rückblick auf unsere Jugend zu machen pflegt und so wichtig uns selber auch jeder Umstand darin vorkommt, so darf man doch nicht wohl annehmen, daß dem Leser mit einer umständlichen Erzählung an sich geringfügiger Vorfälle und Ereignisse aus jener Zeit gedient seyn könne. Ich will also nur noch ganz kürzlich sagen, daß in allen Stücken auf das vollkommenste für meinen Unterhalt und für meine Bedürfnisse gesorgt war. Ich hatte meinen bestimmten Platz am Offiziantentische, auf welchem gegen dreyßig Gedecke sich befanden und wo täglich sieben Essen aufgetragen wurden, und des Abends ward mir mein Essen auf das Zimmer geschickt. Ueberdem erhielt ich Monathlich fünf Gulden dreyßig Kreuzer Taschengeld, von deren Verwendung ich indeß Herrn Bremer Rechenschaft ablegen mußte. Ein Bedienter des Prinzen, der eine Zulage dafür erhielt, mußte mich täglich frisiren und

für Wäsche und anderweitige Reinigung ward ebenfalls auf das beste gesorgt, so daß ich also in Wahrheit von dem Prinzen sagen kann, er sorgte wie ein Vater für mich.

Nach der ersten Mahlzeit, die mein Vater hiermit einnahm, kam er noch einmal auf mein Zimmer, ermahnte mich, mein Glück nicht durch üble Aufführung zu verscherzen, gab mir seinen väterlichen Seegen und, nachdem ich ihm gerührt die Hand geküßt hatte, verließ er mich.

Unterdeß kann ich eben nicht sagen, daß meine Betrübniß länger als einige Augenblicke gedauert hätte. Ich hielt eine Revision mit meiner Garderobe, begaffte noch einmal Stück für Stück, absonderlich aber ergötzte ich mich an dem schönen Galakleide. Es war von dem feinsten französischen Tuche und mit prächtigen silbernen Borten über und über verbrämt. Darüber kann ein eitler Kammerpage schon seinen Vater vergessen!

Noch an eben dem Tage ward ich zum Prinzen gerufen, welcher mir Herrn Trani, der so eben bey ihm war und vor dem ich eine Probe meines Spiels ablegen mußte, als meinen künftigen Lehrmeister auf der Violine vorstellte. Ich kann in Wahrheit sagen, daß dieser Mann sich meine musikalische Bildung mit allem Eifer angelegen seyn ließ.

Von dieser Zeit an lebte ich genau nach Vorschrift meines Reglements, das ich fleißig durchlas, und so verstrichen drey Monathe, an die ich gern zurück denke. Kurz zuvor, als wir so eben nach Schloßhof abreisen woll-

wollten, kam mein Vater zu mir und brachte mir die frohe Nachricht, daß der Prinz auch meinen ältern Bruder Joseph in seine Dienste genommen und ihm nebst Wohnung und Tisch jährlich dreyhundert Gulden akkordirt habe, daß er also ebenfalls auch mit nach Schloßhoff gehen würde. Ich konnte mich kaum lassen für Freude, und da ich nun wußte, daß mein Vater gern bisweilen ein Gläschen guten Cyperwein trank, wie er denn bey außerordentlich vergnügter Stimmung meinen ältern Bruder oder mich in das Gewürzgewölbe zum grünen Kranz auf dem Graben mitzunehmen und dort eine Flasche davon auszustechen pflegte, so steckte ich heimlich dem krumbeinigten Hausknecht, meinem Aufwärter, einem schlechterdings närrischen Menschen, einen Thaler zu und ließ heimlich eine holen.

Unterdeß mußte ich meinem Vater, der begierig war zu hören was ich bey meinem neuen Lehrmeister für Fortschritte gemacht hätte, etwas vorspielen. Ich nahm die gestochene Sammlung der Lokatellischen Sonaten, die ich von diesem bekommen hatte. So altväterisch diese Sonaten zu jetziger Zeit klingen möchten, so will ich sie doch jedem angehenden Schüler auf der Violine — nicht zum Produziren, sondern zum Exerziren, bestens empfohlen haben. Er wird bey Erlernung derselben große Progressen im Fingersatz, in verschiedenen Strichen, Arpeggio's, Doppelgriffen u. s. w. machen.

Meinem Vater gefiel die Ueberraschung, seinen geliebten Cyperwein, dem er ohnehin heute zuzusprechen sich in der Freude seines Herzens vorgenommen hatte, bey mir in aller Bequemlichkeit zu finden, und meine Auf-

Aufmerksamkeit gar sehr, und er blieb lange und gab uns einige freundliche Lehren über das Hofleben, die er mit launigten Anekdoten würzte. Und als er am Abend fortgieng, schenkte er mir einen blanken Kremnitzer Dukaten zum Ersatz für meine Auslagen, wie er sagte, und der närrische Kauz von Hausknecht trug auch einen Gulden davon, wofür er auf seinen einwärts gedreheten Füßen wie toll und thörigt umher sprang.

Dieser Umstand wäre nun an sich nicht der Rede werth; aber da ich die eben nicht sehr lobenswürdige Gabe hatte, die Grimassen und Lächerlichkeiten anderer Menschen sprechend nachzuahmen, so kopirte ich am andern Morgen den Hausknecht, und indem ich grade wie er mit schiefen Beinen die Stube auf und ab tanzte und wir beyde, Herr Bremer und ich, uns halbtodt darüber lachen wollten, trat das Original mit dem Frühstücke herein. Der Jubel ward nun natürlich um so größer, und ich trieb getrost mein Wesen noch ein Weilchen so fort, worauf der ehrliche Hausknecht aber nicht Acht zu haben schien. Aber — er trug mirs nach, und ich büßte noch an demselben Tage für meinen unziemlichen Kurzweil sehr empfindlich.

Als ich es mir nämlich beygehen ließ, ihn über Tische dem Gelächter Preiß zu geben und eingedenk jener Heldenthat, wovon ich die Gesellschaft in seiner Abwesenheit schon unterhalten hatte, ihn auch noch hier in seinem gestrigen Veitstanze kopirte, — weil er selbst davon auf dringendes Verlangen der Gesellschaft nicht die Probe ablegen wollte, — so lachte er zwar erst selber zum Ersticken mit, stellte sich aber darauf, als alles wieder ruhig geworden war, mit dem Teller hinter

den

den Stuhl eines Tischgenossen mir gerade gegen über, sahe mich freundlich an und sagte mit angenommener Einfalt: „Es ist wahr, junger Herr, ich habe meine Freude über Ihre Geschicklichkeit. Sie haben meine Künste nur ein einzigesmal gesehen und doch gleich getroffen. Wenn Sie es doch auf Ihrer Violine auch so geschwind treffen möchten! Aber ja — da haperts denn manchesmal gar sehr. Es trift gemeiniglich, daß ich gerade um die Stunde, wenn Ihr Lehrmeister da ist, den Gang auskehre und da höre ich denn gar oft, daß er Ihnen so einen Schnörkel vorzeigt, und da wollen Sie es nachmachen, und da gehts nicht, und da sagt der Lehrmeister da Capo und dann gehts immer noch nicht und das währt so hinter einander oft zwanzigdreyßigmal und da quikt es bisweilen so garstig, als wenn sich ein Paar Dutzend Katzen herumbissen. — Apropos, Herr Haushofmeister, ich habs Ihnen schon die vorige Woche melden wollen, daß, seit der junge Spaßmacher da — indem er auf mich zeigte — im Hause ist, sich die vielen Ratzen und Mäuse halter ganz verlohren haben.“ —

Brav Matthes! fiel ich ihm ein; Er hat mich für meinen Muthwillen gut bezahlt; ich habs um ihn verdient. — Pfuy, Matthes! sagte Herr Ebert, da habt Ihr einmal wieder gezeigt, daß Ihr ein plumper, grober Hausknecht seyd und nur mit der Holzaxt umzugehen wisset. Nun möcht ihr selber zusehen, wie Ihr den Kammerknaben wieder gut macht! — „Nichts für ungut, junger Herr, sagte er nun im gutmüthigsten Tone von der Welt, es fuhr mir nur so heraus und ich habs so böse nicht gemeynt; verzeihen Sie mir!“ — Von Herzen gern, lieber Matthes, antwortete ich; aber

nicht

nicht nur verzeihen, sondern danken muß ich ihm für seine gute Lehre. Da ist ein Zwanzigkreuzerstück; trinke er ein Maaß Wein dafür. Er hat seine Sache gut gemacht!

Am Abend des folgenden Tages ward ich unvermuthet zum Prinzen gerufen, mit dem Bedeuten eine Sonate mitzubringen, die ich von Herrn Trani so eben gelernt hatte. Ich kam. Die Madame Tesi und Bonno waren eben bey ihm. „Nun, redete mich der Prinz an, du wirst dich vielleicht schon oft gewundert haben, daß ich dich seit eilf Wochen noch niemals spielen ließ; aber ich wollte nur um so mehr deine Fortschritte bemerken. Nun spiele!“ — Ich spielte meine Sonate, zu welcher Hubaczek akkompagnirte, zu seiner Zufriedenheit. Er winkte darauf Hubaczek sich zu entfernen; da ich aber glaubte, es gälte auch mir, so wollte ich mit ihm fort. Bleib da, sagte der Prinz — oder bist du etwa schon schläfrig?

Ich. O nein, Ew. Durchlaucht; es ist ja noch nicht spät.

Er. Wie viel Uhr ist es?

Ich. Ich will sehen (indem ich hinausgehen wollte.)

Er. Wohin schon wieder?

Ich. In die Antichambre, um nach der Uhr zu sehen.

Er. Dummer Teufel! Kannst ja nach deiner Uhr sehen.

Ich. Nach meiner?

Er.

Er. Ja!

Ich. Ich habe keine Uhr.

Er. Wie? Du hast keine?

Ich. Nein, Ihre Durchlaucht.

Er. Und hast doch deine Lehrstunden pünktlich gehalten? Wie hast du das angestellt?

Ich. Wenn ich wissen wollte, wieviel es an der Zeit war, gieng ich nach der Antichamber.

Er. Das ist ja aber abgelegen.

Ich. Ich habe ja gesunde Füße.

Er. Nun! damit du fürs künftige nicht mehr nöthig hast, wegen der Uhr Treppe auf Treppe ab zu laufen (hier zog er eine Uhr hervor und gab sie mir) so nimm diese, und geh nach deinem Zimmer.

Ich küßte dem Prinzen dankbar die Hand, und gieng nach der Thür.

„He! Apropos! rief er; noch eins; komm her! Ich höre, daß du hübsch singen und tanzen kannst und daß du dies von dem Hausknecht Matthes gelernt hast. — Das Blut stieg mir ins Gesicht und ich verstummte. — Sey nur ruhig, sagte der Prinz; die Röthe deines Gesichts beweist, daß du dich schämst und bürgt mir zugleich, daß du dir alle Mühe geben wirst, nie wieder schamroth zu werden. Uebrigens sehe ich es viel lieber, wenn meine Leute eines muntern Temperaments sind und Geistesgegenwart haben, als wenn sie phlegmatischen Schildkröten gleich sind, die sich nicht zu helfen wissen. Du hast zwar gefehlt; aber daß du deinen

Feh-

Fehler auf der Stelle reparirt hast, macht deiner Gegenwart des Geistes — auf diese Worte legte er einen besondern Akzent — Ehre. Und nun geh, mein Sohn!

Welch ein gütiger Mann! Wie fein wußte er selbst dem Knaben zu geben! Und wenn ich auch, wie ich hinterher erfuhr, das Präsent nicht meinen Fortschritten in der Musik, sondern seiner Zufriedenheit mit meiner Geistesgegenwart verdankte, wovon er sehr viel zu halten pflegte; so war es doch eben so klug als schonend von ihm, mich in diesem Glauben zu lassen.

Sechstes Kapitel.

Reise nach Schloßhof und mein erster Aufenthalt daselbst. Tragikomische Wolfsjagd. Privat-Schützengilde. Reisende Komödianten. Pergolesi's Serva Padrona in einer Wagenremise.

Schloßhof, wohin der Prinz und der gesammte Hofstaat Anfangs Juny abgieng, war ein herrlicher Sommeraufenthalt. Schloß und Garten waren prächtig, und der Ort schien eine halbe Stadt zu seyn. Held Eugen von Savoyen, der im Gedächtnisse jedes patriotischen Oestreichers lebt und der seinen Geschmack in der Baukunst an dem Palais Belvedere zu Wien, das jetzt dem Kaiser gehört, bewährt hat, hatte dieses Schloßhof von Grund aus erbaut und eingerichtet. Ein Beweis seiner vorzüglichen Schönheit ist, daß Kaiser Franz so viel Wohlgefallen daran fand, daß er die ganze Herrschaft dem Prinzen abkaufte und sie der Erzherzogin Christine, die er vorzüglich liebte, verehrte.

Einige Tage später kam Herr Trani und mit ihm Herr Pompeati. Letzterer war in seinen jüngeren

Jahren einer der ersten Solotänzer; als er aber älter wurde und das Theater verließ, gab er Lektion im Tanzen und auch in der italienischen Sprache. Dieser unterrichtete mich und den Pagen Baron Ende, im Tanzen und im Italienischen. Letzterer zeigte viel Fähigkeit in beyden; dies war ein Sporn für mich, und ich begriff alles so gut wie er.

Trani brachte mir eine außerordentlich schöne Violine mit, die der Prinz für mich durch ihn hatte kaufen lassen. Ich habe sie, so viel Käufer ich auch von jeher dazu fand, lebenslang behalten und erst vor zwey Jahren meinem ältesten Sohne geschenkt.

Meine Lehrstunden, zu welchen noch das Reiten kam, worin mir wechselsweise der Kavalier des Prinzen, Baron Beust und der Stallmeister Unterricht gaben, giengen hier wie in Wien ihren ordentlichen Gang fort. Ueberdies mußte ich bey der Tafel abwechselnd mit dem Pagen aufwarten. Da nun bey derselben wegen der Mad. Tesi größtentheils italienisch gesprochen wurde, so kam mir dieses so wohl zu statten, daß ich mit ihr in einigen Monathen schon ziemlich fertig sprechen konnte. Mit dem Prinzen aber durfte ich keine andere Sprache als die französische reden, um mich auch darin zu üben. Wenn ich nun manchmal ein Wort oder eine Konstruktion nicht recht vorbrachte, so war er immer so gnädig mich zu verbessern und mich dasselbe noch einmal sagen zu lassen.

Bey dieser Gelegenheit erinnere ich mich eines komischen Vorfalls, den ich zum Kurzweil meiner Leser etwas weitläuftig erzählen muß.

Trani hatte die Erlaubniß zuweilen Hasen und Rebhüner zu schießen; Fasanen aber und anderes Wild zu erlegen war ihm untersagt. Die Tesi erzählte zufälligerweise an der Tafel, daß sie ihn heute früh mit der Flinte habe auf die Jagd gehen sehen. Da ich gerade die Aufwartung hatte, so fragte mich der Prinz auf französisch: ob er schon zu Hause wäre? Je crois qu'oui, antwortete ich. Eh bien allez le demander s'il a pris quelque chose! — Ich ging auf Trani's Zimmer und fand ihn im Bette. Er lag auf der rechten Seite und hatte einen Schlafrock an. Da er nun von der Wuth besessen war, immer deutsch sprechen zu wollen, so jämmerlich er es auch radbrechte, so begann folgender Dialog unter uns.

Ich. Sind sie krank?

Er. Bin ik justament nik krank, aber bin ik müd come un can da Caccia (wie ein Jagdhund), weil ik aben lauff wie der Teuff.

Ich. Aha! Sie liegen nur im Bette um auszuruhen.

Er. Ma! Muß ik dock in die Bett lieg, weil kann ik nik sitz.

Ich. Der Prinz läßt Sie fragen, ob Sie etwas auf Ihrer Jagd bekommen haben?

Er. Ab' ik schissen eine — eine wie eißt man una lepre?

Ich. Ein Haase.

Er. Si, Si! an Aas, an Aas. Un wenn ik ab schissen, der Aas ab mak an Purzel, un is bleib

lieg, und da ab ik lauf hin um den Aas zu nemm; aber der Aas is aufspring un is marschir ein Stückl, un der ane Fuß aben mack (hier schlenderte er mit der Hand) wickele wackele, un is wieder bleiben sitz, un da aben ik wieder lauff, und da hat die Aas wieder aufspring un is lauff in die dicke Wald un da ab ik die Aas nimmer find und verlier. Un weil is geweßt so warm un ik ab lauff wie ane Rebock, ab ik schwitz wie an Bratl bey die Feuer, un statt daß ab ik bekomm ane Aas, ik ab bekomm ane großmächtge Wolf. — Wenn Sie geh nunter suk Sie die Ausneck, soll mir bring an frische Wasser un ane — ane — wie eißt man Spunga?

Ich. Spunga! das versteh ich nicht.

Er. Aspettate! will ik explizir. Spunga is ane Ding, wenn man leg in Wasser, trink alle Wasser aus, un wenn man darnak nimm in die Hand un druck, spey alle Wasser wieder von sick.

Ich. Vielleicht meinen sie einen Schwamm?

Er. Si, Si, caro figliuolo! ane Schbom, ane Schbom.

Ich ging, bestellte alles an den Hausknecht, und während dem Gehen überlegte ich, wie ich das, was ich gehört hatte, dem Prinzen auf französisch sagen sollte. Ich begriff wohl, daß Trani keinen Wolf geschossen haben könne; was er aber damit hatte sagen wollen, verstand ich nicht und war in Verlegenheit. Unterdeß, dacht' ich, ich will es anbringen, so gut ich kann; werde ich fehlen, so wird mich der Prinz zurecht weisen.

Kaum

Kaum kam ich zur Tafel zurück, so rief mir der Prinz entgegen.

Eh bien?

Ich. Mr. Trani est au lit.

Er. Est-il malade?

Ich. Pas justement malade, mais il dit qu'il est fatigué comme il fait chaud aujourd'hui.

Er. Mich korrigirend. Parce qu'il fait chaud.

Ich. Parce qu'il fait chaud.

Er. A-t-il tué, a-t-il pris quelque chose?

Ich. Il a tué une lièvre, et la liévre est tombée. Il est courru pour prendre la lièvre, et quand il est arrivé, la lièvre est courrue de nouveau, et son pied etoit en deux.

Er. Fracassé.

Ich. Fracassé. Enfin la lièvre est entré au bois, et il a perdu la lièvre. Mais au lieu de la lièvre il a pris un très grand loup.

Er. Alle Wetter! das ist scharmant! Ganz gewiß ist das der Wolf, den meine Jäger im vorigen Jahre gespürt haben und nie zum Schuß bringen konnten. Hört ihr! sprach er zum Büchsenspanner, der ein Schwabe war: Trani hat einen Wolf geschossen. Selbst hat er ihn nicht können nach Hause tragen. Geht hinauf! fragt ihn wo er liegt; laßt ein paar Mayerpferde anspannen, fahrt mit und bringt den Wolf gerade ins Schloß, ich will ihn sehn.

I so schlag der Hagel drein! sagte der Schwabe, indem er gehen wollte. Wer hätte solle denke, dasch es so einem Fliegeschütz gelinge sollt, mit seinem Spritzbüchsel den Wolf zu schieße? — Ich sprang ihm aber nach, hielt ihn beym Rocke und sagte, er möchte nur bleiben; darauf wandte ich mich mit den Worten zum Prinzen: Verzeihen Ew. Durchlaucht! ich habe es vielleicht auf französisch nicht so ausgedrückt, wie es Herr Trani sagte. — „Nun sage es auf deutsch, aber gerade so, wie Trani geantwortet hat.“ — Ja, da möchte es herauskommen wie mit dem Hausknecht Matthes. — „Wie das?“ — Wenn ich sein deutsch so wiedersage, so wird man glauben, ich wolle ihm nachspotten. — „Für diesmal erlaube ichs dir; rede!“

Ich wiederholte also den obigen Dialog so getreulich als möglich, und der Prinz schmunzelte nicht wenig dabey. Als ich aber endlich auf den „großmächtigen Wolf“ kam, da platzte der Prinz mit einem hellen Gelächter heraus und schrie: Nein, nein den mag ich nicht sehen — den mag der Teufel sehen! Alles brach mit ihm aus, und diese Geschichte divertirte den Prinzen so sehr, daß er den Trani, so oft er ihn zu Gesichte bekam, immer fragte: wieviel er schon Wölfe seit dem großmächtigen geschossen habe?

Der Prinz war ein passionirter Liebhaber und großer Kenner von der Jagd, daher war es kein Wunder, daß auf seiner Herrschaft sowohl die hohe als niedere Jagd im blühendsten Zustande war. Doch konnte er selbst für seine Person seine Jagdlust nicht sonderlich mehr befriedigen, denn das Laufen und Gehen behagte sei-

seinen schwachen Füßen nicht mehr. Daher liebte er die Treibjagd auf Rothwildpret am meisten, weil er dabey ruhig auf einem Feldsessel sitzen konnte. Weil nun außer dem Prinzen, der Madame Tesi und dem Baron Beust, die sich dem Wild nicht sonderlich furchtbar machten, Niemand jagte, so nahm das Wild überhand und brach durch. Der Prinz ließ daher von sieben aus der Kapelle, worunter Trani und mein Bruder waren, Sonntags Nachmittags ein Scheibenschießen halten, um sie zu Schützen zu bilden, und sie gegen die übermüthigen Hirsche zu führen. Da ich mich am ersten Sonntage ebenfalls auch auf dem Platze einfand und über die Manövres meine große Freude bezeugte, und Lust äußerte, mit zu schießen, so ließ der Prinz aus der Gewehrkammer von den Markus Zellnerischen Kugelbüchsen Nummer Eins holen und war selbst so gnädig, mich zu unterrichten, wie ich mir den Auflegebalken einpassen sollte, zeigte mir, wie man das Pulver auf die Batterie schütten und wie man Absehen und Korn besehen sollte, und siehe! als ich losdrückte, traf meine Kugel einen Zirkel im Fleck. Ey bravo! sagte der Prinz; Du triffst ja mehr, als Noten! und sogleich nahm er mich in die Schützengesellschaft auf. Es wurde späterhin aus freyer Hand geschossen und Strümpfe und Schnupftücher wurden als Prämien ausgesetzt. Ich bekam ebenfalls auch meinen Theil davon.

Auch in meiner Lektion im Reiten gieng es so gut, daß ich bald des Morgens mit dem Baron Beust, der ein vortrefflicher Reiter war, und nachher sogar mit dem Prinzen selber ausreiten durfte. Ich war wie im Himmel. Dazu kam noch eine Unterhaltung, die für mich das non plus ultra war, und unstreitig meinem

kleinen Talent zur dramatischen Musik den ersten Anlaß gab, so wie sich meine entschiedene Vorliebe für das Theater, die sich zu allen Zeiten meines nachherigen Lebens gleich stark äußerte, sich mit in den ersten Eindrücken gründen mag, die ich in dieser sorglosen, heitern Jugendzeit und bey diesem Zusammenfluß von Umständen und an einem so reizenden Orte, wie Schloßhof, bey den ersten Vorstellungen empfand.

Ein gewisser Piloti, Direkteur einer Komödianten-Truppe, kam mit seiner Frau und noch einem Akteur in die Taverne gefahrenund ließ sich beym Prinzen melden. Er wurde vorgelassen, und erzählte, wie er in Preßburg vom November bis Ende May spiele, im Sommer aber mit einigen seiner Gesellschaft die kleinern Städte in Oestreich bereise; er bitte sich die Erlaubniß aus, auf vierzehn Tage herkommen und vor dem Hofstaat spielen zu dürfen. Auf die Frage, welche Gattung von Stücken er zu geben im Stande sey, nennte er eine Menge Lustspiele, auch, setzte er hinzu, habe er die Serva padrona von Pergolesi in Bereitschaft, die er auf vieles Begehren über dreyßigmal in Preßburg habe aufführen müssen und wobey er jedesmal das Haus voll gehabt; mit seiner Frau und dem einen Schauspieler sey er im Stande, heute noch dies Intermezzo aufzuführen, weshalb er auch die nöthigen Kleider dazu schon mitgebracht habe. Obschon beyde keine Italiener wären, so wenig als er, wiewohl er von einem italienischen Vater abstamme, so sprächen sie beyde doch im besten Nationalakzent, denn er habe sich dieserhalb um sie viele Mühe gegeben. Wenn denn also, fuhr er fort, Ew. Durchlaucht das Stück noch heute zu hören befehlen, so kann ich es in jedem Zimmer, wenn ich nur etliche spanische Wände habe, aufführen. —

Meinetwegen, sagte der Prinz! und sofort ließ er den Haushofmeister kommen und bestimmte die Sala terrena dazu, auch befahl er die drey Gäste anständig zu bewirthen.

Nachdem nachher das Intermezzo, der Tempo's wegen, mit einigen Violinen durchlaufen war, ward es gegeben, und Niemand, weder der Prinz, Mad. Tesi und Bonno, noch die ganze Kapelle konnten der Aufführung ihren verdienten Beyfall versagen. Nach Endigung desselben gieng der Prinz mit dem Direkteur in den Garten und ward mit ihm einig, daß er vom ersten July bis letzten October in Schloßhof um einen gewissen Preiß täglich, außer jenen vom Hofe verbotenen Tagen, spielen sollte. Der Platz wurde ihm in einer Wagenremise, die Prinz Eugen so schön gebauet hatte, daß sie vielmehr einem Salon glich, angewiesen.

Welche frohe Aussicht für mich! Mit klopfendem Herzen harrte ich der Ankunft der Gesellschaft, von der ich bis dahin so viel ungekannte Freude erwartete, und zählte Tage und Stunden und es war mir, als wenn der Juny gar nicht zu Ende gehen wollte. Meine Zerstreuung in den Lektionen nahm überhand und es war hohe Zeit, daß Piloti nicht länger, als einige Tage noch auf sich warten ließ. Er brachte eine Gesellschaft von acht Mitgliedern mit, schlug sein Theater auf, das wirklich recht artig und noch im geringsten nicht abgenutzt war, so daß man ihm, wie so oft bey herumwandernden Truppen, überall die Drangsale des Zufalls hätte ansehen können. Mit dem ersten July begann richtig die erste Vorstellung, und täglich bis zu Ende Oktobers wurde gespielt. Der Prinz, der nie froh war, wenn

er nicht auch Andere an seinen Vergnügungen Theil nehmen lassen konnte, erlaubte den freyen Zutritt nicht nur seinem gesammten Hofstaat und den Wirthschaftsbeamten, sondern auch jedem Fremden, ja selbst dem Bauervolk, jedoch letztern nur an Sonn- und Feyertagen.

Bey allen diesen abwechselnden Unterhaltungen, die mir den Aufenthalt in Schloßhof zum Paradiese machten, kann ich doch nicht sagen, daß ich in meinen Studien darüber nachläßig geworden wäre. Sie munterten mich vielmehr auf, und wenn ich dadurch auch keinen Beweis der angeflammten Genialität gegeben haben sollte, die nicht ruht und rastet und selten thut, was sie soll, so bin ich damit sehr wohl zufrieden, und meine Rechtlichkeit, mit der ich mich in Zeit und Geschäfte fand, ist mir in meinem Leben sehr wohl zu Gute gekommen.

Siebentes Kapitel.

Ich produzire mich in Wien. Zweckdienliche Epistel für Virtuosen. Kadenzen. Urtheil einer Wiener Excellenz über Mozarts und — Dülons Phantasien.

Anfangs November trafen wir wieder in Wien ein. Meine Lehrstunden hatten sich um zwey vermindert, denn Reiten und Tanzen fielen weg; aber ich gewann dadurch mehr Zeit, mich für mich allein üben zu können, und das ist bey dem, der es auf einem Instrumente weit bringen will, wie überhaupt bey allen Dingen, die Hauptsache. In der Musik insonderheit kann man ohne das zu gar nichts kommen.

Trani sagte mir, ich müßte mich nun bereit halten, bey jeder Akademie (wie man in Wien die Konzerte nennt), die der Prinz den ganzen Winter hindurch alle Freytage dem hohen Adel zu geben gewohnt war, mit einen Solo aufzutreten. — Lokatellische,

Zuk-

Zuckarlinische und Tartinische Stücken, wie Sie deren haben, sind zum Exerziren gut, aber nicht zum Produziren; auch sind sie hier schon zu bekannt. Also werden Sie jedesmal Ferrarische Stücke, von welchen Sie bereits drey Konzerte und vier Sonaten gelernt haben, spielen. Da aber diese nicht hinreichend sind, so müssen wir uns inzwischen auf neue präpariren, und die Ferrarischen sind gerade die besten zu Studien.

Ferrari, der große Virtuose auf der Violine, war zwey Jahre vorher, ehe ich in die Dienste des Prinzen trat, zu Wien, hielt sich bey drey viertel Jahr daselbst auf und ärndtete sowohl beym kaiserlichen Hofe als auch bey der Theater-Direktion, so wie bey Privatliebhabern nicht nur den größten Beyfall, sondern auch die reichlichste Belohnung ein. Ich habe ihn nie spielen gehört; aber ganz Wien hielt ihn damals für den größten Violinspieler. Seine Konzerte und Sonaten, die ich noch immer im Gedächtniß habe, verdienen heute noch Bewunderung. Bey seiner Anwesenheit in Wien wurde Trani sein Busenfreund; überall, wo Ferrari sich hören ließ, mußte er akkompagniren. Das wirkte so auf ihn, daß er sich Ferraris Methode, Fingersatz, Strich und Vortrag ganz zu eigen machte. Zur Dankbarkeit für das vielfältige Akkompagniren erlaubte Ferrari ihm, seine schönsten Konzerte und Sonaten abschreiben zu dürfen.

Ungeachtet Trani schon einige Jahre nicht mehr Solo spielte, hatte er doch die Gabe, seinen Schülern das beyzubringen, was er selbst nicht mehr auszuüben vermochte. So kam es denn, daß ich die Ferrarischen

Stük-

Stücke ganz nach dem Geschmack ihres Schöpfers spielen lernte, weshalb mich manche Wiener im Scherz Ferrari's kleinen Affen nannten.

Als ich das erste Mal vor dem hohen Adel auftrat, ward mein Spielen mit allgemeinem Beyfall aufgenommen. Mein Lehrmeister erhielt von allen Anwesenden viele Lobeserhebungen. Einige sagten sogar, daß er an mir einen neuen Ferrari hergestellt habe.

Allein am andern Morgen, als er zur gewöhnlichen Lektionsstunde zu mir kam, bemerkte ich, daß er etwas auf dem Herzen hatte; denn er machte sich, ehe er anfing, so vielerley zu thun, was er immer pflegte, wenn er mir eine Epistel zu lesen hatte. Ich glaubte, wir würden uns beyde noch von gestern her in gleicher Trunkenheit begegnen und ich konnte daher seinen kalten Ernst nicht begreifen, auch nicht, daß er von selber mit keinem Wort meiner gestrigen Lorbeern erwähnte. Auf meine Frage, ob er etwas gegen mich habe, antwortete er: nein! aber wohl gegen das gestrige Publikum, da Sie's doch wissen wollen. — Ich stutzte. — Dies soll Sie nicht beleidigen, fuhr er fort. Sie haben sich, mir und dem Prinzen Ehre gemacht; ich bezeige Ihnen darüber auch meine vollkommene Zufriedenheit. Indeß hören Sie mir aufmerksam zu und prägen sie es Ihrem Gedächtnisse ein.

„Man hat Ihnen applaudirt; aber merken Sie wohl! nur darum applaudirt, weil Sie noch ein Kind sind und man Ihnen weniger Geschicklichkeit zutrauete, als man wirklich fand. Hätten Sie in Ihrem sechzehnten Jahre so wie gestern gespielt, so würde man Ihr

Spiel

Spiel nicht einmal bemerkt, noch vielweniger bewundert haben. Man hat mir zwar in Ihrer Gegenwart gesagt, daß ich in Ihnen einen zweyten Ferrari hergestellt habe; aber ich versichere Sie, daß das nicht nur ein bloßes Kompliment, sondern eine offenbare Unwahrheit ist; denn ich sage Ihnen frey heraus, daß Sie bis jetzt noch kaum ein Schatten von dem großen Ferrari sind. Es ist meine Pflicht Ihnen reinen Wein einzuschenken, und damit einem frühzeitigen Dünkel vorzubeugen, der sich nur zu bald einstellt und junge Virtuosen unausstehlich macht. Dagegen verspreche ich Ihnen aber auch und kann es, da ich Ihre Anlagen am besten kenne, daß Sie, wenn Sie mit dem Fleiß wie bisher fortfahren, Sie in Ihrem sieben- oder achzehnten Jahre mit Recht verdienen werden, einem Ferrari an die Seite zu stehen. — Suchen Sie, fuhr er fort, bey jedem großen Virtuosen, es sey in der Violine, Singstimme oder andern Instrumenten mit aller Sorgfalt auszuspähen, was seine Eigenthümlichkeiten sind, worin er vorzüglich exzellirt, und dann bestreben Sie sich, die seltenen und ächten Schönheiten, nicht sklavisch, sondern auf eine liberale Art nachzuahmen und sich zu eigen zu machen, und lassen Sie sich insonderheit durch Ihr eigenes Gefühl leiten. Dann wird ein Künstler aus Ihnen werden." — Und nun zur Lektion mein Sohn!

Bisher hatte mich Trani zu den Ferrarischen Konzerten und Sonaten Kadenzen von seiner eigenen Erfindung gelehrt; da er mir aber ein neues Konzert zum Einstudiren brachte, sagte er, von nun an müsse er mir die Erfindung davon selbst überlassen.

Bey dieser Gelegenheit will ich eine hierher gehörige Bemerkung machen.

Kadenzen (in älteren Zeiten legte man denselben den Namen Capriccio bey) waren damals gänge und gäbe, aber blos in der Absicht, damit der Virtuos seine Geschicklichkeit, aus dem Stegreif etwas hervorzubringen, zeigen könnte. Nachher aber kam man davon ab, vermuthlich deswegen, weil durch die Ungeschicklichkeit des Tonkünstlers manchmahl das, was er im Konzerte selber gut vortrug, bey der Kadenz wieder verhunzt ward. Dagegen aber entstand eine neue Sitte, die ich nur beym Fortepiano und an Männern, wie Mozart, Clementi und andern großen schöpferischen Genies leiden mag, die, um durch das sogenannte Fantasiren ihre schnelle Empfindungskraft zu zeigen, in ein simples Thema übergehen, das sie alsdann nach allen Regeln der Kunst einigemal variiren. Da fanden sich denn aber sehr bald eine Menge kleiner Männerchen, die das alles, wie die Affen, nachmachten, und jetzt ist die Variir- und Fantasirsucht so allgemein, daß man überall, wo man in Konzerten ein Fortepiano anschlagen hört, gewiß seyn darf, mit verkräuselten Thematen regalirt zu werden. Und es wird einem nun gar übel, wenn man unbärtige Burschen Unternehmungen, worauf sich nur Meister einlassen sollten, waghalsen hört, und man möchte davon laufen, wenn man ihre mit Katzensprüngen und anderm tollen Zeuge angefüllte unreife Hirngeburten mit ansehen muß.

Wie ärgerte ich mich, als ich vor einigen Jahren einen Dülon mit seiner Flöte hintreten sah und sein Fantasiren mit anhörte, in welchem er, mit meinem

ehr-

ehrlichen krumbeinigten Hausknecht zu reden, allerhand Schnirkel und Kribrefax herdudelte und mit Variationen — nota bene — ohne irgend ein Accompagnement endigte! — Indeß, gerade als wir, Kozeluch und ich, uns einander wechselseitig unsern Unwillen darüber äußerten, fielen uns Se. Excellenz der Herr Graf N. N. allergnädigst ins Wort: „Messieurs! Sie sind beyde Diktatoren in der Musik; müssen Sie nicht selbst eingestehen, daß nunmehr die Musik auf den höchsten Gipfel gestiegen sey? Denn, daß sich ein Mozart hinsetzt und auf einem harmoniereichen Fortepiano fantasirt, das ist keine Kunst; aber daß ein Flötraversist uns auf seinem sterilen Instrumente das Nehmliche leistet, was Mozart thut (oho! dachte ich) ist das nicht zum Erstaunen? was sagen Sie dazu, Messieurs? — " O ja sehr zum Erstaunen, sagte ich etwas sehr laut lachend, denn mir fiel gerade Blumauers Beschreibung von den Excellenzen auf der Insel der Cirze ein. Kozeluch hingegen sagte mit seiner gewöhnlichen Professorniene: o tempera! o mores! — Das Sonderbarste war, daß Se. Excellenz weder mein Lachen, noch Kozeluchs Exklamation verstand und bey seinem wiederholt nachher gefällten Urtheile hinzusetzte, Kozeluch und Dittersdorf wären vollkommen auf seiner Seite. Bravo!

Doch nun wieder zur Geschichte.

Im Dezember desselben Jahrs kam Gluck nach Wien. Schon wußte der Prinz durch seinen Korrespondenten, welchen Beyfall dieser würdige Mann in Italien erworben hatte. Eben dieser Korrespondent hatte dem Prinzen einige Wochen vorher die Partitur von der bekannten Arie: Se mai senti spirarti sul volto etc.

durch

durch welche Gluck in ganz Italien so viele Sensation erregte, geschickt. Der Prinz ließ sie durch Mademoiselle Heinisch, eine in Wien sehr berühmte Kammersängerin, vortragen, und sie wurde allgemein bewundert. Eine ganz natürliche Folge davon war es, daß der Prinz den Gluck von Person zu kennen begierig ward. Dies wurde durch Bonno veranstaltet, der ihn dem Prinzen vorstellte.

Gluck war im Umgange ein jovialer Mann, und besaß auch außer seinem Fache Welt und Lektüre, daher wurde er bald ein Hausfreund des Prinzen. Bey den Akademien, von welchen immer des Abends vorher eine Probe gehalten wurde, damit alles, besonders neue Sachen, recht ordentlich und akkurat gehen sollten, setzte sich Gluck mit der Violine à la Tête. Am Probe- und Konzerttage wurde des Prinzen Kapelle mit einer beträchtlichen Anzahl der gewählteſten Orchesterspieler verstärkt; daher war es kein Wunder, wenn unsere Akademien in ganz Wien für die besten anerkannt wurden.

Im Singen traten gewöhnlich auf, Mad. Tesi, die wir schon kennen. Mlle. Heinisch, die eine wunderschöne Sopranstimme hatte und dabey auch bildschön war. Ungeachtet man ihr die größten Anerbietungen machte, so war sie doch nie zu bewegen, sich auf einem öffentlichen Theater zu engagiren; bey Kammermusiken aber ließ sie sich für ein Douceur hören. Der Prinz hatte sie ein für allemal für seine Winterconzerte engagirt. Ferner sang Hr. Joseph Fribert, ein Tenorist, den Bonno gebildet hatte und der in würklichen Diensten des Prinzen war. Auf Instrumenten ließen sich gewöhnlich hören, Hr. Gentsch auf dem Vio-

loncello; Hr. Tüne auf dem Fagott; Hr. Schmit auf der Hoboe, so wie auch auf dem englischen Horn; beyde Hubaczek auf dem Waldhorn, zuweilen einzeln, zuweilen a due, und endlich meine Wenigkeit. Außerdem aber, wenn ein Virtuos, es sey im Singen oder auf einem Instrumente, nach Wien kam und den Beyfall des Publikums in Wahrheit verdiente, so mußte Bonno vorher des Preises wegen mit ihm einig werden und dann ließ ihn der Prinz kommen. Daher geschah es, daß ich bey unsern Akademien eine Gabrieli, einen Guarducci, Mansoli im Singen; einen Pugnani, Van Maldre auf der Violine; einen Besozzi auf dem Hoboe; einen Le Claire auf der Flöte; einen Stamitz, Leutgeb auf einzelnem Waldhorn und dergleichen seltene Virtuosen mehr zu hören bekam.

Gluck ließ dem Prinzen viele seiner Kompositionen, als: Sinfonien und Arien abschreiben, und jedes Stück von der Feder dieses würdigen Kompositeurs war ein neuer und delikater Ohrenschmaus für uns.

Graf Kaiserling, der damalige russische Bothschafter in Wien, war ein intimer Freund des Prinzen. Als er eines Tages bey dem Prinzen en ami speiste, verfiel der Diskurs auf die Musik. Apropos! sagte Kaiserling, endlich sind die bey Benda in Berlin bestellten zwölf Konzerte für die Violine angekommen.

So? sagte der Prinz. Wer hat sie denn gespielt?

Kaiserl. Ein gewisser Reinhard.

Prinz (zum Bonno.) Kennen Sie den Reinhard?

Bonno. Ja, Ew. Durchlaucht.

Prinz. Was ist das für ein Mann?

Bonno. Hm! er ist kein Hexenmeister; es giebt wohl noch viel bessere hier.

Kaiserl. Ey das wäre? Ich habe doch den Kapellmeister vom hiesigen Dohm ersuchen lassen, mir den ersten Violinisten herzuschicken; und der muß doch wissen, wer der beste in Wien ist.

Bonno. Ey da hätten Ew. Excellenz nicht den Ersten, sondern den Besten verlangen sollen. Reinhard ist zwar der erste Violinist bey St. Stephan, aber nicht der beste in Wien.

Kaiserl. Indessen hat doch Reinhard die sechs Konzerte, die ihm vorgelegt wurden, nicht nur a vista getroffen, sondern auch recht artig und nett vorgetragen.

Bonno. Wundert mich sehr — Bendaische Konzerte — —

Kaiserl. Sind aber auch nicht so schwer, als die, welche er für sich selbst gesetzt; denn ich habe vom Fürsten N. in Petersburg die Kommission übernommen, diese Konzerte nicht in seinem, sondern in meinem Namen zu bestellen; daher hat sie auch Benda an mich hierher und nicht nach Petersburg adressirt. Ich werde sie mit dem nächsten Kourier expediren. Wenn aber (zum Prinzen) Ew. Durchlaucht Belieben tragen sie zu hören, so bestellen Sie Ihre Kapelle und ich bestelle den Reinhard, dann können wir heute Abend sechse und morgen Abends die andern hören.

Der Prinz. Warum nicht alle zwölf noch heute?

Kaiserl. Das geht nicht; Reinhard hält es nicht aus. Denn als er gestern bey mir die ersten sechse gespielt hatte, war er müde genug und konnte nicht mehr.

Prinz. Ja das ist was anders. Daran dachte ich nicht.

Graf Kaiserling fuhr nach der Tafel nach Hause, bestellte Reinhard zum Prinzen, und dieser spielte die ersten sechse denselben Abend. Wir alle, selbst Bonno, Gluck und Trani waren über die Schönheit der Konzerte entzückt, und R. hatte sie in der That sehr sauber und niedlich vorgetragen; nur war mirs nicht recht, daß er, wenn Kadenzen vorkamen, keine machte, sondern gleich in den Triller überging.

Den Tag darauf sprach der Prinz, wie mir vom Baron Ende, der das Aufwarten hatte, erzählt ward, mit Gluck und Bonno über diese Violinkonzerte und lobte den Reinhard. Hm! versetzte Bonno, ich wette, Karl hätte sie eben so gut gespielt.

Der Prinz. Das wäre der Teufel!

Bonno. Ja! ich stehe dafür.

Prinz (zu einem Bedienten.) Holt mir den Karl! — Ich kam.

Prinz (zu mir.) Haben Dir die Bendaischen Konzerte gefallen?

Ich. O ja, Ew. Durchlaucht! Sie sind wunderschön.

Prinz (schmunzelnd.) Aber schwer.

Ich.

Ich. Ich dächte nicht; die Passagen liegen gut in der Hand.

Prinz. Wie kannst Du das sagen, da Du noch keins gespielt hast?

Ich. Das wäre nicht gut, wenn ich das nicht vom bloßen Hören wissen sollte.

Gluck. Dice bene, ha ragione.

Prinz. Hättest du wohl Kourage, die andern sechse vom Blatte zu spielen.

Ich. Wenn sie nicht schwerer sind, als die gestrigen, warum nicht?

Prinz. Wenn ich nun dem Gesandten sagen ließe, ich wollte ihm statt des Reinhard einen andern Violinisten stellen?

Ich. Thun das Ew. Durchlaucht immerhin.

Prinz. Wenn du aber stecken bleibest und ich darnach zu Schanden würde?

Ich. Da will ich auf acht Tage zum Portier in Arrest bey Wasser und Brod gehen.

Gluck. (zum Prinzen.) Mi piace la presenza di spirito di questo ragazzo.

Bonno (lachend zum Gluck.) O das hat Karl so gut verstanden, als wenn Sie es deutsch gesagt hätten.

Gluck. Nun, desto besser.

Der Prinz sandte auf der Stelle zum Grafen, und zu mir sagte er: Nun geh, und sieh zu, ob deine Violine gut im Stande ist.

Ich. O das ist sie immer. Herr Trani hat mir ein für allemal gesagt, ein Violinist müsse des Abends nie schlafen gehen, ohne vorher sein Instrument untersucht zu haben, ob auch eine falsche Saite darauf sey; die reine, die er dafür aufziehe, könne sich über Nacht ausdehnen und den andern Tag desto besser Stimmung halten.

Gluck lächelte zufrieden.

Ich gieng auf mein Zimmer, nahm meine Violine und präparirte mich zu Kadenzen, sowohl in der harten als weichen Tonart. Trani kam dazu, schüttelte mit dem Kopf, als er von meinem Wagstück hörte, aber sprach mir doch Muth ein und empfahl mir die strengste Aufmerksamkeit.

Die Musik begann, ich spielte die andern sechs Konzerte, die Reinhard noch nicht gespielt hatte, mit der möglichsten Anstrengung durch, und unterließ nicht an Orten, wo es angezeigt war, förmliche Kadenzen anzubringen. Aus dem Gespräche der sämmtlichen Zuhörer, unter welchen Gluck sich am lebhaftesten äußerte, bemerkte ich, daß man das nicht erwartet hatte und zufrieden war. Als ich Trani fragte, ob ich den Prinzen wohl um die Erlaubniß bitten könnte, die andern sechs auch noch zu spielen, so sagte er zwar, wenn Sie nur nicht mit den letztern wieder verderben, was Sie mit den erstern gutgemacht haben; indeß als ich darauf bestand, so ging er mit den Worten in nome di Dio! zum Prinzen. Kurz, ich spielte sie ebenfalls durch und sie kamen mir nicht halb so schwer an.

Was hierüber gesprochen wurde, verschweige ich, damit ich nicht des Eigenlobes beschuldigt werde. Ich frage aber jeden Unpartheiischen, wer verdiente eigentlich Lob dafür? Unstreitig mein Lehrmeister, der sich so redliche Mühe um mich gab, insonderheit aber der gute Herr, der so viel aufwendete und sich meine Kultur so angelegen seyn ließ. Und doch, diesen meinen braven Wohlthäter — — doch ich mag mir nicht vorgreifen.

So schön mir das alles nun gelungen war, so blieb doch wie gewöhnlich die Epistel meines wackern Lehrers nicht aus. „Ehre dem Ehre gebühret! sagte er, als er am folgenden Morgen zur Lehrstunde kam. Sie haben sich gestern brav gehalten und ich bezeuge Ihnen hierüber meine aufrichtige Freude. Aber, aber! Hüten Sie sich, dergleichen Wagstücke öfters zu versuchen. Ich habe schon manchen kapitalen Virtuosen dabey straucheln und sich um seine Reputation bringen gesehen. Daß sie gestern gut fortgekommen sind, haben Sie blos dem blinden Glücke zu verdanken. Ich will den Fall setzen, während dem Spielen und gerade ein paar Takte vor den Arpeggio's, die fast in jedem dieser zwölf Konzerte vorkommen, wäre Ihnen eine Saite gerissen. Wie hätten Sie viersaitige Arpeggio's auf drey Saiten, bey einem Konzert, das Sie nicht nach meiner Methode einstudirt haben, exekutiren oder aus dem Stegreif variiren können? Mußten Sie nicht stecken bleiben? Ich habe Sie zwar bey Ihren Exerzitien sich stets auch auf den Fall mit drey Saiten präpariren lassen; aber bey Sachen, die Sie gar nicht kennen, ist das beym Teufel! doch wohl etwas anderes? — Ich bitte, das nicht für ungut zu nehmen.“

In der That ließ dieser vortrefliche und vorsichtige Lehrmeister mich allemal, wenn ich mein Konzert mit aller Präzision vorzutragen gelernt hatte, dasselbe noch einmal auf drey Saiten spielen, und diese Uebung ist mir in meiner Virtuosenlaufbahn späterhin sehr oft zu Statten gekommen.

Der Prinz fuhr oft und meistentheils des Vormittags nach Hofe. Einmal kam er mit der Nachricht von dort zurück, der Kaiser habe ihm versprochen, ihn mitten im künftigen July mit der Kaiserin und einigen der ältesten Erzherzoge und Erzherzoginnen auf einige Tage in Schloßhof zu besuchen. Er entschloß sich daher statt, wie gewöhnlich, Anfangs Juny schon Anfangs April mit allen seinen Leuten dorthin zu gehen, um die gehörigen Anstalten und Vorbereitungen zur Bewirthung und zum Vergnügen dieser hohen Gäste zu treffen. Es wurden daher noch verschiedene Leute angenommen, z. B. ein Ingenieur, ein Mahler, ein Bildhauer u. s. w. Die Kapelle wurde um fünf Personen verstärkt, nehmlich mit einem Kontrabassisten, einem Violoncellisten und drey Violinisten, unter welchen letztern mein jüngerer Bruder Alexander war, der sich bereits zum fertigen Orchesterspieler gebildet hatte. Der Prinz gab ihm den Offiziantentisch und meinem ältern Bruder eine monathliche Zulage von zwölf Gulden, wofür er dem Alexander fernern Unterricht in der Violine geben, ihn kleiden und auf seinem Zimmer wohnen lassen sollte. Die Kleidung jedoch übernahm mein Vater.

Achtes Kapitel.

Dem. Starzer. Therese Teiber. Vorbereitungen. Bauernballet. Die Geschichte mit vier Dudelsäcken.

Bey unserer Ankunft in Schloßhof wimmelte schon alles von Professionisten und Künstlern, Zimmerleuten, Tischlern, Mahlern, Lackirern, Vergoldern ꝛc. und überall, wo man ging, stieß man auf Leute, die geschäftig durch einander liefen und sichs um die Herrschaften, die da kommen sollten, herzlich sauer werden ließen.

Bonno hatte schon längst den Auftrag vom Prinzen, zwey dramatische Stücke von Metastasio in Musik zu setzen, und Gluck hatte ebenfalls ein Metastasisches Stück, Il ballo chinese zu komponiren übernommen, welches letztere nur so lange sich zögerte, weil der Dichter es noch einmal auf Verlangen des Prinzen umarbeiten mußte, der außer den drey Weiberrollen, woraus das Stück nur bestand, noch eine Männerrolle hinzugesetzt haben wollte. Gluck kam daher erst mitten im May nach. — Außer

den gewöhnlichen Sängerinnen kam auch noch eine Mselle. Starzer mit, eine Schwester des berühmten Balletkomponisten gleiches Namens, dessen Arbeiten nicht nur in Wien und Paris, sondern auch in Petersburg, woselbst er über acht Jahre war, erstaunendes Glück und Beyfall fanden und reichlich belohnt wurden. Diese Sängerin hatte eine tiefe Contr' Altstimme und sang vortreflich. Bonno hatte sie gebildet und damit ist alles gesagt. Welche außerordentliche Gabe dieser Mann gehabt habe, Sänger zu bilden, davon könnte ich viele seiner Lehrlinge zum Beweise anführen; um aber alles mit einemmale gesagt zu haben, will ich nur die einzige große — große Sängerin Therese Teiber nennen, die nicht nur in Wien und Dresden, sondern auch in London und selbst in Italien die unerhörteste Sensation gemacht hat, und ebenfalls seine Schülerin war.

Je näher die Zeit des kaiserlichen Besuchs heranrückte, je größer wurde unsere Beschäftigung und die Opernproben kamen in lebhaften Gang. Unter andern Spektakeln hatte der Prinz beschlossen, ein Bachantenfest zu geben, wobey ein komisches Korroussel, ein Ballet und eine Cuccagna vorgestellt werden sollte. Die Rollen der Karoussel-Ritter, Tänzer und Tänzerinnen, Satyrn u. s. w. sollten Bauernbursche und Bauerndirnen übernehmen. Zum Ballet wurden ein und zwanzig Paar bestimmt, und Pompeati hatte dasselbe erfunden und komponirt. Um aber dem Bauernvolk die vielen und wirklich schweren Touren begreiflich zu machen, mußten vierzig Personen vom Hofstaat das Ballet erst einstudiren; alsdann nahm jeder von uns, je nachdem wir zu Männern oder Weibern bestimmt waren, seinen Burschen oder seine Dirne und trippelte so oft und

so

so viele Tänze mit denselben herum, bis sie alle die Touren vollkommen begriffen hatten. Ungeachtet tagtäglich daran gearbeitet wurde, so verstrichen doch über drey Wochen, ehe das zu Stande kam. Die Melodie, die ganz simpel war, hatte ich nach dem Zeitmaaß, das mir unser Balletmeister Pompeati vortrallerte, aufgesetzt, und bey den Proben wurde sie auf einer solitairen Violine gespielt.

Einstmals, als wir wieder probirten, sagte der Prinz: Nun müssen wir doch auch auf ein Orchester, das eben so komisch als das Ballet ist, bedacht seyn. Er ließ die Kapelle vortreten und forderte jeden auf, seine Meinung zu sagen. Selbst Gluck und Bonno wurden zu Rathe gezogen. Einer schlug dies, der Andere jenes vor. Als nun die Reihe an mich kam und ich meine Stimme geben sollte, sagte ich, ich wäre im vorigen Jahre mit Baron Beust nach dem Dorfe, Hof an der March genannt, spazieren geritten, und als wir an das Wirthshaus gekommen, sey eine Hochzeit da gewesen, bey welcher zwey Dudelsäcke zum Tanz gespielt hätten; der eine große, den man sonst einen polnischen Bock nennt, sey um eine Octave tiefer gewesen, als der kleine und beyde hätten zusammen einerley Melodie gespielt. Wie wäre es, fuhr ich fort, wenn man alle große und kleine Dudelsäcke, die auf den umliegenden Dörfern zusammen zu bringen sind, dazu nähme? Es würden sich leicht viere darunter finden lassen, die zusammen stimmten; — und diese würden hinlänglich seyn, den ganzen Schloßplatz auszufüllen. —

Dein Einfall ist unter allen der beste, sagte der Prinz; aber ich befürchte nur, daß die Kerls die näm-

liche

liche Melodie zu blasen nicht im Stande seyn werden. — Darüber habe ich keinen Kummer, antwortete ich; denn die Melodie besteht ja nur sammt der Repetition in zwey und dreyßig Takten. — Gut, sagte der Prinz; besorge das, so will ich Dich darum loben.

Nach geendigter Balletprobe gab ich dem Verwalter den Auftrag, daß er sogleich auf jedes Dorf einen Expressen schicken, alle Dudelsäcke und polnische Böcke auf der ganzen Herrschaft zusammentreiben und sie um fünf Uhr Nachmittags in die Taverne bestellen möchte. Dieser Auftrag ward so gut ausgerichtet, daß ich um die festgesetzte Zeit wirklich mehr als ein Dutzend solcher Dudelsack-Virtuosen beysammen hatte. Es glückte mir sogar, zwey kleine und zwey große darunter zu finden, die genau stimmten. Diese behielt ich und die andern schickte ich wieder fort. Nun holte ich meine Violine und spielte den vier Leuten die Melodie so lange vor, bis sie selbige vollkommen inne hatten. Als es damit richtig war, befahl ich ihnen, über Nacht hier zu bleiben, bis ich sie morgen frühzeitig abholen würde.

Am folgenden Morgen früh um fünf Uhr — denn um halb sechs fing immer die Balletprobe an — lief ich in das Wirthshaus, fand meine vier Windbeutels, ließ mir die Melodie von ihnen noch etlichemal vorrasaunen und siehe sie gieng nach Wunsch. Nun nahm ih sie mit mir, versteckte sie hinter einen der Schloßflügel, die den Platz formirten, und befahl ihnen ganz stille zu seyn und zu warten, bis ich sie rufen würde.

Endlich kam der Prinz zur Probe. Sogleich rief er mich und sagte: Vergiß nicht deine Kommission mit

den

den Dudelsäcken. — Schon alles richtig, Ew. Durchlaucht, antwortete ich; sie sind schon da. Wo? fragte der Prinz. — Ich will sie gleich herbringen; und damit lief ich spornstreichs um die Ecke herum. Holla; kommt mit mir, sagte ich zu den Dudlern, und blast immer hinter mir her. Gesagt, geschehen. Sie strengten sich mit entsetzlicher Wuth an, und der Prinz konnte die Melodie schon von weiten hören. Wie wir um die Ecke waren, brach ich jubilirend los und machte lustige Bocksspringe vor ihnen her. Als sie mich so tanzen sahen, glaubten die Narren, sie müßten es eben so machen und hopsten wie toll immer hinter drein. Das machte mich selber so ausgelassen, daß ich, um sie zu äffen, die Springe in die Kreuz und Quer verdoppelte, und je ärger ichs trieb, desto ärger machten sie mirs nach. Ihr respektvoller Diensteifer war ohne Grenzen. Kurz wie musizirende tolle Böcke kamen wir alle fünfe daher gesprungen, daß dem Prinzen die Thränen vor Lachen in den Augen standen. Das Chor der Ballettänzer schrie laut auf und alles wieherte umher. Brav! närrischer Junge! sagte der Prinz höchst erfreut, Du hast deine Sache vortrefflich gemacht; und damit griff er in die Börse und verehrte mir sechs blanke Dukaten. — Nun giengs über das Ballet her, und nach fünf bis sechs Proben stimmten Dudelsäcke und Bauernfüße gar herrlich zusammen. Kurz die Sache war im besten Gange.

Bald nachher erhielt ich einen Auftrag, der mehr Schwierigkeiten zu haben schien, den ich aber eben so glücklich ausführte.

Bey einer Probe von Bonno's Drama: Il vero omaggio sagte der Prinz: es ist Schade, daß der letzte Vers nicht von einem Chore wiederhoit wird. Wohl freylich, antwortete Bonno, aber wo nehmen wir Sänger her? — „Ich habe, sagte der Prinz, fünf Pfarreyen auf meiner Herrschaft, folglich auch so viele Schulmeister; jeder hat doch, ausser ihm, noch Buben und Mädel, auch einen Schulgehülfen, und da wären leicht zwanzig Choristen aufzubringen. — Für den Platz, für den sie bestimmt sind, antwortete Bonno, möchten aber wohl ihrer vierzig nicht zu viel seyn. — " Nun wohl, so läßt man dergleichen Sänger um die letzten Tage von Preßburg kommen. Indeß will ich die Kommission, die Schulmeister mit ihren Leuten abzurichten, dem Karl auftragen." — Ich erhielt sie und besorgte alles so gut, daß der Prinz nicht nöthig hatte, Sänger von Preßburg kommen zu lassen, wie man späterhin ersehen wird.

Nun wurden die nöthigen Arrangements zur Aufnahme der kaiserlichen Familie getroffen. Zur Sicherheit und zur Erhaitung der guten Ordnung bat sich der Prinz vom kommandirenden General zu Wien zwey Kompagnien Infanterie und eine Esquadron Kavallerie aus. Vierzig von den ersten besetzten die Posten, und die Kavalleristen wurden zu den Spektakeln bestimmt, die in entlegenen Orten gegeben werden sollten, wovon beständig viere Tag und Nacht um den Bezirk patrouilliren und auf Feuersbrunst Acht haben sollten. Diese kleine Brigade kampirte auf der Hutweide.

Neuntes Kapitel.

Kaiser Franz in Schloßhof. Bauernchor von zweyhundert Stimmen, zum Theil auf Bäumen. Wasserkarousſel. Das ſchwimmende Gärtchen. Chineſiſche Oper von Gluck. Seltene Dekoration. Abfahrt der kaiſerlichen Familie.

Der beſtimmte Tag erſchien in ſeiner Glorie — es war das herrlichſte Wetter von der Welt und um ein Uhr Mittags trafen die erhabenen Gäſte mit ihrer Suite, die in einigen ihrer Favoritten vom hohen Adel beſtand, in Schloßhof ein. Es waren der Kaiſer, die Kaiſerin, Erzherzog Joſeph, Erzherzog Karl, Erzherzogin Mariane und Erzherzogin Chriſtine. Von der Suite aber waren Fürſt Salm, die Oberhofmeiſterin und noch ſechs andere Kavaliere und Damen. Das übrige zur Bedienung beſtimmte Gefolge war nicht ſehr zahlreich.

Der Einzug geſchahe ohne alles Geräuſch. Nichts von Triumphbogen, Böller- Kanonen- oder Mörſerſchüſ-

schüssen, Trompeten und Pauken und Jubelgeschrey. Geflissentlich hatte der Prinz allen diesen Prunk vermieden, damit die andern Spektakels desto überraschender seyn sollten. Er selbst allein mit dem Hofkavalier Beust empfing sie unter dem Hauptthore.

Nach eingenommenem Mittagsmahle fuhr man nach Niederwenden, und als der Prinz die hohen Gäste von einer Parthie zur andern endlich an ein lebendiges Theater, das im Hintergrunde die prächtige Aussicht bis nach dem blauen Gebürge von Preßburg gab, begleitet hatte, begann die Ouvertüre von dem Drama, während welcher eine Menge Bauervolks hervordrang und zum Theil in einer Entfernung stehen blieb, zum Theil aber auf die Bäume kletterte, welches dem Kaiser sehr wohl gefiel. — Wie ward er aber angenehm überrascht, als das gesammte Bauervolk, Männer, Weiber, Jungen und Mädchen, das rings umher stand und auf die Bäume geklettert war, die letzte Strophe des Drama, so oft sie vorkam, in einem Chor von mehr als zweyhundert Stimmen so richtig und rein wiederholten, als wenn es Sänger von Profession gewesen wären! Dieses Chor that eine so außerordentliche Wirkung, daß die Sensation davon allgemein war und der Kaiser nicht ohne Rührung blieb.

Ueberhaupt war der Kaiser ein Herr, der Natur und Einfachheit liebte, und dabey mit eben soviel Feinheit und Güte sprach und handelte. Als der Prinz sich einmal entfernen wollte, sich umzukleiden, sagte er mit vieler Bonhommie: „Ey was umkleiden! Wenn Sie mir, mein Prinz, erlauben, daß ich heute so bleiben kann wie ich bin, so werden Sie mir einen Gefallen thun, wenn

wenn Sie's auch so machen; ich wäre ja sonst der Einzige aus der Gesellschaft, der ungeputzt ist und da würden mich ja die Leute einen Sonderling nennen. — „Und ich, sagte die eben so liebreiche Kaiserin, als er ihr das erzählte, würde Sie auch im Pilgerhabit als meinen vorzüglichsten Freund schätzen.“

Es ist mir eben so unmöglich, als ich mir wenigen Dank bey meinen Lesern verdienen würde, wenn ich von allen den mancherley Festivitäten, Feuerwerken, Bachantenfesten, Jagden u. s. w., die hier herum angestellt wurden, eine weitläuftige Beschreibung geben wollte. Doch kann ich nicht umhin, eins und das Andere davon mit einigen Worten auszuheben, weil ich, von meinem jetzigen traurigen Zustande gequält, darin eine Erheiterung finde, meine Phantasie auf diese Scenen der frohen Jugendzeit ruhen zu lassen, und ich mir versprechen darf, daß meine Leser davon einiges Vergnügen haben werden. Auf einer Reise durch ein fremdes Leben, — und das ist jede Biographie — läßt man gern einmal seinen Gesellschafter und Führer allein, und unterhält sich zur Veränderung auch von Andern Dingen.

Also ich will von einem Wasserkarousel erzählen, das auf einem Weiher zu Kroissenbrunn gegeben wurde, den Prinz Eugen angelegt und mit großen Quaderstücken hatte ausmauern lassen, und der achtzig Schritte breit und hundert lang war. In dem Mittelpunkte der Länge dieses Weihers waren auf den beyderseitigen Gestaden zwey, eine halbe Klafter hohe, Gallerien gebaut. Auf jeder derselben saßen ein Chor Trompeten und Pauken nebst andern Blasinstrumenten,

welche sich wechselsweise hören ließen. Im Weiher selbst, drey Klafter vom Gestade, standen zu beyden Seiten in einer gleichmäßigen Entfernung acht Postamente, jedes eine Klafter breit und anderthalb hoch; diese waren steinfarb angestrichen und in jedem Felde dieser Postamente waren bronzirte Fratzenköpfe angebracht. Auf den ersten zwey Postamenten standen gegen über zwey lebendige Bären, als Pantalons angezogen; auf den zweyten zwey wilde Schweine, als Kolumbinen; auf den dritten, zwey große Ziegenböcke, als Harlekins, und auf den vierten zwey außerordentlich große Bullenbeißer.

Man kann sich leicht den Kontrast vorstellen, den das Brummen der Bäre, das Grunzen der Schweine, das Meckern der Ziegenböcke und das Geheule und Gebelle der Hunde mit der immer fortlaufenden Musik machten. Alle diese Masken standen in der ihnen angemessenen Positur und Attitüde da.

Auf den zu beyden Seiten des Weihers romantisch liegenden Hügeln standen einige Tausende von Zuschauern. Dem Angelhause gegenüber präsentirte sich eine auf Säulen ruhende Gallerie mit durchsichtigen Geländern. Sie war nur von Brettern, aber der berühmte Theater-Architekt Quaglio, den man mit Recht il Bibiena redivivo (den wieder aufgelebten großen Architekt Cavaliere Bibiena) nannte, hatte sie so optisch gemahlt, daß Jedermann sie in dieser Entfernung für ein von Stein errichtetes Gebäude halten mußte.

Nachdem der Prinz seinen Gästen Zeit genug gelassen hatte, sich an dem Anblick aller dieser Gegenstände

zu weiden, gab er mit einem weißen Tuche das Zeichen, und das Spektakel begann.

Zwey Gondeln kamen zu beyden Enden der Gallerie heraus und gegen das Angelhaus gefahren. Auf jeder der Gondeln waren vier, nach Art der venetianischen Gondolieri gekleidete Personen. Einer ritt vorne auf dem Schnabel der Gondel und hatte Lanzen, Spieße und andere dergleichen Geräthschaften quer über vor sich liegen. Zwey Andere ruderten und hinten saß der Steuermann, welcher der Gondel jede beliebige Wendung geben konnte. Diese zwey Gondeln avanzirten und machten ihre verschiedenen Touren nach Art der Karoussels um die Postamente herum. Bald darauf kamen zwey andere, so dann wieder zwey und endlich die letzte. Hierdurch wurden ihre Touren achtfach verstärkt, und sie giengen so akkurat, daß sie selbst der beste Balletmeister mit seinen Figuranten auf einem Theater nicht besser hätte machen können. Nachdem die acht Gondeln ihre Touren gemacht, rangirten sich dieselben einander gegenüber und hielten ein Tournier, wobey jeder der auf dem Schnabel sitzenden Wasserritter vier bis fünf Lanzen brach; sodann machten sie wieder eine Tour um die auf den Postamenten stehenden komischen Akteurs. In einem Tempo schlug jeder mit einem Stab bewafnete Ritter nach den Fratzengesichtern. Durch diesen Schlag gab der darunter angebrachte Ressort nach, und eine Fallthüre sank herab. Da nun in jedem dieser inwendig hohlen Postamente eine große Anzahl von weissen Enten und Gänsen, auch in jedem ein Schwan befindlich war, so kann man leicht denken, mit welcher Hastigkeit jedes dieser gefiederten Wasserthiere ihrem Elemente zueilten. Jedes derselben hatte eine Marionette

auf sich reiten. Diese Marionetten waren verschiedene Figuren nach Proportion der Schwimmthiere, als Pantalons, Harlekins, Anselmo's, Doctores, Leander's, Pasquin's, Skaramouche's und dergleichen Karnevalsmasken.

Bald darauf schienen die Tournierritter in Uneinigkeit zu gerathen, ergriffen Keulen und drohten einander damit. Die Gondeln fuhren in einer geflissentlich wilden Unordnung herum. So oft eine der andern begegnete, tauchten die Ritter ihre Keulen in den Weiher — welches eigentlich Handsprützen waren, welchen man die Form der Keulen gegeben hatte — und besprützten einander. So oft sie nahe an ein Postament kamen, gaben sie den darauf befindlichen Statisten ihre ganze Ladung auf die Schnauze, wodurch denn alle diese Thiere über die Unhöflichkeit ein lautes Geschrey erhuben. Man kann sich den Effekt davon für das Ohr vorstellen, zumal da die zu beyden Seiten befindlichen Musikanten den Befehl hatten, jedesmal, sobald der Scharmützel losgieng, aus einem andern beliebigen Tone zu blasen. Da schmetterte denn ein Trompeter aus dem D., eine anderer vermittelst Krummbögen aus dem C, ein dritter aus dem E la fa. Die Pauker hatten ihre Pauken theils nachgelassen, theils angezogen. Hoboisten, Klarinettisten, und Fagottisten thaten ein Gleiches. Welche infernale Harmonie! Dabey der erbärmliche Laut der großen Thiere, das Gequitsch und Geschnatter der Enten und Gänse, die von dem Herumvagiren der Gondeln alle Augenblick ins Gedränge kamen, und endlich das gellende Gelächter von beynahe dreytausend Zuschauern! Ich will den Hypochondristen sehen, der nicht über dieses in seiner Art einzige Spektakel laut auflachen soll.

Nach=

Nachdem nun dieser Auftritt lange genug gedauert hatte, zogen sich die Gondeln zurück, und wie staunten alle Zuschauer, als sie die Gallerie in einen mit Weiden besetzten Hain metamorphosirt sahen! Das Gelächter erstarb jedem im Munde. Selbst der Chor sowohl der vierfüßigen als gefiederten Thiere, die ihre Peiniger sich nur entfernen sahen, erlosch mit einem Diminuendo, Trotz dem damals deswegen sehr angerühmten churfürstlichen Orchester von Mannheim. — Alles machte lange Hälse und stierte nach dem nun entstandenen Hayne mit sehnsuchtsvoller Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Aus der Mitte des Hains sahe man ganz langsam und wie von selbst ein schönes Gärtchen, gleich einer schwimmenden Insel, heraus treten und sich in einer Zeit von dreyzehn bis vierzehn Minuten bis zum Angelhause hin bewegen. Rings umher war es mit weiß und grün angestrichenen Staketen, eines halben Mannes hoch, eingefaßt. Auf dem Gärtchen befanden sich regulirte Rabatten von jungem Buchs, in welchen alle mögliche Gattungen der herrlichsten lebendigen Blumen prangten, die gerade in diesem Monath florirten. Zwischen den Rabatten standen zwölf Pomeranzen- und Zitronenbäume voll gereiften Früchten, in weiß und grün angestrichenen Geschirren. Mitten im Gärtchen war ein rundes Bassin, und in demselben wimmelte eine ungeheure Menge von Spannlangen Weißfischen. Auch war in dessen Mitte ein kleiner Delphin, aus dessen Rachen das Wasser eine Klafter hoch empor stieg. Am Ende des Gärtchens befand sich der Parnaß mit dem geflügelten Pegasus, aus dessen Hufschlag zwey Quellen rieselten, die sich rechts und links über dit Felsen her-

abschlängelten und durch einen kleinen Kanal in das Bassin ergossen.

An dem Eingang standen Baron Beust als Gärtner und Mademoiselle Heinisch die ältere als Gärtnerin in weiß und grünen Atlaß gekleidet und mit natürlichen Blumen geschmückt. Der Gärtner hatte einen vergoldeten Rechen, und die Gärtnerin eine vergoldete Gießkamme.

Um das Bassin standen zwey Fischer und Fischerinnen in weiß und himmelblauen Atlas gekleidet. Ein Fischer war ich; der andere mein jüngerer Bruder; eine Fischerin Mademoiselle Heinisch die jüngere und die andere meine Schwester. Jedes von uns hatte einen kleinen Fischerhamen, dessen Stängel von schwarzgebaiztem Holz, die Netze aber von dünnen Silberschnürchen gestrickt waren.

Als das Gärtchen angelangt war, wurden die hohen Gäste vom Gärtner eingeladen dasselbe zn betreten und Blumen zu pflücken. Sie pflückten sich sämmtlich Bouquets, und die Erzherzoge und Erzherzoginnen, denen wir unsere Netze präsentirt hatten, zogen damit Fische aus dem Bassin heraus und warfen sie in den Weiher. Endlich setzten sich die Gäste auf die an den Staketen angebrachten Bänke. Der Gärtner und die Gärtnerin giengen hinter den Parnaß, hinter welchem Gefrornes stand, das sie in lieblichen Gefäßen zur Erfrischung darreichten.

Der heranbrechende stille Sommerabend, wo die Schwüle des Tages in stärkende Kühlung sich verlohr;

die

die sanfte Musik der Blasinstrumente; die Heiterkeit, die sich auf allen Gesichtern ergoß und insonderheit die Milde und Freundlichkeit, die der gute, zufriedene Prinz gegen jeden, selbst den Geringsten blicken ließ — die Erinnerung daran wird nie in meinem Gedächtnisse erlöschen.

Noch schwebt mir ebenfalls die ungemein schöne Ausführung der kleinen komischen Oper La Danza vor, welche Metastasio aus seinem Stück il Ballo chinese formirt und wozu Gluck die Musik gesetzt hatte. Die Dekoration von Quaglio, war völlig im chinesischen Geschmack und transparent. Lackirer, Bildhauer und Vergolder hatten sie reichlich mit alle dem, was ihre Kunst vermochte, ausgestattet. Aber was der Dekoration den größten Glanz gab, waren prismatische gläserne Stäbe, die in böhmischen Glashütten geschliffen worden waren, und genau in einander gepaßt in die leer gelassenen Flecke gesetzt wurden, die sonst buntfarbig mit Oel getränkt werden. Es ist unbeschreiblich, welchen prächtigen, höchst überraschenden Anblick diese von unzähligen Lichtern erleuchtete Prismen, die schon im bloßen Licht- und Sonnenschein eine große Wirkung thun, auf das Auge hervorbrachten. Man stelle sich den Spiegelglanz der Azurfarb lakirten Felder, den Schimmer des vergoldeten Laubwerks und endlich die Regenbogenartigen Farben, die so viele hundert Prismata mannigfaltig, gleich Brillanten vom ersten Wasser, spielten, vor, und die stärkste Einbildungskraft wird hinter diesem Zauber zurückbleiben müssen. Und nun die göttliche Musik von einem Gluck! — Es war nicht das liebliche Spiel der brillanten Sinfonie allein, die Stellenweise von kleinen Glökchen,

Triangeln, kleinen Handpauken und Schellen u. dgl. bald einzeln, bald zusammen begleitet wurde, welches die Zuhörer gleich Anfangs, ehe noch der Vorhang aufgezogen war, in Entzücken versetzte; die ganze Musik war durch und durch Zauberwerk.

Nach geendigtem Stücke trat der Kaiser mit dem Prinzen ans Orchester und begehrte, daß der Vorhang wieder aufgezogen werden sollte. Es geschah. Der Monarch nahm sein Fernglas und ließ sich darauf auf das Theater führen und sich von Quaglio alles erklären; auch bat er sich ein Stück von den Prismaten aus, worauf jener ihm einen ganzen Hutvoll brachte, wovon er drey oder vier in die Tasche steckte. Auch ersuchte er den Prinzen, von Wien jemanden herschicken zu dürfen, um die Dekoration abzeichnen zu lassen. Allein statt dessen bekam Quaglio diesen Auftrag, der auch damit am folgenden Abend fertig war, wofür er eine schöne goldene Uhr mit goldener Kette erhielt.

Im darauf folgenden Winter ließ der Kaiser dieses Stück im Hoftheater neben der Burg (dem jetzigen Nationaltheater) aufführen, und die Dekoration erregte allgemeine Sensation bey dem Wiener Publikum. Ich habe dieses Stück oft in Wien aufführen gesehen; allein ich muß zur Steuer der Wahrheit sagen, daß die Wiener Dekoration, ohnerachtet sie nach den nämlichen Farben, nach derselben Zeichnung und mit eben denselben Prismaten verfertigt war, doch bey weitem das nicht war, was die zu Schloßhof gewesen ist. Woran das lag, weiß ich nicht. Ueberdies fielen die Akteurs — nicht als Sänger; denn es sangen die große Gabrieli und andere von gleichen Verdiensten dabey, —

son-

sondern im Agiren — sehr gegen die unsrigen ab. Tesi hatte sie nicht, wie diese gebildet.

Nachdem sechs Tage so in Freude und Jubel hingebracht worden waren, kehrten die höchst zufriedenen Herrschaft nach Wien zurück. Der Kaiser ließ der kleinen Brigade vom Hofzahlmeister in Wien nach ihrer Rückkunft, den Offizieren eine monathliche Gage und den Unteroffizieren und Gemeinen ebenfalls die Löhnung von einem Monath, als Geschenk auszahlen. Madame Tesi erhielt von der Kaiserin zwey Brasselette, die des Kaisers und der Kaiserin Portrait in Brillanten eingefaßt, enthielten, und zweytausend Gulden am Werth waren. Bar. Beust bekam durch den Fürst Salm eine Tabatiere von Gold, an welcher der Schnabel von Brillanten war. Die Mademoiselles Heinisch und Starzer erhielten Nippes für jede von hundert funfzig Dukaten Werths. Gluck und Bonno, jeder eine goldene Dose, in welcher hundert Dukaten lagen; und an den Hofstaat und die Jägerey wurden zwölfhundert Dukaten vertheilt.

Der Prinz verordnete, daß der Kassier diese nach dem Maaßstabe der baaren Besoldung vertheilen sollte, damit Niemand sich über Partheilichkeit beschwören könne. Doch als dieser eben gehen wollte, rief er ihm nach: Der arme Schelm, der Karl, würde mit seinen Paar hundert Gulden Taschengeld dabey zu kurz kommen, also soll er dabey in Anschlag gebracht werden, als wenn er vierhundert Gulden Besoldung hätte.

Als der Abzug geschehen war, fand sichs, daß vier kaiserliche bedeckte Pferde, mit dem Hintern an die

Krippe gebunden, zurückgeblieben waren und schon glaubte man, daß die kaiserlichen Stallleute in der Trunkenheit, sie mitzunehmen, vergessen hätten. Aber bey genauerer Nachsuchung fand sich auf einer Decke ein angeheftetes Papier von des Kaisers Hand mit den Worten.

Ces quatre chevaux, mon cher Prince, sont de ce moment à votre disposition. François premier.

Der Prinz ließ die Pferde herausführen, und als die Decken abgehoben wurden, erstaunte Alles über ihre Schönheit und die Pracht der Equigage. Das Geschenk war eines römischen Kaisers und eines Prinzen von Sachsen-Hildburghausen würdig.

Drey Monathe nachher lebten wir auf den vorjährigen Fuß, nur mit dem Unterschiede, daß der Prinz mehrere Besuche von benachbarten und Wiener Freunden erhielt. Bey solchen Gelegenheiten wurden sowohl in Niederweiden, als in dem Theater die neuen Opern einige Male wiederholt.

Zehntes Kapitel.

Aenderung meiner Lage. Erster Anfang im Komponiren. Der Professore di Violino. Mein Wagstück vor dem Pulte. Blasse und rothe Wangen.

Bey unserer Rückkunft nach Wien bezog der Prinz ein anderes Palais und es wurden deshalb, wegen der Menage, mit dem Hofstaat und der Kapelle Veränderungen getroffen. Ich behielt mit meinen Brüdern Quartier im Palais und bekam einen monathlichen Gehalt von 37 Gulden 30 Kreuzern; der jüngste von uns aber, Alexander, über welchen mir die Spezialaufsicht übertragen wurde, bekam 25 Gulden. Zugleich ward ich von allen bisherigen Tafel- und Kammerdiensten dispensirt, und das Tragen der Uniform hörte auf. Ich hatte mir soviel erspart, daß ich, zumal da ich alle meine bisherige Kleidung verkaufen durfte, mir einige ganz anständige Kleider anschaffen konnte.

Da der Prinz nun so eben auch seine Herrschaft Schloßhof dem Kaiser, der sich dort so gefallen, sehr vor-

vortheilhaft verkauft hatte, so vermehrten sich seine Einkünfte um ein Ansehnliches. Der Hofstaat wurde also vergrößert, und wir blieben nunmehr für immer in Wien.

Meine französischen und italienischen Lehrstunden hörten auf, weil ich bereits beydes fertig sprach; aber meine Lektionen auf der Violine dauerten noch immer fort, und Trani, der weit abwohnte, ward täglich mit einem prinzlichen Wagen zur Stunde geholt.

Eines Tages sagte er zu Bonno, er glaube bey mir eine Anlage zur Komposition zu verspüren, denn meine Kadenzen verriethen Schöpfungskraft, weil ich sie selber und gut erfände. Dieser, den mein kleines Talent ebenfalls interessirte, bot mir darauf freyen Unterricht in der musikalischen Komposition an und ich erhielt von ihm die gewünschte Erlaubniß, dreymal in der Woche zu ihm gehen zu dürfen. Mit Entzücken küßte ich ihm die Hand dafür, und fühlte mich bey dieser Aussicht höchst glücklich.

Als ich das erstemal zu ihm kam, schenkte er mir Furens Einleitung zur Composition. Dieses Werk war damals eins der Besten dieser Art. Es ist in lateinischer Sprache geschrieben und besteht durchaus in Gesprächen zwischen Lehrer und Lehrlingen. Ich habe dieses Buch nach der Hand ins Deutsche übersetzt zu Gesichte bekommen. Indem mir Bonno das Buch gab, sagte er: Sie verstehen doch lateinisch? Ich blätterte hin und wieder, durchlief hier und da ein paar Stellen und antwortete: Das ist ja so ein Küchenlatein, daß es ein Schüler in Sekunde verstehen muß. Ey! versetzte

setzte er mit seinem gewöhnlichen Korrektionston: Man muß hier nicht auf die Zierlichkeit, sondern auf die gründlichen Lehren, die das Buch enthält, sehen." — Nun, ja doch!

Als ich einige Wochen Unterricht genommen hatte, befahl mir Bonno eine Sonate für mich zu komponiren. Ich that es und brachte sie ihm. Er verbesserte einige Noten im Baß, und verlangte, ich sollte versuchen ein Konzert zu setzen. Ich gieng daran und nach einem Zeitraum von vierzehn Tagen überreichte ich es ihm. Allein mit dem vollstimmigen Akkompagnement haperte es gewaltig; denn ich hatte nicht nur manchen Schnitzer wider die Regeln des Generalbasses, sondern auch wider die goldene Regel: daß man mit der Begleitung die Singstimmen nicht verdecken oder übertäuben müsse — gemacht. Mein Lehrer zeigte mir alle Fehler, explizirte mir den Grund davon und sagte mir die Vortheile, wie ich diese Fehler verbessern könne. Ich brachte vier Lektionsstunden zu, ehe ich alles ins Reine bekam. Als das geschehen war, sagte er: Nun studiren Sie die Prinzipalstimme unter der Aufsicht des Herrn Trani gut ein, schreiben Sie die Stimmen aus der Partitur, und wenn Sie Alles in Richtigkeit haben, dann lassen Sie sich vor dem Prinzen damit hören.

Ich spielte mein Konzert. Aber wie vermöchte ich die Wonne zu beschreiben, die mein Innerstes durchdrang, als ich mein Machwerk zum erstenmale in meinem Leben von einem zahlreichen und vortreflichen Orchester begleiten hörte! Ich schwamm in lauter Entzücken. Jeder, der je in meinem Falle war, wird

aber

aber auch wissen, was das auf sich hat, und sich mit Lächeln des hohen selbst eigenen Eindrucks seiner ersten genialen Emanzipationen erinnern. — Mit dem Stolze des Dichters, dem sein erstes Carmen gelungen ist, das er auf einem Silberbebrämten Bande Wunder bewirken sieht, trat ich von dem Platze ab, wo ich das erste Produkt meines damals noch sehr wirrigen Hirnkastens dem Urtheile so vieler Kenner, Liebhaber und Kritiker Preis gegeben hatte. Um einige Zolle kam ich mir größer vor.

Dieser nicht mißlungene Versuch munterte mich auf, mir wirklich alle ersinnliche Mühe um Erlernung der Regeln des reinen Satzes zu geben. Allein je größer meine Anstrengung war, je mehr wuchsen die Schwierigkeiten, die ich dabey fand. Doch ich ließ mich nicht abschrecken. So jung ich damals war, so sah ich doch bald genug ein, daß einem Komponisten nebst dem, daß er die Grundregeln dieser Wissenschaft inne habe, nichts nöthiger sey, als Geschmack und Einbildungskraft, überhaupt daß er ein schöpferisches Genie besitze. Dies letztere, obschon es ein Naturgeschenk ist und Wenigen zu Theil wird, muß dennoch durch beharrlichen Fleiß kultivirt werden, sonst schießt es wie eine wilde Pflanze auf und man hat keinen Seegen davon. Ich nahm mir daher vor, nicht nur Alles was mir Neues vorkam, con tanto d'orecchio (durch welchen Ausdruck der Italiener die höchste Aufmerksamkeit bezeichnet) zu hören, sondern auch nachzuspühren, warum ein schöner Gedanke wirklich schön wäre. O wie oft entdeckte ich da nicht, daß er bloß darum schön war, weil er gerade am rechten Orte stand und außer diesem

sem Platz nicht bemerkt worden wäre, ja selbst anderwärts das ganze Werk verhunzt haben würde.

Nach Ostern endigten die Winterkonzerte und wir waren den ganzen Sommer hindurch müßig. Wir hatten zwar den Befehl, täglich bis um vier Uhr in Bereitschaft zu seyn; wenn aber bis um diese Stunde keine Ordre kam, so konnte Jeder hingehen wohin er wollte.

An einem Tage, wo ich den Prinz, sammt der Tesi und Bonno beym venetianischen Gesandten zum Diner wußte, machte ich einmal einen Ausflug auf das Land zur Weinlese. Ich war gerade seit einiger Zeit ein heftiger Billardspieler geworden und hätte also auch diesen Tag, gleich jenem Kaiser für verlohren gehalten, wenn ich an demselben nicht Billard gespielt hätte. Kaum kam ich um dreyviertel auf sechs Uhr auf das Kaffeehaus zurück, so kam mir gleich der Markeur mit dem Ausruf entgegen. Es ist tausend Glück, daß Sie gekommen sind; der Laufer vom Prinzen hat Sie schon dreymal hier gesucht; es ist um sechs Uhr Musik beym Gesandten; die andern Herren sind schon Alle hingegangen, nur Sie fehlen noch! — Hastig flog ich nach Hause, zog mich geschwind um, ließ während dem einen Fiaker bestellen und um ein Viertel nach sechs war ich in der Antichambre, wo man mir sagte, daß der Prinz schon dreymal nach mir heraus geschickt und erfahren habe, daß nur ich allein noch fehle. Nachdem man unser Beysammen seyn gemeldet hatte, wurden wir herein gerufen. Des Prinzen ernster und finsterer Blick, ließ mich deutlich sehen, daß es morgen ein tüchtiges Kapitel setzen würde.

Das Konzert begann mit einer Sinfonie, und da Trani, Unpäßlichkeit halber, nicht zugegen seyn konnte, so war ich à la Tête des Orchesters. Der Botschafter konnte sich schon hierüber nicht genug wundern. Wieviel mehr aber ward er befremdet, als seine Gemahlin eine Arie, die ich nie gehört haben konnte, sang und ich sogleich das Tempo völlig richtig nahm. Es war das aber nichts Besonderes; denn die Bewegung der paar ersten Noten am Flügel, den Bouno spielte, hatte ich in einem Nu weg, wie es überhaupt in ähnlichen Fällen allemal seyn muß. Allein der Gesandte gieng nach der Arie zum Prinzen, machte ein erstaunliches Wesen aus meiner Direktion und setzte hinzu: daß er dies am besten verstehen müsse, da er selbst, obgleich Dilettante, ein Professore di Violino wäre. — Gut, sagte der Prinz, ich werde ihn, wenn die Reihe an ihn kommt, ein Solo spielen lassen, damit Sie, als ein so großer Kenner, beurtheilen mögen, ob er Hofnung giebt einmal ein Virtuos zu werden.

Ich hatte jedes Wort vernommen und dachte, ich müßte vor Angst in die Erde sinken; denn ich hatte in der Eilfertigkeit vergessen, ein Konzert oder eine Sonate zu mir zu stecken. Ich sann hin und her, um eine List zu erfinden, durch welche ich mit guter Manier davon loskommen könnte, um nicht eingestehen zu müssen, daß ich sorglos genug gewesen sey, auf so etwas nicht zu denken; ein Fehler, den der Prinz nie pardonirte, um so weniger, da er schon über mein Zuspätkommen Ursach genug hatte, ungnädig zu seyn. — Endlich nach vielem Ueberlegen verfiel ich auf ein verwegenes Mittel. Du mußt mir aus der Noth helfen, sagte ich zu meinem jüngern Bruder. Wenn ich ja noch eine Sonate spielen

soll,

soll, so akkompagnire mir die aus dem G. aus dem Kopfe; fehlt auch hier und da eine Note, so laß das gut seyn; hier ist schon einmal nichts Anders zu thun! — Meinetwegen, sagte mein Bruder; fürs Steckenbleiben wollen wir wohl sorgen. Wer war froher wie ich!

Endlich kam der gefürchtete Befehl, mich hören zu lassen. Mit der unbefangensten Miene von der Welt gieng ich zu einem Tischgen, worauf die Musikalien lagen, erwischte aus der nächsten besten Sinfonie die erste Violinstimme und den Baß. Die erste Stimme legte ich für mich, die andere für meinen Bruder auf. Unglückseliger Weise aber war die Sinfonie aus E Dur; demungeachtet fieng ich meine Sonate aus dem G herzhaft an. Allein kaum hatte ich zehn oder zwölf Takte gespielt, so bemerkte ich, daß der Bothschafter von seinem Platz aufstand, im Vorbeygehen einem andern italienischen Kavalier zu folgen, winkte und beyde hinter mich traten. Man kann sich meine Angst vorstellen, die mich überfiel, da ich den Professore di Violino so nahe hinter mir hatte. Zum größten Ueberfluß nahm er ein Fernglas aus der Tasche und guckte mir über die Achsel in meine Stimme. Das wird schön werden, dacht' ich. Nun wirds sauber werden, flüsterte ich meinem Bruder zu. Unterdeß faßte ich auf der Stelle den Entschluß, nach Endigung des ersten Satzes dem Bothschafter die Wahrheit zu gestehen, und ihn zu bitten, er möchte mich nicht bey dem Prinzen verrathen. Allein ich wurde bald gewahr, daß der Herr Bothschafter nicht nur kein Professor der Violine, sondern ein leerer Windbeutel war, der auch nicht eine Note kannte und seinen Nachbarn nur seine erlogenen Kenntnisse aufdringen wollte; denn völlig der Wahrheit entgegen tuschelte er ihnen

einigemale zu: Adesso viene un passagio! (Jetzt kommt eine Passage.) Ich war alsdann Schalk genug einen Lauf, einen Schnörkel oder irgend eine Variation aus dem Stegreif zu machen, welches mir öftermals sehr gut gerieth. Da ich mich außer aller Gefahr sah, so wuchs meine Laune dermaßen, daß ich meine Sonate mit einer ungewöhnlichen Präcision durchspielte und zu aller Satisfaktion endigte. Der Bothschafter applaudirte mir und konnte dem Prinzen nicht genug sagen, welche herrliche Acquisition er an mir gemacht habe.

Während dem trat Bonno mit den Worten zu mir: Es ist wahr, Sie haben heute mit einer außerordentlichen Fertigkeit gespielt; aber Ihrem Bruder muß ich den Text lesen, weil er so schlecht akkompagnirt hat. — Das thun Sie nicht, antwortete ich; denn er hat den Baß auswendig gespielt. — Wie das? fragte Bonno; er hatte ja die Baßstimme vor sich liegen. — Ja, es war nur so zum Schein, erwiederte ich und erzählte ihm die ganze Geschichte. Sehr verwegen, das muß ich sagen! antwortete er einigemale; aber als ich auf das Adesso viene un passaggio kam, lachte er von ganzem Herzen los, so daß der Prinz, dadurch aufmerksam gemacht, ihn zu sich winkte. Unterdeß, ich hatte um Verschwiegenheit gebeten, und also war ich seinetwegen sicher. Ich gieng vergnügt meiner Wege.

Des andern Tages ließ mich der Prinz, als er an der Tafel saß, rufen. Mir ahndete nichts gutes; denn ich hörte schon von dem Bedienten, daß von mir gesprochen worden war. Bestürzt trat ich ein, denn der Gedanke setzte mich außer mich, daß ich meinen Vorwurf nicht blos in Gegenwart der Tafelgäste, sondern auch der Bedien-

dienten erhalten sollte, und betroffen blieb ich in der Thür stehen. Ha! sagte der Prinz, wie der Bursche so blaß dasteht, wie eine H — re vor der Polizey; aber ich werde Dir deine Wangen bald röther färben! Wer sollte denken, daß der da gestern so effrontirt seyn würde, aus einer Sinfoniestimme in E la ka eine Sonate aus dem G zu spielen und einen Bothschafter zum Narren zu haben!

Das war nicht meine Absicht, Ew. Durchlaucht, sagte ich; denn ich hatte mir vorgenommen ihn sogar zu bitten, daß er mich nicht bey Ihnen verrathen sollte.

„Thatst Du das wirklich? versetzte der Prinz. — Es war nicht nöthig, antwortete ich; denn ich merkte bald, daß er keine Note kannte.“ — „Dem sey wie ihm wolle, fuhr der Prinz fort, es war allemal ein verwegener Streich von Dir. Was hast Du dafür verdient?“ — Ich zog die Achseln und stammelte: Strafe. — „Nun so komm her, und empfange deine Strafe!“ — Eine Ohrfeige war das Wenigste, was ich erwartete; aber statt deren gab er mir seinen Teller, worauf ein Glas mit Tokayer gefüllt stand und nebenher fünf oder sechs Biskuiten lagen. „Ich versprach Dir deine blassen Wangen röther zu färben, sagte er, indem er ihn mir hinreichte. Da nimm, setze dich dorthin damit, und versuche, ob das nicht so kommen wird.“ — Ich that, wie mir befohlen wurde, und als ich das dritte Biskuit aufhob, siehe da lagen 10 Dukaten darunter. Das ist dafür, sagte der Prinz, als ich aufstehen und mich dafür bedanken wollte, daß du dich gestern so gut aus der Affaire gezogen hast.

Am allerliebsten pflegte der Prinz, wie ich schon einmal gesagt zu haben glaube, Proben von Geistesgegenwart zu belohnen; und da Geist sich nun oft findet, wo man weiß, daß er bemerkt wird, so gelang es mir nicht selten, einigen Lohn dafür bey ihm zu verdienen.

Um diese Zeit ward Gluck nach Rom verschrieben, wo er vielen Beyfall erwarb und Cavaliere dello Sperone d'oro wurde.

Dieser Orden wird in Rom ausgetheilt, und die Mitglieder desselben führen den Titel: Comites palatii romani. Sie erhalten ein auf Pergament geschriebenes und durch ein großes Insiegel bestätigtes Diplom. Auch geniessen sie in Rom, wie in allen päbstlichen Staaten alle Freiheiten des Adels und können frey und ungehindert in den päbstlichen Pallast eintreten, haben auch daselbst den Rang, den an andern regierenden Höfen die Kammerherren haben. Ihr Ordenszeichen ist ein gelb emaillirtes in Gold gefaßtes Kreuz in Gestalt, wie das der Maltheser-Ritter. Sie tragen dasselbe, so wie jene um den Hals an einem Ponceau-farbenen Bande; auch etwas kleiner und manchmal auch ganz von Gold an einem rothen Bande in dem Knopfloch an der Brust. Dieser Orden ist sehr alt, und war vormals in grösserem Ansehen, als er jetzt ist. Um die schönen Künste und Wissenschaften noch mehr in Flor zu bringen, ertheilten späterhin die Päbste diesen Orden großen und ausgezeichneten Genies, z. B. einem Metastasio, Bibiena, Guarini ꝛc. Eben so erhielt denn auch Gluck diesen Orden, und seitdem schrieb er sich immer: Cavagliere, Chevalier oder Ritter Gluck.

Man halte mir zu Gute, daß ich mich bey der Beschreibung dieses Ordens so lange aufhalte. Ich bin aber selber 1770 demselben beigesellet worden. Es ist aber nicht darum, daß ich mich nunmehr von Dittersdorf schreibe; sondern im Jahre 1773 bin ich vom kaiserlichen Hofe wirklich in den Adelstand erhoben worden, wovon man das Weitere zu seiner Zeit lesen wird.

Eilftes Kapitel.

Kurzes Exil in Hildburghausen. Schweitzer. Die Unglückweissagende Schlittenfahrt.

Im Jahre 1758 brach der sogenannte siebenjährige Krieg aus. Im folgenden Jahre wurde dem Prinzen das Kommando über die Reichsarmee aufgetragen. Er nahm vierzehn Personen von seiner Kapelle mit in die Kampagne, worunter ich und meine zwey Brüder waren.

Mitten im April desselben Jahres trat die Equipage des Prinzen unter einer hinlänglichen Bedeckung von Kavallerie die Reise an, und nach vier Wochen trafen wir in Fürth bey Nürnberg ein, woselbst der Versammlungsort der Reichsarmee bestimmt war. Wir blieben wohl gegen zwey Monathe da, ehe die Armee, die aus 90,000 Mann bestehen sollte, zusammentraf; Sodann marschirten wir nach Erfurth in Thüringen, woselbst der französische General Soubise mit 25,000 Franzosen stand, um sich mit den Reichstruppen zu kombiniren.

ren. Ich hätte manches zu erzählen, wenn es nicht außer meinem Plane läge.

Bey dem Vorrücken beyder Armeen wurde die Bagage und Suite des Prinzen rückwärts nach Hildburghausen, unter Bedeckung von zwey Eskadronen Küraſſier, transportirt. Wir paſſirten den ungeheuren Thüringer Wald und den Sattel (einen hohen Berg, über welchen eine Paſſage geht.) Unſre Marſchroute gieng über Saalfeld und die berühmte Univerſität Jena, und am zehnten Tage trafen wir glücklich in Hildburghausen, der Reſidenz des regierenden Herzogs, ein, woſelbſt wir den ganzen Winter über verblieben. Alle Woche wurde hier einmal Konzert auf dem herzoglichen Schloſſe gegeben, bey welchem wir jedesmal erſcheinen mußten.

Mit der herzoglichen Kapelle lebten wir in enger Freundſchaft. Unter andern war daſelbſt ein junger Menſch, der als Knabe ein vortreflicher Diskantiſt geweſen war, nun aber die Stimme gewechſelt hatte und bey den herzoglichen Muſiken die Bratſche ſpielte. Da ich mit ihm in gleichem Alter war, ſo kamen wir täglich zuſammen. Mein älterer Bruder gewann ihn ſo lieb, daß er ihm einen Platz in ſeinem ſehr geräumigen Quartier anboth, und beyde wohnten bis zu unſerer Abreiſe in zwey neben einander gelegenen Zimmern. Dieſer liebe junge Menſch hieß Schweitzer, und iſt derſelbe, der ſich nachher durch ſeine Kompoſitionen, inſonderheit von Wielands Alceſte, ſo rühmlich ausgezeichnet hat.

So einen angenehmen Winter erinnere ich mich nicht jemals zugebracht zu haben; Und dennoch fehlte kein Haar, und ich wäre in der Blüthe meiner Jahre hingeraft worden.

Ein herzoglicher Bereiter, ein sehr artiger Mensch, dessen Vater ein feines Vermögen hatte, spielte die Violine und bat mich, ihm Unterricht zu geben. Ich that es, nahm aber kein Geld. Dafür suchte er mir allerhand Vergnügen zu machen, zu Pferde und zu Wagen. Es fiel dieses Jahr schon frühe ein großer Schnee und dieser hielt den ganzen Winter an. Da holte er mich denn wöchentlich ein paarmal in einem Rennschlitten ab, und kutschirte mich nach einem stark besuchten Gasthofe, eine halbe Meile von der Stadt. Einsmals kam er sehr sauber angezogen in Schuhen und Strümpfen und bat mich, mich eben so anzuziehen; denn es sey heute dort eine große Fete zum Geburtstag eines Hofadvokaten angeordnet, und er habe den Auftrag, mich zum Ball einzuladen; um drey Uhr würde ein herzoglicher Stallknecht mit einem schönen Rennschlitten vor meinem Hause seyn. Mit Freuden nahm ich die Einladung an und gieng zu meinem Schrank, um mir Strümpfe, Schuhe und ein sauberes Kleid hervorzulangen. Aber kaum hatte er mein Zimmer verlassen, so überfiel mich eine Angst, als wenn mir Jemand mit einer eiskalten Hand über den Rücken führe. Ohne an Ahndungen zu glauben, vergieng mir doch mit einmal die Lust mitzufahren. Ich schloß den Schrank wieder zu, und setzte mich an meinen Schreibtisch; und als der Bereiter wieder kam, sagte ich ihm rund heraus, daß ich mich anders besonnen habe. Alle sein Bitten war umsonst, wiewohl ich keinen vernünftigen Grund anzugeben wußte. Der Friseur,

seur, der so eben kam, ward in seiner Gegenwart fortgeschickt. Schmollend gieng der Bereiter fort und ließ nun, statt meiner, den Stallknecht sich in den Schlitten setzen, damit dieser sein ordentliches Gewicht bekäme. Er selbst ritt auf dem sogenannten Löffel und durch mein Fenster sahe ich ihn durch die Straße über den großen Platz nach dem Stadtthore zufahren.

Kaum entfernte sich der Schall von dem Schlittengeläute, als ich meinen Mantel umnahm und zu meinem Bruder gieng. Ich traf ihn mit Schweitzer, über Rabeners Satyren an, die sie einander wechselsweise vorlasen. Wir machten uns an sechs neue Richtersche Quartetts, die Schweitzer bekommen hatte. Er spielte das Violoncell, ich die erste, mein älterer Bruder die zweyte Violine und mein jüngerer die Bratsche. Mitten durch tranken wir einen köstlichen Kaffee und rauchten den feinsten Kanaster dazu. Wir waren recht vergnügt.

So eben stimmten wir zu einem neuen Quadro ein, als plötzlich die Nachricht aus dem Hause zu uns heraus erscholl, der Bereiter habe das Unglück gehabt gerade beym Stadtthore in eine Schleuder zu gerathen, der Schlitten sey an einen Stein geprallt, umgestürzt und der Stallknecht mit der Stirn gerade gegen das eine Ende des Stadtthores geflogen, er habe seine Hirnschale zerschmettert und sey auf der Stelle todt geblieben. — Man denke sich meine Erschütterung! — Schweitzer lief fort, um sich darnach zu erkundigen. Nach einer halben Stunde war er wieder da, und bestätigte die traurige Geschichte. Den Bereiter hatte man auf die Hauptwacht gesetzt, wo er Schweitzern sagte, es sey ihm

der einzige Trost bey diesem Unglücke, daß ich nicht mit ihm gefahren sey, weil es mir unfehlbar eben so ergangen seyn würde. Der Herzog ließ der unglücklichen Wittwe Lebenslang die halbe Gage des Mannes, und der Vater des Bereiters legte ihr die andere Hälfte, durch gerichtliche Zusicherung zu. Der Bereiter aber ward wegen seiner Unvorsichtigkeit zu einem vierwöchentlichen Arrest auf der Hauptwache verurtheilt.

So rettete eine unbestimmte Empfindung mein Leben.

Bis im März blieben wir hier, wo wir unsere ziemlich große und langwierige Reise nach Wien wieder antraten.

Zwölftes Kapitel.

Ich gerathe in liederliche Gesellschaft, werde ein Spieler. Desertion. Verhaftnehmung. Transport nach Wien und wie es mir dort ergieng.

Da der Prinz das Kommando niedergelegt hatte, so wäre es ihm beynahe leid gewesen, Schloßhof verkauft zu haben, weil er den Sommer über nicht gern in der Stadt, sondern lieber auf dem Lande zu leben pflegte. Er entschloß sich daher eine Jagdbarkeit auf irgend einer in Oestreich oder Mähren gelegenen Herrschaft zu miethen. Dies veranlaßte ihn, bald hierhin bald dorthin zu reisen, und dies machte, daß wir viele Monathe lange im Müssiggange zubrachten.

Dies war mein Verderben. Ich gerieth in liederliche Gesellschaft und meine Gage wollte nicht zulangen. Ungeachtet ich neben dieser noch eine ziemlich ansehnliche Zubuße von einigen Scholaren hatte, die gut bezahlten; ungeachtet ich mich bald in Kirchen, bald in Privat-

vathäusern hören ließ und manchen schönen Dukaten verdiente, so reichte doch alles dieses nicht zu; denn Billard, Karten- und Kegelspiel machten mich oft schon in der Hälfte des Monaths rattenkahl. Freylich gelang es mir auch zuweilen im Billard, das ich sehr gut spielte, ansehnliche Gewinste zu machen, womit ich meine Schulden bezahlen konnte, und wieder neuen Kredit erhielt. Allein dies bestärkte mich nur um so mehr in meiner Liederlichkeit. Indessen mein Kunststudium — und das war noch das Beste — verlohr nichts dabey. Ich unterließ nicht, sowohl fleißig Violine zu spielen, als der Komposition ernstlich obzuliegen. Ich schrieb sechs Sinfonien, die sowohl in Wien als in Prag Aufsehen machten.

Graf N., ein böhmischer Kavalier, der selbst eine Kapelle hielt, hatte diese Sinfonien auch bekommen. Er kam nach Wien. Natürlicherweise war ihm darum zu thun, mich von Person kennen zu lernen. Er ließ mich rufen, bestellte sechs neue Sinfonien bey mir, akkordirte mir dafür 24 Dukaten, gab mir 12 davon im Voraus und gab seinem Agenten den Auftrag, bey Ueberlieferung meiner Partitur die andern 12 Dukaten zu bezahlen. Zugleich fragte er mich, ob ich engagirt sey? Ich sagte ihm, daß ich in Diensten des Prinzen wäre und monatlich 37 Fl. 30 Kr. Gage hätte. Pfuy Teufel! versetzte er, das ist kein Gehalt für einen Menschen, der das versteht, was Sie verstehen. Wenn Sie bey mir in Dienste gehen wollen, so gebe ich Ihnen monathlich 16 Dukaten, den Offiziertisch, freye Wohnung und jährlich zwey schöne Kleider. Ich gab ihm zur Antwort, daß es undankbar seyn würde, die Dienste eines Prinzen zu verlassen, der mich Alles, was ich könnte,

mit

mit vielen Kosten hätte lernen lassen. Wie Sie wollen, versetzte der Graf. Doch, sollten Sie sich einmal vom Prinzen losmachen, so finden Sie jederzeit bey mir, was ich Ihnen so eben versprochen habe.

Da ich meine schlechte Lebensart immer so fort trieb, so blieb allerwärts, wo ich zu bezahlen hatte, etwas hängen und ich war gegen 70 Gulden schuldig. Meine Gläubiger drohten mir, mich beym Prinzen zu verklagen, wofern ich sie nicht mit dem Ersten des künftigen Monaths befriedigen würde. Nun war es aber doch eine platte Unmöglichkeit, mit meiner Gage von sieben und dreyßig Gulden eine Summe von siebzig Gulden zu tilgen und dabey zu leben. Ich vertraute mein Anliegen einem meiner liederlichen Spießgesellen, wie auch das Anerbieten jenes Grafen, und siehe da, ich ließ mich endlich von ihm bereden — Reißaus zu nehmen.

Am andern Morgen kam er zu mir mit der Nachricht, daß er auf einer am ersten künftigen Monaths nach Prag gehenden Landkutsche bereits einen Platz für mich bestellt habe. Nun waren bis dahin noch fünf Tage übrig. Während diesen schleppte ich nach und nach, unter meinem Mantel, Kleider, Wäsche und Musikalien zu ihm; auch lieh er mir einen kleinen Koffer, in den er meine Habseligkeiten packte und den er richtig zum Landkutscher hinbesorgte. Unsern Kassier beredete ich, daß er mir meine am ersten Monathstage erst fällige Gage einen Tag vorher auszahlte. Mein Herz pochte mir oft, wenn ich diesen schlechten Streich überdachte; aber es war nun einmal, meiner Meynung nach, zu weit mit mir gekommen und ich suchte mich

wie

wie jeder, der etwas Unedles will, mit dem Gedanken an die Nothwendigkeit zu übertäuben.

Am ersten früh Morgens fuhr ich denn also mit ängstlichem Herzen von Wien ab. Es war mir, als wenn Bäume und Felder mir meine Undankbarkeit vorwürfen und ich mich nicht getrauen dürfte, die schöne Natur, die in frühem Sommerlichte hervor gieng, anzublicken. Schaamvoll hüllte ich mich in meinen Mantel. Aber mein Leichtsinn drang bald wieder durch und je weiter es gieng und je mehr die Bewegung des Wagens mein Blut in Umlauf setzte, je froher und munterer ward ich; denn ich kam mir jetzt frey und als der Herr meines eigenen Schicksals vor.

Nach fünf Tagen war ich in Prag. Sogleich eilte ich zum Grafen. Aber o Himmel! wie erschrak ich, als der Portier mir den traurigen Bescheid gab, er sey schon vor drey Monathen mit seiner Gemahlin nach Paris gereist, woselbst er vielleicht noch dreyviertel Jahre sich aufhalten würde. Da stand ich, und wollte im Gefühl meiner Verlassenheit versinken. Endlich ließ ich mich zum Haushofmeister führen. Diesem erzählte ich, wer ich wäre und wie der Graf mir in Wien seine Dienste angeboten habe. Allein ich erhielt ganz trocken zur Antwort, daß er vor der Hand keinen Auftrag habe, mir Gage, Kost und Wohnung zu geben; er zweifle zwar nicht an der Wahrheit meiner Aussage, aber er müsse dieserhalb erst an den Grafen schreiben, worüber aber fünf, sechs auch wohl mehrere Wochen hingehen könnten, bevor ich Antwort haben könnte; ich müsse mich also so lange gedulden.

Freylich war nichts anders zu thun. Aber wovon bis dahin leben? Meine kleine Baarschaft war nicht hinlänglich. Zufälliger Weise hörte ich von einem sehr guten Hoboisten, der bey dem Grafen Breda in Diensten wäre. Am folgenden Morgen suchte ich ihn auf; eröfnete ihm meine Verlegenheit, bat ihn zugleich mir bis zur Zurückkunft des Grafen einen Verdienst zu verschaffen, verhielt ihm aber sorgfältig, daß ich aus Wien und vom Prinzen schändlicher Weise durchgegangen wäre. Der gute Mann hatte Mitleiden mit mir und sagte, ich solle nur ein wenig verziehen, er werde mit seinem Grafen darüber sprechen.

Nach einer Weile kam er wieder und führte mich zu seinem Herrn. Dieser empfieng mich sehr gütig mit den Worten: Haben Sie keinen Kummer. Bis Sie Antwort vom Grafen N., der mein sehr guter Freund ist, erhalten, gebe ich Ihnen in meinem Hause freye Wohnung und Tisch; und damit Sie sich mittler Weile etwas verdienen, so komponiren Sie mir sechs Sinfonien und zwey Konzerte für meinen virtuosen Hoboisten. Hier haben Sie etwas, es waren zwölf Dukaten, a Conto. — Nun war ich geborgen. Von diesen Dukaten nahm ich 30 Gulden und übergab sie dem Hoboisten mit der Bitte, sie an meinen Gastwirth nach Wien zu expediren. Er bewerkstelligte das getreulich.

Nach einem Zeitraume von vier Wochen hatte ich drey Sinfonien und ein Hoboekonzert verfertigt. Der Graf gab mir wieder zwölf Dukaten, und ich expedirte wieder 40 Gulden auf eben die vorige Art.

Bald darauf, als ich gerade wieder des Morgens komponirte, ließ mich Graf Breda rufen. Wie vermag ich mein Erschrecken zu schildern, das mich beym Anblick des Haushofmeisters — Bremer überfiel! der, einen Policeykommissarius zur Seite, vor mir stand und ohne ein Wort zu sagen, mit traurig ernstem Blicke mich ansahe. Sie haben mich, fuhr mich der Graf an, durch Ihr Verschweigen, daß Sie aus Wien durchgegangen sind, in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Da — indem er mir ein Dekret hinreichte — lesen Sie selbst! Es war von dem damaligen Statthalter in Prag, dem Grafen Wiepprick unterschrieben und dem Grafen Breda ward darin ernstlich aufgetragen, mich sogleich dem Policeykommissair auszuliefern und sich selber wegen des Verdachts, mich aus den Diensten des Prinzen debauchirt zu haben, standhaft zu verantworten. Nein! schrie ich, nein, nein! Graf Breda hat nicht den geringsten Antheil an meiner Entweichung.

Hat dies seine Richtigkeit? fragte der Kommissarius. — So wahr, wie Gott lebt! antwortete ich. — Sogleich ward diese meine Aussage zu Protokoll genommen und ich gestand den ganzen Vorgang der Sache. Nochmals ward es mir vorgelesen, von mir genehmigt und vom Kommissair und mir unterzeichnet.

Indem ich ihm folgte, versprach ich dem Grafen die noch rückständigen drey Sinfonien und das Hoboekonzert, die er mir schon im Voraus bezahlt, von Wien aus nachzutragen. Er nahm das Anerbieten aber nicht an, und dies kränkte mich mehr als Alles.

Ich mußte mit dem Polizeykommissair in einen Wagen steigen, und ward nach dem Altstädter Rathhaus in sichere Verwahrung gebracht. Ich fand daselbst ein ziemlich sauberes Zimmer. Auch das Mittagsmahl war sehr gut; aber das beste dabey fehlte mir, der Appetit. Kein Bissen wollte hinunter. Bis zum dritten Tage dauerte mein Arrest und in Begleitung Bremers, des Kommissairs und noch zweyer Polizeydiener ward ich endlich wieder nach Wien transportirt.

Als ich hier ankam, sperrte man mich sogleich in das Nebenzimmer des Portiers ein, und kurz darauf erschien Bremer wieder, mich auf Befehl des Prinzen noch einmal wegen meiner Entweichung summarisch zu verhören. Alle meine Antworten, die er niederschrieb, liefen darauf hinaus, daß ich theils durch die Verheißungen des Grafen N. angelockt, theils aus Furcht vor meinen Gläubigern entwichen wäre. Alles kam darauf an, daß ich mich von dem Verdachte dieselben betrügen zu wollen, reinigte, und das ward mir nicht schwer, da sie sämmtlich auf mein Verlangen sogleich die Quittungen ausstellten. Das änderte sehr die Lage der Dinge. Denn am folgenden Morgen kam Bremer wieder und meldete mir im Namen des Prinzen: daß er mich von dem Verdachte einer ehrlosen Handlung gegen meine Gläubiger zwar lossspreche, mir aber dennoch mein undankbares Betragen gegen ihn, seinen Wohlthäter nicht ungestraft hingehen lassen könne; es sey also Sr. Durchlaucht Befehl, daß ich von heute an vierzehn Tage hier beym Portier im Arrest, und jeden vierten Tag bey Wasser und Brod zubringen sollte.

Bayerische Staats Bibliothek München

Thränen der Rührung stürzten mir aus den Augen, und ich war kaum im Stande, für diese Schonung meinen Dank dem großmüthigen Prinzen sagen zu lassen. Aber als ich nun gar am Ende des dritten Tages, wo ich schon dem Brod und Wasser des morgenden Tages traurig entgegensahe, von Bremer zum Prinzen geführt ward, da überwältigten mich Reue und Schaam, und ich wagte es nicht ihn anzublicken und brach in ein lautes Heulen aus. Der Prinz schwieg, bis sich mein Gewinsel verlor. Dann sprach er: „Ich sehe, daß dein eigenes Gefühl dich schon hinlänglich peinigt; es bedarf also keiner Strafe mehr. „Du bist deines Arrestes entlassen. Vielleicht gelingt „es mir, dich durch Schonung mehr zu bessern, als „durch harte Strafe, die du verdient zu haben selber „eingestanden hast. Geh! leb ordentlich; dann werde „ich die Schande, die du mir und dir selber angethan „hast, vergessen.“

Ich ging in mein Zimmer, und so gesund meine Leibeskonstitution sonst war, so hatte mich doch dieser Auftritt so erschüttert, daß ich die ganze Nacht bald Kälte bald Hitze empfand, mit einem Worte, ein hitziges Fieber bekam, das mich vier Wochen im Bette hielt. Während meiner Krankheit, worin ich wie ein Kind vom Hause gepflegt und gewartet wurde, ließ mir der Prinz sagen, er habe Alles lange vergessen, und ich sollte mich nur beruhigen und machen, daß ich bald wieder gesund würde. Eben so erfuhr ich, daß er seinem ganzen Hofstaat, bey Strafe des Dienstverlustes, habe verbieten lassen, mir den geringsten Vorwurf zu machen.

Meine Gesundheit fand sich allgemach wieder ein. Ich studirte und komponirte fleißig, und so vergingen nach dem, im Hause des Prinzen gewöhnlichen Brauch, volle zwey Jahre. Endlich trat ein Zeitpunkt ein, der meinem künftigen Schicksale eine ganz andere Richtung gab.

Dreyzehntes Kapitel.

Die abgedankte Kapelle. Graf Durazzo. Meine Reise mit Gluck nach Italien. Die Marini. Aufenthalt in Bologna. Farinelli. Nicolini und der blinde Bettler. Deputation. Pater Martin. Furcht. Uebereilte Rückkehr nach Wien. Mein Wetteifer mit Lolli.

Der regierende Herzog von Sachsen Hildburghausen, dessen Großoheim der Prinz, mein Wohlthäter war, starb; und der zurückgebliebene Erbprinz dieses Herzogthums war ein Kind von sechs bis sieben Jahren. Dies hatte zur Folge, daß meinem Prinzen nicht nur die Vormundschaft über seinen Mündel, sondern auch die Administration und Regentschaft des Herzogthums angetragen wurde, die er weder ablehnen konnte noch wollte und die ihn also nöthigte, nach Hildburghausen zu ziehen.

Da er an diesem Hofe schon eine Kapelle fand, und überhaupt mit der Erziehung des Erbprinzen, auch mit der Administration des Landes, alle Hände voll zu thun bekam, so mußte er den größten Theil seiner eigenen Kapelle entlassen. Damit aber die Entlassenen ihr Brod nicht verlieren möchten, so wurde mit dem Grafen Durazzo, der damals die Hauptdirektion des Hoftheaters hatte, verabredet, daß dieser uns übernahm und mit uns einen Kontrakt auf drey Jahre schloß, Kraft welchem wir sowohl beym Orchester des Theaters, als bey der Hofkapelle um den nehmlichen Gehalt, den wir beym Prinzen hatten, dienen mußten.

Niemand war hierbey übler daran, als ich; denn ich mußte nicht nur beynahe täglich von zehn Uhr früh bis zwey Uhr Nachmittags bey den Opern- und Balletproben, so wie des Abends bey den Spektakeln im Theater von halb sieben bis zehn Uhr, sondern auch bey den alle Freytag gehaltenen Theaterakademien akkompagniren, so wie auch alle vierzehn Tage Konzert spielen. Eben so war ich verbunden, an Fest- und Galatagen beym Kaiserlichen Hofe selbst mich zu produziren.

Man kann leicht denken, daß ich bey diesem beschwerlichen Dienste weder Zeit hatte Scholaren anzunehmen, noch Privatkonzerte zu frequentiren, wodurch mir jeder Nebenverdienst abgeschnitten war. Und da damals überdem der Luxus aufs Höchste gestiegen war; so konnte ich ja doch auch, wenn ich als Virtuose vor dem Publikum, ja selbst vor dem Kaiserlichen Hofe auftreten mußte, mich nicht in Kleidung vernachlässigen. Meine 37 Fl. 30 Kr. monathlicher Gage gingen für Frühstück, Mittag- und Abendessen darauf. Nirgend

konnte ich mich in die Kost bedingen; denn wer hätte mir außer den Gasthäusern um zwey, auch wohl halb drey Uhr aufgetischt? Ich mußte daher hier für theures Geld zehren, und ich hatte manchen Tag einen Gulden verthan, ohne mich satt gegessen zu haben.

Gluck war schon seit zwey Jahren als Hof- und Theater-Kapellmeister mit einem Gehalt von 2000 Gulden engagirt. Schon beym Prinzen hatte er mich in Affektion genommen. Ich suchte mich durch mein Anschmiegen an ihn darin zu erhalten, und es gelang mir ihn so zu gewinnen, daß er mich wie seinen Sohn liebte. Ich nahm also meine Zuflucht gerade zu ihm und stellte ihm die Umstände vor, wie sie es in der That waren, worauf er mir versprach sich meiner anzunehmen.

Des andern Tages fuhr ich mit ihm zum Graf Durazzo. Gluck klärte ihm Alles auf, und ich bat entweder um eine Zulage an Besoldung, oder um meine Entlassung. Gluck ermangelte nicht mich aus allen Kräften zu unterstützen. Endlich sagte der Graf zu mir: Liebes Kind! es steht nicht in meiner Macht Ihnen weder Zulage zu geben, noch Sie zu entlassen; denn ich kann nichts wider Ihren Kontrakt thun. Aber vier Tage in der Woche kann ich sie dispensiren, mithin können Sie an diesen Tagen für sich verdienen, was Sie wollen, und auf diese Art sind Sie doch einigermaßen erleichtert. Ich dankte Sr. Excellenz für diese Gnade in den rührendsten Ausdrücken, und befand mich so wohl dabey, daß ich in manchem Monathe mehr verdiente und einnahm, als meine Gage betrug. Daher verwendete ich meinen Nebenverdienst auf prächtige

tige Kleidung, welches dem Grafen so wohl gefiel, daß er mein gnädiger Patron wurde und mich öfters zu seiner Tafel lud. Dafür verdoppelte ich aber auch meinen Eifer, und ich hatte bald das Glück, den ungetheiltesten Beyfall des Wiener-Publikums zu erhalten.

Schon waren beynahe fünf Vierteljahre verflossen, als mir eines Tages Gluck erzählte, daß er nach Bologna verschrieben sey, um dort eine Oper zu komponiren, und fragte mich zugleich, ob ich Lust hätte mit ihm nach Italien zu reisen; jedoch, verstünde sich, müßte ich die Hälfte der Reisekosten tragen, so wie auch meine Diäten aus meinen eigenen Mitteln bestreiten; die Erlaubniß dazu wollte er mir schon beym Grafen Durazzo bewirken. — Unendlich gern! antwortete ich im höchsten Enthusiasmus, den ein Mann wie Gluck, der meine Liebe zur Kunst, so wie meine ganzen Umstände kannte, über Alles hätte achten sollen; aber, — setzte ich traurig hinzu, es fehlt mir dazu an Gelde. Ja: antwortete Gluck kalt und weggewandt, dann kann freylich nichts daraus werden. —

An eben demselben Abende soupirte ich bey dem damaligen Hofagenten, dem Herrn von Preiß und erzählte ihm die Proposition, die mir Gluck gemacht hatte. Ey tausend Sapperment! sagte Herr von Preiß, schlagen Sie ein und nehmen Sie Gluck beym Worte! Ja, erwiederte ich mit Achselzucken, wo aber Geld hernehmen? Gluck will mich wohl mitreisen lassen, aber ich soll die Hälfte der Kosten tragen. — Pah! antwortete der Biedermann — gesegnet sey seine Asche! — dazu will ich schon Rath schaffen. Ich

strecke Ihnen hundert Dukaten vor, die Sie mir eher nicht wieder geben sollen, als bis Sie in bessere Umstände kommen. Speisen Sie morgen bey mir. Ich werde Herrn von Allstern einladen und ihn bey einem guten Glase Gränzinger (dem besten östreichischen Wein) dahin zu bringen suchen, daß er Ihnen ebenfalls so viel vorschieße. Ueberdem gebe ich Ihnen auf den Nothfall einen offenen Wechsel auf 600 Gulden mit, mithin haben Sie gegen 1500 Gulden. Mit diesen können Sie schon gut fertig werden. Gedrängt sollen Sie deshalb von keinem von uns werden. Gehen Sie gleich morgen zu Gluck, machen Sie Alles richtig und dann kommen Sie Mittags zum Essen.

Mit Freudenthränen dankte ich dem edlen Mann und ging des andern Tages zeitig zu Gluck. Er war außerordentlich erfreut darüber, befahl anzuspannen und wir fuhren zum Grafen Durazzo. Dieser ertheilte mir nicht nur die Erlaubniß und schenkte mir zu meiner Reise 50 Dukaten, sondern versprach mir auch einen sechsmonathlichen Vorschuß aus der Theaterkasse, und somit wurde unsere Abreise in vierzehn Tagen angesetzt.

Mit einem Herzen voll Wonne eilte ich zum Mittagsmahl beym Herrn v. Preiß, wo Alles so eintraf, wie er mir den Tag zuvor versprochen hatte. Kurz darauf lud mich Graf Durazzo mit Gluck zu Tische, stellte mir darauf die Anweisung auf 225 Fl. aus der Theaterkasse mit dem Beyfügen zu, daß die Kaiserin mir damit ein Geschenk zu meiner Reise mache und meine Gage auch während meiner Abwesenheit immer fortlaufen solle. Wenn Sie, fuhr er fort, mit Ihrem

Gelde

Gelde nicht ausreichen sollten, so wird Ihnen Herr Kapellmeister Gluck hier, gegen Anweisung auf Ihr Gehalt, sehr gern einen Vorschuß thun. Ich werde keinen brauchen, versetzte ich etwas schnell und trocken; denn ein Paar gute Freunde haben für den Fall schon von selber gesorgt. Tanto meglio! sagte der Graf.

Unsere Reise verzögerte sich um einige Tage einer Signora Marini wegen, die als Prima Donna zwey Jahre hindurch in Prag auf dem Theater gewesen war und nun mit ihrer Mutter nach ihrer Vaterstadt Venedig zurück wollte. Gluck hatte sie schon vor drey Jahren in Italien gekannt und war so artig, um ihrentwillen die Reise noch fünf Tage aufzuschieben, jedoch mit dem Beding, daß sie sich alsdann gefallen lassen müßte, Tag und Nacht zu reisen. Sie war dazu bereit und wir fuhren in zween Wagen mit Postpferden von Wien ab.

Ich hatte den Auftrag von Gluck, alle Ausgaben der Reise zu bestreiten und Rechnung darüber zu führen. Auch Signora Marini ersuchte mich um diesen Dienst und gab mir eine wohlgespickte Goldbörse mit dem Bedeuten, daß sie sie, wenn sie leer wäre, wieder füllen würde.

Sie war ein sehr schönes, interessantes Mädchen von ungefähr vier und zwanzig Jahren, munter, launig und sehr unterhaltend; übrigens aber von sehr edlem, anständigen Betragen. Gleich beym ersten Mittagsmahl in Neustadt bat sie sich aus, daß wir Chapeaux, um unsers beyderseitigen Umgangs zu genießen, bey jeder Station bis Venedig wechseln und

bald Gluck bald ich in ihrem Wagen fahren möchten. Ihre Mutter, eine muntere lustige Frau von etwa funfzig Jahren, ausgelassen wie ihre Tochter, fuhr beständig in unserm Wagen, bald in meiner, bald in Glucks Gesellschaft, und die Zeit passirte uns Allen sehr angenehm. Gluck war galant und suchte sich angenehm zu machen; ich suchte ihm aber alles wieder zu verderben, sobald ich ihm den Platz abgewonnen hatte und diese kleine Eifersucht half, uns die Reise um so pikanter zu machen. Das Mädchen war souveraine Gebieterin und Amor der Kapellmeister. Er gab Ton und Stimmung an. Glucks heiligster Vorsatz, Tag und Nacht zu reisen, ward früh unterminirt, und wir fanden es unter so günstigen Umständen doch gemüthlicher in Grätz, Laybach und Görz ein bequemeres und einträglicheres Nachtlager zu halten, als diskursive immer weiter vorwärts zu rücken, was uns nicht viel mehr als — Meilen einbrachte.

Am siebenten Abend unserer Reise kamen wir in Mestri an. Wir hatten uns zwar vorgenommen daselbst zu übernachten und am andern Morgen in einer Peota (einem größern zweyrudrigen Schiffe, worauf sechs bis zehn Personen mit Bagage Raum haben) nach Venedig zu fahren. Aber die Marini war hartherzig genug, nun sie so nahe an Venedig war, von woher vielleicht süße Erinnerungen der vorigen Zeit auf sie eindrangen, uns noch für den Abend zur Ueberfahrt zu bewegen, und also kamen wir vor Mitternacht in Venedig an. Es war gerade in der Nacht zwischen dem Palmsonntage und dem Montage der Charwoche.

Gluck beschloß, acht Tage hier zu bleiben. Wie bedauerten wir, daß unser Aufenthalt in Venedig gerade in die Charwoche traf, in welcher kein Theater offen war und wir daher außer einem Oratorium agli incurabili nichts von Musik hörten. Es taugt niemals, wenn man von einer Sache vorher zuviel eingenommen ist. Nicht nur in Wien hatte ich vorlängst gehört, sondern auch unterweges erzählte mir Sign. Marini, daß agl' incurabili und alla Pietà ein Orchester von Frauenzimmern wäre, das sowohl in Absicht der Singstimme als der Exekution alle Orchester in Italien überträfe. Kaum konnte ich den Tag erwarten. Aber wie fand ich mich betrogen! Die Komposition dieses Oratoriums war sehr mittelmäßig; die Violinen waren durch das ganze Stück verstimmt und wenn eine Aria aus dem P fa oder E la fa kam, griffen die Violinstimmen um einen Achtel = auch wohl Viertelton zu hoch. Mit den Tempo's ging es auch nicht richtig; denn bald schwankten sie, bald schleppten, bald eilten sie. Außer zwey Singstimmen, deren eine ein reiner Sopran, und die andere ein runder Contr' Alt war, hörte ich nichts, was nur der mindesten Aufmerksamkeit werth gewesen wäre.

Zur Schadloshaltung für diese Musik sahe ich zwey Feyerlichkeiten, die meine ganze Bewunderung erregten. Die eine war die Feyer des Abends am grünen Donnerstage, wo unser Heiland in Prozession zu Grabe getragen wurde. Die andere die Beysetzung des damaligen Doge, der zwey Tage vor unserer Ankunft gestorben war. Beydemal war der große Markusplatz illuminirt, das heißt, vor jedem Fenster der Palläste, die auf diesem Platze stehen, brannten zwey armdicke, und eine

Klas-

Klafter lange Fackeln, welches den herrlichsten Anblick gab. Beydemal gingen feyerliche Prozessionen um diesen festen und prächtigen Platz; es war schwer zu bestimmen, ob das Begräbniß Christi oder jenes des Doge mit größerer Feyerlichkeit begangen wurde.

In der Nacht zwischen dem Charsammstage und dem ersten Osterfeyertage reisten wir nach Bologna. Der andere Pfingsttag war zur Eröfnung des neuen, prächtigen, von lauter Quaderstücken erbauten Opernhauses, das an die Stelle des ein Jahr vorher von Grund aus abgebrannten, auf Subscription der Vornehmsten und Reichsten vom Adel errichtet worden war, bestimmt. Der Direktor desselben, Graf Bevilaqua, ein Associé der Gesellschaft, hatte zur Einweihung die Metastasische Oper Il Trionfo di Clelia angeordnet und Gluck zur Bearbeitung dieses Stücks verschrieben. Primo Uomo war der berühmte Kastrat Mansoli; Prima Donna Signora Girelli Aquilar (welcher letztere Beyname der Name ihres Mannes, eines berühmten Hoboisten und gebornen Spaniers war, der dem weltbekannten Besozzi nichts nachgab.) Secondo Uomo war ein junger Kastrat Toschi, der zwey Jahre darauf nach Wien berufen wurde. Sec. Donna war ein junges hübsches Mädchen von siebenzehn Jahren; sie hatte eine reine und angenehme Stimme, aber war noch Anfängerin. Ihr Name ist mir entfallen. Primo Tenore war der berühmte Giuseppe Tibaldi, den Gluck hernach nach Wien verschrieb und der sich hier sehr zu seinem Ruhme auszeichnete. Zur Direktion der ersten Violine wurde der damals in gutem Ruf stehende Konzertspieler Luchini aus Mayland, und zur zweyten der ebenfalls sehr renomirte Spagnoletti aus Cremona verschrieben.

Das

Das Orchester bestand aus etlichen siebenzig Personen. Da in Italien bey so großen Orchestern zwey Flügel üblich sind, so wurde zum zweyten der bekannte Kapellmeister Mazzoni bestimmt. Er war in Bologna ansäßig, und zugleich in einigen der angesehensten Kirchen, Klöster und Prälaturen besoldeter Kapellmeister.

Der Graf, Bevilaqua, ein sehr liebenswürdiger Kavalier, nahm uns sehr gütig auf. Gluck stellte mich ihm als seinen Scholaren vor; dem wir hatten verabredet, daß ich mich nirgends eher als Konzertspieler angeben sollte, bis wir nicht erst die vornehmsten Violinisten gehört hätten.

Gluck bezeigte dem Grafen sein Verlangen, die Sänger von der Oper zu hören und sogleich besorgte er ein Konzert von dreyßig der besten Subjekte in seinem Hause für den folgenden Nachmittag, wo außer uns dreyen sonst kein Zuhörer war. Ich war außerordentlich entzückt über die Girelli, über Mansoli und Tibaldi, vorzüglich aber gefiel mir eine Arie, bey welcher Aquilar mit der Hoboe seiner Frau akkompagnirte. Auch hörte ich Luchini und Spagnoletti, jeden ein Violinkonzert spielen. Nun — sagte Gluck heimlich zu mir — vor diesen zween Hexenmeistern brauchen Sie sich eben nicht zu fürchten. Ich dachte das wohl eben auch; aber ich erwiederte: ich dächte, sie spielen beyde sehr gut, nur hat jeder eine andere Methode.

Nun fing Gluck an zu komponiren. Da er aber in Wien schon viel vorgearbeitet hatte, so gab er nach zehn Tagen den ersten Akt zum Abschreiben.

Des Nachmittags arbeitete Gluck niemals, sondern blos am Abend und am Vormittage. Nach Tische gingen wir Besuche zu machen, sodann auf das Kaffeehaus, wo wir gewöhnlich bis zum Abendessen blieben.

Eine unserer ersten Visiten machten wir dem großen Farinelli, von dem meine Leser schon wissen, daß er sich nach dem Tode seines großen Wohlthäters, des Königs von Spanien, hierher begab. Er war damals schon ein Greis von beynahe achtzig Jahren. Er lud uns einigemale zu Gaste und bewirthete uns königlich. Allein es war kein Wunder, denn er war gegen eine Million reich. Ich erinnerte ihn an Mad. Tesi, erzählte ihm, wie ich Jahre lang mit ihr in einem Hause gelebt u. s. w. und das brachte mir bey ihm Vortheil.

Auch besuchten wir den weltbekannten klassischen musikalischen Diktator, den Padre Martino. Er war fast eben so alt, als Farinelli, und beyde waren innige Busenfreunde. Gluck kannte ihn schon viele Jahre und reiste nie durch Bologna, ohne diesem Padre di tutti i Maestri (wie ihn noch heute alle Kapellmeister nennen) seine Ehrfurcht zu bezeugen.

Zufälligerweise erfuhr der Kapellmeister Mazzoni, daß ich ein Violinspieler sey und, nachdem er mich gehört, ersuchte er mich, bey dem großen Kirchenfeste, das bey San Paolo gehalten werden werden würde, und wozu er sowohl die beyden Vespern als das Hochamt neu komponirt habe, früh beym Hochamte mich mit einem Konzerte hören zu lassen. Ich willigte ein.

Am Nachmittage vor dem großen Festtage ging ich mit Gluck in diese Kirche, um Mazzoni's erste Vesper zu hören. Die Musik bestand mit Chören und Instrumenten aus mehr, als hundert Personen. Die Komposition war schön und prachtvoll, nur schien sie mir für die Kirche ein wenig zu munter und profan; denn sie glich — die musterhaften Fugen ausgenommen — mehr einer Opera seria, als einer Kirchenmusik. Zwischen den Psalmen spielte Spagnoletti ein Konzert von Tartini, das ich vor einigen Jahren einstudirt hatte. Die ganze Kirche war voll von Kennern und Musikliebhabern, und man sah aus den Mienen aller Zuhörer, daß der Violinist allgemeinen Beyfall fand. Gluck sagte zu mir: Nun können Sie auf den Beyfall Ihrer Zuhörer morgen sichere Rechnung machen, da sowohl Ihre Komposition, als Ihr Vortrag viel moderner ist.

Schon war es ruchbar, daß am folgenden Tage beym Hochamte ein deutscher Virtuos sich auf der Violine hören lassen würde. Als wir aus der Kirche kamen, hörten wir, daß zwey Herren zu einander sagten: Domau' mattina sentiremo un virtuoso tedesco, worauf der Andere erwiederte: Temo, che si farà canzenar, dopo che abbiamo sentito quel bravo Spagnoletti (Ich fürchte er wird sich auslachen lassen, nachdem wir den braven Spagnoletti gehört haben). — Aber als ich den Tag darauf ein Konzert von meiner Komposition spielte, ward ich doch nicht ausgelacht, wie jener Herr prophezeiht hatte. Gluck, Herr Bevilaqua und Sign. Mansoli gratulirten mir zu dem allgemeinen Beyfalle, den ich von allen Zuhörern eingeärndet hätte. Gluck erzählte mir, daß er sich geflis-

flissentlich an die gestrigen beyden Kritiker herangedrängt habe, um ihr Urtheil zu hören, und da habe denn der Eine von ihnen ausgerufen: Per Dio! quel ragazzo suona come un angelo (bey Gott! der junge Mensch spielt wie ein Engel), und der andere hinzugesetzt: Come è mai possibile, che une Tartaruga tedesca possa arrivare a tale perfezione? (Wie ists möglich, daß eine deutsche Schildkröte zu einer solchen Vollkommenheit gelangen kann?) Worauf er denn sich die Freyheit genommen zu dem Zweyten zu sagen: Signor, con permissione! Anch' io sono una Tartaruga tedesca, ma con tutto questo ho l'honore di scriver l'Opera nuova per l'apertura del Teatro ristabilito. (Mit Erlaubniß, mein Herr: Auch ich bin eine deutsche Schildkröte, aber bey alle dem habe ich die Ehre, die neue Oper bey Eröfnung des wieder aufgebaueten Theaters zu schreiben.) Der eine habe darauf deprezirt und versichert, daß er von nun an von dem Vorurtheile, das man ihm von der deutschen Nation beygebracht habe, gänzlich geheilt sey.

Kaum hatte Gluck seine Erzählung geendigt, so kam der Pater Prior des Klosters mit noch zwey Ordensgeistlichen, und dankte mir für meine Mühe; da er aber, sagte er, aus seinem Stalo (Beichtstuhl) in der Kirche bemerkt hätte, welchen Beyfall ich bey den Zuhörern erworben habe, so wage er die Bitte, daß ich heute Nachmittag bey der Vesper noch ein Konzert spielen möchte. Ich schlug es ihm aber rund ab. Mein guter Prior ließ demungeachtet nicht nach. Doch da Graf Bevilaqua versicherte, dies sey eine Distinktion die, so lange Bologna stehe, noch keinem Virtuosen zu Theil geworden sey, und daß es in der Stadt eine allge-

allgemeine Sensation machen würde, so willigte ich ein.

Am Abend war die Kirche gedrängt voller Menschen und eine Menge hatte wieder fortgehen müssen, die keinen Platz mehr finden konnte. Ich spielte — aber hatte ich Vormittag gut gespielt, so gelang es mir jetzt noch einmal so gut.

Nach der Vesper wurden wir im Kloster bewirthet, wobey Gluck, ich, Mazzoni und die beyden Kastraten, Potenza und Nicolini, die am heutigen Tage gesungen hatten, zugegen waren. Es war wirklich ein sardanapalisches Souper, denn Alles, was nur Italien Leckerhaftes um diese Zeit hervorbrachte, ward zum Besten gegeben. Wir schwelgten da bis gegen Mitternacht und giengen recht ächt musice nach Hause.

Von diesem Nicolini muß ich doch ein Geschichtchen erzählen, wovon ich Augen- und Ohrenzeuge war. Er war, nach dem Schlage vieler junger Kastraten, lebhaft, keck, munter, plauderhaft und arrogant. Seiner Gewohnheit nach hatte er die Augen mehr in der Luft, als auf der Erde. Wir kamen um eine Ecke, um in eine andere Straße einzubiegen, in der ein blinder Bettler auf der Erde saß. Nicolini, der ihn nicht gewahr wurde, stolperte über seine Füße, so daß er bald gefallen wäre. Voller Ingrimm schrie er mit seiner sonoren Kastratenstimme: Eh! cane d'un Orbo maledetto! (Du verfluchter blinder Hund!). Der Bettler, der ihn wegen seiner Diskantstimme für eine Weibsperson hielt, blieb ihm nichts schuldig: Eh! Putana di Strada! schrie er ihm nach, Perchè strap-

pazzi un povero orbo mendicante? (I du Straßenhure! warum schimpfst du einen armen blinden Bettler?) Wir alle brachen in ein helles Gelächter aus, besorgten aber doch Mißhandlungen für den armen Teufel von Seiten Nicolini's. Allein der griff in die Tasche, nahm zwey Lire (acht Groschen), und drückte sie dem Bettler mit den Worten in die Hand: Nun alter, da du es doch einmal errathen hast, wer ich bin, so schenk ich dir zwey Lire zum Allmosen. Der Blinde, als er würklich diese Münzen in der Hand fühlte, raffte sich dankbar zusammen, schloß die Hände mit seiner Krüke bittend in einander und sagte: Gott vergelte es! und verleihe Euch dafür die Gnade, daß Ihr euch gleich der heiligen Magdalene bekehren; euer schändliches Leben verlassen und Buße thun möget! — Hatten wir nicht gelacht, so mußten wir noch zehnmahl mehr lachen. Es war eine der komischten Scenen meines Lebens.

Das Geschichtchen verbreitete sich bald in ganz Bologna, und von Stund an nannte man den Nicolini la Santa Magdalena.

Es ist in Italien bey den Klöstern Sitte, daß, wenn Jemand von einem Kloster ein Präsent erhält, ihm solches öffentlich mit einem eigends hierzu bestimmten Apparat in seine Wohnung getragen wird. Es pflegt gewöhnlich ein Mann in schwarzer spanischer Tracht mit einer großen Perücke voran zu gehen, dann folgen zwey Kirchendiener in Chorröcken, die das Präsent auf einem ungeheuren silbernen Präsentierteller mit zwey Henkeln und mit einem Stück Damast zugedeckt, tragen; hinter ihnen kommen zwey andere Layenbrüder in ihrem Mönchshabit, worüber sie weiße Rockette anhaben.

Wenn

Wenn auch gleich die Wohnung desjenigen, der das Geschenk erhält, nahe bey dem Kloster ist, so geht doch — man sehe die Eitelkeit der Mönche! — diese Karavane mit manchen Umwegen durch die Hauptplätze und Straßen der Stadt; und obschon jeder Einwohner ohnehin weiß, daß Jemand ein Präsent bekommt, so hat doch der voraufgehende Mann den Befehl, jedem Wißbegierigen aufzuklären, woher — wohin — und warum dieses Präsent komme.

Am andern Morgen kam mein Wirth und meldete mir, daß eine Deputation von San Paolo da sey und vorgelassen werden wolle; ich würde, sagte er, ein Präsent bekommen, wofür ich dem Ueberbringer einen Scudo (harten Thaler) zum Trinkgeld (bona man) geben müsse. Ich ließ die Leute eintreten. Der Deputirte hielt eine Anrede an mich, die über eine Viertelstunde dauerte und immer weiter nichts enthielt als Danksagungen von Seiten des Priors und des ganzen Konvents, und wie sehr sie mich bitten ließen, in Betracht ihrer überaus großen Armuth (die ich denn doch bey dem gestrigen sardanapalischen Souper nicht wahrnahm) mit diesem kleinen Geschenke vorlieb zu nehmen. Es bestand aus mehr als zwanzig Pfund der herrlichsten kandirten Früchte und des allerbesten Zuckerwerks. Dabey lagen sechs Paar weißseidene und sechs Paar schwarzseidene Neapolitaner Strümpfe; sechs doppelseidene Mayländer Schnupftücher und zwölf größere und kleinere Reliquien, welche alle in silbernen Fil di grano gefaßt waren. Ich ließ dem Prior und dem ganzen Konvent meinen Dank vermelden, gab den Demosthenes mit der Perücke seinen Scudo, und mit tiefen Bücklingen und Kratzfüßen entfernten sie sich.

An eben demselben Nachmittage, als wir gerade nach dem Kaffeehause gehen wollten, kam der ehrwürdige Greis Padre Martino zu uns, um seine Gegenvisite zu machen. Bey dieser Gelegenheit ersuchte er mich, ich möchte bey der bevorstehenden großen Feyerlichkeit in seiner Kirche ein Konzert spielen; doch verlange er es nicht umsonst und hoffe, daß ich mit der gewöhnlichen Taxe von 12 Doppien (Doppeldukaten) zufrieden seyn würde. Ich antwortete, daß ich nur unter der ausdrücklichen Bedingung, keine Bezahlung annehmen zu dürfen, spielen würde und daß ich die Ehre, von dem Vater der Musik dieses Vorzugs würdig geachtet zu seyn, weit höher als alles Gold schätze. Der gute Greis dankte mir für meine, wie er sie nannte, schöne Denkungsart und nachdem er sich noch eine halbe Stunde bey uns aufgehalten hatte, gieng er, so wie er kam, von einem Layenbruder am Arm geführt und auf eine Krücke gestützt, fort.

Bald wurde es in Bologna ruchbar, daß ich vom Padre Martino zu dem ersten Festtag der überaus großen Feyerlichkeit per la visità della Madonna di San Lucca geladen sey; man wußte sogar, daß ich die mir angebotene Bezahlung ausgeschlagen und blos zur Ehre Gottes zu spielen versprochen habe.

Der Tag kam heran, an welchem die erste Feyerlichkeit des Umgangs des wunderthätigen Madonnenbildes, das der Evangelist Lukas gemahlt haben sollte, und welche drey Tage dauerte, begann. Wir gingen zur Vesper in die Kirche. Die Komposition war vom Padre Martino. Ach! welch ein Abstich war zwischen dieser Musik und der von Mazzoni!! — So einen

maje-

majestätischen, erhabenen und rührenden Kirchenstyl habe ich nie gehört. Selbst Caldara's Komposition mußte dieser Arbeit weit nachstehen. In einem Psalm — mich dünkt, es war ein Magnificat — war das Amen eine achtstimmige Fuge. Ach Gott! welch ein künstliches Gewebe!! — Man stelle sich die Wirkung vor, welche diese herrliche Fuge machen mußte, da das Orchester aus 160 Personen bestand, unter welchen achtzig Vokalstimmen waren!

Am folgenden Morgen gieng ich mit Gluck zu diesem verehrungswürdigen Greise, der uns auf eine Chocolade gebeten hatte. Wir äußerten unser Erstaunen über das herrliche Werk, die Vesper nähmlich, die wir gehört hatten. „Vermuthlich, sagte er, werden die gestrige Vesper und das heutige Hochamt mein Schwanengesang seyn; denn ich fühle bereits die merkliche Abnahme meiner Leibes- und Seelenkräfte.“ Wir bedauerten, daß wir wohl niemahls wieder Gelegenheit haben würden, die achtstimmige Fuge zu hören. Ey, versetzte der liebenswürdige Greis, ich werde diese Fuge statt dem Amen im Credo, das aus eben dem Tone ist, einlegen und so weit ist Ihr Wunsch befriedigt.

Bey dem Graduale spielte ich mein Konzert mit aller möglichen Anstrengung, und es glückte mir vollkommen, weil ich mich acht Tage darauf präparirt hatte. Bald nach meinem Konzert verfügte ich mich mit Gluck nach der Kirche, um das Credo und das Amen in der Entfernung zu hören. Welche neue Schönheiten entdeckten wir heute bey der achtstimmigen Fuge, die uns gestern entschlüpft waren! Wonnetrunken giengen wir nach Hause und setzten uns zu Tische.

Bald nach der Mahlzeit kam unser Wirth, brachte einen ziemlichen Pack in Papier versiegelt und sagte: Padre Martini schickt Ihnen beyden einige Pfund Chocolade. Auf dem Packet war von seiner eigenen zitternden Hand geschrieben: 12 libre per il mio caro amico, il Cavagliere Gluck, e 12 libre per il mio caro figliuolo, il Signor Carlo Ditters.

Am folgenden Morgen trat unser Wirth in mein Zimmer mit der Nachricht, unten sey ein Kerl, der mich zu sprechen verlange, er sey aber so zerlumpt und sehe so verdächtig aus, daß er Bedenken getragen habe, ihn vorzulassen. Er verlange aber durchaus mich selber zu sprechen. Ich rathe Ihnen nicht, setzte er hinzu, daß Sie allein bleiben; man darf nicht jedermann trauen. Ich will daher meine zwey handfeste Hausknechte mit mir heraufnehmen, dann mag er immer kommen. Unterdessen riegeln Sie gleich hinter mir die Thür ab und machen Sie nicht eher auf, als bis Sie meine Stimme hören. — Der Wirth gieng; ich schloß ab und bat Gluck, auf mein Zimmer zu kommen. Zu mehrerer Sicherheit nahm ich meine beyden Sackpistolen. Eine hielt ich unter meinem Schlafrock versteckt, die andere verbarg Gluck unter seinem Kleide.

In einer Weile hörte ich klopfen und der Wirth meldete sich mit den Worten: e permesso? Ich schob den Riegel auf und trat mit Gluck hinter einen Tisch, der mitten im Zimmer stand. Der Wirth kam mit den Hausknechten, die an der Thür stehen blieben, zuerst herein, und hinter ihnen der zerlumpte Kerl, der mich fragte, ob ich der junge deutsche Virtuose wäre, der gestern bey den Minoriten gespielt hätte? — Ja! antwor-

wortete ich; e poi? (und was weiter?) und während dem zog ich die Pistole gleichsam spielend unter dem Schlafrock hervor, Gluck that ein Gleiches. Der Kerl lächelte, sahe sich nach den beyden Hausknechten um und sagte mit komischem Lächeln: die Vorsicht hätten Sie nun eben nicht nöthig; ob ich gleich schlecht angezogen bin, so bin ich doch ein galant' uomo. Aber so sagt, was Ihr wollt? redete der Wirth ihn an. Ohne ein Wort zu antworten, griff er in die Tasche, zog ein Billet sammt einem kleinen Schächtelchen hervor und legte beydes auf den Tisch. — Was soll das? fragte ich. — Ich weiß nicht; belieben Sie nur das Billet zu lesen. — Ich las, und mit geflissentlich verstellten Zügen stand folgendes in italiänischer Sprache darin:

> Nehmen Sie beyliegendes Schächtelchen als einen Beweis des Vergnügens, das mir Ihr gestriges Konzert in der Minoritenkirche verursacht hat, und belieben Sie beyliegenden Empfangsschein zu unterschreiben.

Ich ließ das Schächtelchen von dem Ueberbringer öffnen, und es war eine schöne goldene Uhr darin. Ich unterschrieb den Schein; er nahm ihn. Aber den Scudo, den ich ihm geben wollte, schob er zurück und entfernte sich, ohne mir weder auf Bitten noch Drohen sagen zu wollen, von wem das Geschenk käme. Ich habe mein Wort gegeben, es nicht zu verrathen, sagte er; son galant' uomo, e tanto basta. Und so ging er.

Wir sannen nach, von wem wohl das Geschenk kommen möchte, und wir muthmaßten endlich, daß es von den Patern Minoriten seyn könnte.

Am folgenden Tage waren wir bey Farinelli zu Mittag geboten und wir trafen eine ansehnliche Gesellschaft dort an. Wie erstaunte ich, als ich bey dem Essen in seinem Kammerdiener, dieselben Gesichtszüge des gestrigen Kerls zu erkennen glaubte. Nach dem Essen richtete ich einige unbedeutende Fragen an ihn, und sein Ton der Stimme war ebenfalls der nehmliche, und also wußte ich woran ich war. Alles Ableugnen von Seiten Farinellis half nichts, er mußte es eingestehen; aber mit vieler Feinheit wußte er mich alles Dankes dafür zu überheben und es durfte davon keine Rede mehr seyn. —

Endlich kam es zur Aufführung der Gluckischen Oper. Sie gefiel ungemein, ungeachtet sie lange nicht nach der Idee des Komponisten ausgeführt wurde. So viel man des Rühmens von den italiänischen Orchestern überhaupt macht, so unzufrieden war Gluck damit. Siebenzehn große Proben wurden gehalten, und demungeachtet fehlte bey der Produktion das Ensemble und die Präzision, die wir bey dem Wiener Orchester von jeher zu hören gewohnt waren.

Nach der dritten Recita wollten wir nach Venedig zurückkehren, um All' Ascensione (zur Himmelfahrt), bey welcher Feyerlichkeit immer vier oder fünf Theater zu gleicher Zeit in Venedig offen sind, die neuen Opern daselbst zu hören, und dann nach Mailand, Florenz und überhaupt nach andern großen Städten Italiens zu reisen. Allein wir erhielten Briefe vom Grafen Durazzo, der uns nach Wien zurückberief, weil gegen Anfang des Herbstes die römische Königskrönung des nachherigen Kaisers Joseph 2. zu Frankfurth am Mayn vor sich gehen

hen sollte. Wir mußten daher unser Vorhaben aufgeben. Unterdeß machten wir noch einen kleinen Abstecher nach Parma, woselbst wir die Oper Catone in Utica von Bachs Komposition (dem nähmlichen, der nachher mit dem Namen des Londner Bachs in Deutschland benannt wurde) hörten. Etliche Arien waren sehr schön, die übrige Musik aber war nach italienischer Sitte, nur so hingeworfen. In Parma beschlossen wir, einen andern Weg nach Wien zu nehmen. Wir gingen daher über Mantua, Klagenfurth, Trient ꝛc. nach Wien zurück. Kaum waren wir angekommen, so ward die Krönung bis auf künftiges Jahr verschoben und ich hatte die Reue, Italien ganz unnöthiger Weise so frühe verlassen zu haben.

Während ich in Italien war, kam der große Violiniſt Lolli nach Wien, wo er sich einige Monathe aufhielt und viel Geld erwarb. Mein älterer Bruder konnte mir, gleich am Abend meiner Rückkunft, nicht genug von der Sensation sagen, die sein Spiel überall gemacht hatte. Auf meine Frage, in welcher Manier er spiele, gab er mir eine Sonate von ihm, der er habhaft geworden war, und versicherte mich, aus dieser könne ich mich ganz in seiner Spielart orientiren; denn was sie enthalte, komme mit einiger Veränderung in allen seinen Stücken vor. Ich sah sie durch, und die ganz eigenthümlichen Passagen machten mir das vollkommen begreiflich. — Wie ist sein Adagio? fragte ich. Nicht sonderlich! versetzte mein Bruder, und überdies lebt und webt es darin von allerhand krausen Bocksprüngen. Indeß bedauern deine Freunde dich sehr, weil die meisten Wiener sagen: Nun ist unser armer Ditters abgestochen. Allein ich weiß gewiß, wenn

du acht Tage darauf studirst, machst du alle Passagen nach. — Behüte Gott! sagte ich. Ich muß gerade das Gegentheil thun, und durch solides Spielen und Ausdruck im Adagio abzustechen suchen.

Am folgenden Morgen gieng ich mit Gluck zum Grafen Durazzo, um unsere Zurückkunft zu melden. Ich bat den Grafen, mich einen Monath lang mit Konzertspielen zu verschonen, weil ich während meiner Abwesenheit von Wien einige neue Konzerte entworfen hätte, die ich aber erst ausfeilen und gut einstudiren müßte, um alsdann mit neuen Gedanken auftreten zu können. Brav, mein Sohn! sagte der Graf; ich gebe Ihnen sechs Wochen Zeit, denn Sie werden einen schweren Stand haben. Lolli hat erstaunende Sensation gemacht; aber ich verlasse mich doch auf Sie.

Ich sperrte mich ein, schützte Krankheit vor und studirte vom Morgen bis zum Abend. Ehe noch vier Wochen verstrichen waren, meldete ich mich beym Grafen und sagte, ich sey nun vollkommen bereit aufzutreten. Er bestimmte hierzu den nächstfolgenden Akademietag im Theater.

Ich spielte mein neues Konzert, dessen erstes Allegro keine sehr großen Schwierigkeiten enthielt. Im darauf folgenden Adagio befliß ich mich, dasselbe in der Singart des im Adagio und hauptsächlich im Rubbamento di Tempo vortreflichen Kastraten Potenza, den ich öfter in Bologna gehört hatte, vorzutragen. Um aber den Zuhörern doch auch zugleich zu zeigen, daß ich im Stande sey Schwierigkeiten zu exekutiren, hatte ich das Finale mit sehr schwer schei-

nenden aber doch gut in der Hand liegenden Passagen hinlänglich gepfeffert. Dies überraschte das Publikum so sehr, daß keine Hand war, die nicht Beyfall klatschte; und mit einer Stimme schrie alles über laut: Finale da Capo! Finale da Capo! — Durch diesen Beyfall aufgemuntert, wiederholte ich das Finale in einem noch raschern Tempo, spielte es mit der größten Fertigkeit, und bey der letzten Kadenz fiel ich in ein Cappriccio, gieng durch Arpeggio's in verschiedene Töne, aus denen ich mich wieder herauswand und schloß mit einem Doppeltriller, den man von mir noch nie gehört hatte. Kurz ich hatte das Glück den Lolli aus dem Sattel zu werfen, und in Wien erscholl der allgemeine Ruf: Lolli erregt Erstaunen, Ditters erregt es auch, spielt aber zugleich fürs Herz.

Den Rest des Sommers und den folgenden Winter brachte ich, außer meinen Dienstgeschäften, in öftermaliger Gesellschaft des liebenswürdigen Joseph Haydn zu. Welcher Freund der Musik kennt wohl nicht den Namen und die schönen Arbeiten dieses ausgezeichneten Komponisten? — Ueber jedes neue Stück, das wir von andern Tonsetzern hörten, machten wir unsere Bemerkungen unter vier Augen, ließen jedem, was gut war, Gerechtigkeit wiederfahren, und tadelten, was zu tadeln war.

Ich rathe jedem angehenden Tonsetzer mit einem seiner Kollegen ohne Neid und Mißgunst eine genaue Verbindung zu stiften und das zu thun, was ich und Haydn mit unserm Nachforschungsgeiste thaten; ich stehe ihnen dafür, daß nichts mehr im Stande seyn wird ihn zu bilden, als dergleichen freundschaftliche Bemer-

kun-

kungen, wenn anders alle Vorurtheile dabey beseitigt sind. Er wird davon nicht nur den Nutzen haben, sich mancher Schönheit mit sicherer Wirkung bedienen zu können, sondern wird auch lernen, jene Klippen, an welchen dieser und jener Komponist gescheitert ist, sorgfältig zu vermeiden. Es ist übrigens gar nichts Neues, was ich da sage; denn es ist weltbekannt, daß Kritik — ächte, unpartheyische Kritik wahrer Kenner — von jeher allen schönen Künsten und Wissenschaften den ergiebigsten Nutzen gebracht hat und immerfort verschaffen wird.

Vierzehntes Kapitel.

Schlechter Gewinn bey Joseph 2. Königskrönung. Graf Spork und ich im Mißverstande. Der Bischof von Großwardein. Mein Engagement.

Die Zeit der Krönung des Erzherzogs Joseph nahete heran. Graf Durazzo, der selbst mit nach Frankfurt gieng, beorderte Gluck, den Kastraten Quadagni, mich und noch zwanzig Personen von der kaiserlichen Hofkapelle, zu dieser großen Feyerlichkeit. Die beyden Ersten erhielten 600 Gulden Reisekosten und täglich 6 Gulden Diäten; ich aber und die andern zwanzig von allen nur die Hälfte. Man kann sich leicht vorstellen, daß niemand von uns weder bey der Reise, noch bey der Vertheurung der Lebensmittel, die bey einem solchen Zulauf eine ganz natürliche Folge ist, Seide spinnen konnte. Statt etwas zu gewinnen, mußten wir zusetzen.

Da ich nun in der Qualität eines kaiserlichen Hofvirtuosen, wie mein Paß lautete, in Frankfurt zum

erstens

erstenmal auf dem Römer, zum zweytenmal aber in des Kaisers Quartier, jedesmal bey öffentlicher Tafel, mit einem Konzert auftreten mußte, so wollte ich doch auch dem kaiserlichen Hofe Ehre machen und schaffte mir zwey prächtige Kleider an, die mir gegen 700 Gulden zu stehen kamen, in der Hoffnung, daß ich, wie mir vom Kameralzahlamte versichert wurde, ein beträchtliches Douceur bekommen würde. Allein, wie es denn in der Welt zu gehen pflegt, daß der das wenigste erhält, der es am ersten verdient, so gieng es hier. Gluck und Quadagni bekamen bey unserer Zurückkunft in Wien, außer jenen Diäten, annoch jeder 300 und ich armer Teufel nicht mehr, als 50 Dukaten. Es ist also offenbar, daß mir die Ehre als Titular-Virtuos bey der größten Feyerlichkeit Deutschlands figurirt zu haben, einen Schaden von 400 und etlichen Dukaten verursachte. Selbst Graf Durazzo war hierüber aufgebracht, als er davon hörte. Da er aber reich genug dazu war, so schenkt er mir aus seinem Beutel 50 Dukaten.

Schon waren wir, da mein Kontrakt in einigen Monathen zu Ende gieng, übereingekommen, daß ich nunmehr eine jährliche Gage von tausend Gulden haben, dafür aber, wie bisher, so oft es befohlen würde, im Theater und bey Hofe Konzert spielen, auch bey der italienischen Oper das Orchester als erster Violinist anführen sollte, als er mir drey Tage nachher bekannt machte, daß er zum kaiserlichen Botschafter nach Venedig ernannt worden sey, mich aber seinem Nachfolger, dem Grafen Wenzel Spork, sobald er von Prag hier eingetroffen seyn würde, kräftig empfehlen und ihn zu bewegen suchen wolle, mir den mündlich verabredeten Akkord zu halten.

Vierzehn Tage nachher kam Graf Spork und übernahm die Direktion. Ich meldete mich bey ihm, und er ließ mich vor. Als ich eintrat, lag er auf einem Sopha hingestreckt und rückte und rührte sich nicht. „Hör er, fing er an, ich weiß schon, daß Sein Kontrakt mit dem Theater nun bald zu Ende geht; will Er sich neuerdings um den nämlichen Gehalt, den er vorhin gehabt hat, engagiren?“ Mir fuhr das Er gewaltig vor den Kopf. Ew. Excellenz halten mir zur Gnade, antwortete ich; ich weiß nicht wie ich dazu komme, daß Sie mich Er heißen. Ich habe öfters die Ehre gehabt bey Ew. Excellenz Vorfahr und andern kaiserlichen Geheimen Räthen zu speisen, und keiner von ihnen hat mich Er geheißen. So eine Herabsetzung bin ich nicht gewohnt und beleidigt mich! — Der Graf stutzte und indem er sich verlegen das Kinn strich, sagte er in einem drollig betroffenen Tone: So? — Seht doch, welch stolzes junges Herrchen! Doch — Es kommt mir auch darauf nicht an: Also wollen Sie einen neuen Kontrakt eingehen?

Für das bisherige Bagatell kann ich nicht mehr dienen. Er wollte zulegen, aber es fehlte noch viel an jenen tausend Gulden. Wenn er Sie, sagte Graf Durazzo, dem ich das erzählte, gehöret haben wird, wird er sich wohl dazu verstehen; wenn nicht, so gehen Sie mit mir nach Venedig und ich gebe Ihnen 200 Dukaten, meine Tafel und freye Wohnung. Da ich aber wußte, daß weder die Bothschafter selbst, noch die Leute von ihrem Gefolge irgend einen Umgang mit eingebohrnen Venetianern haben dürfen, weil dieses ihren Staatsmaximen entgegen ist, so deprezirte ich mit aller möglichen Bescheidenheit.

Um aber sowohl den Grafen Spork, als das Wiener Publikum nach mir lüstern zu machen, erfand ich folgenden Kunstgriff. Ich sah vorher, daß künftigen Freytag die Tour ein Konzert im Theater zu spielen an mich kommen würde; daher nahm ich mir vor, mich krank zu stellen und wenigstens unter vier Wochen kein Konzert zu spielen, damit ich Zeit gewönne ein paar Konzerte, die ich skizzirt hatte, ins Reine zu bringen und einzustudiren. Da ich aber bey jeder andern vorgeblichen Krankheit Gefahr lief, entdeckt zu werden, so verfiel ich auf eine Verrenkung der Achsel. Auf die Treue meines Bedienten, so wie auf die Verschwiegenheit meines Barbiers, konnte ich mich verlassen. Ich blieb also zu Hause, und so oft jemand sich bey mir melden ließ, bespritzte ich das Zimmer mit Kampfergeist, und schob ein Kissen unter meinen Schlafrock gerade über die rechte Achsel. Niemand zweifelte an der Wahrheit meines Unglücks.

Noch waren nicht drey Wochen verstrichen, als ich mit allem fertig war. Der freywillig mir aufgelegte Hausarrest ward mir zuwider und ich fing an auszugehen. Mein erster Gang war zum Grafen Spork, dem ich plausibel zu machen wußte, daß ich unter vierzehn Tagen noch nicht spielen könne und er ertheilte mir diese Frist sehr gerne.

Endlich erschien der Abend, an welchem ich auftreten sollte. Das Theater war gepfropft voll. Mein neues Konzert gefiel so, daß ich das letzte Allegro wiederholen mußte, das ich sodann wieder rascher nahm und variirte. Der Beyfall war allgemein.

Am folgenden Morgen ließ der Graf mich rufen. Ich sehe ein, sagte er, daß ich Ihnen etwas zulegen muß. Er bot 700, er bot 800 Gulden. Ich nahm sie nicht an. Nun, sagte er, mehr kann und will ich nicht geben. — Wie es Ew. Excellenz beliebt! versetzte ich, machte meine Verbeugung und gieng.

Zu dieser Zeit kam der Bischof von Groswardein von der berühmten Familie Patachich in Croatien, der, wie die meisten Ungarischen Magnaten und Obergespanne, zu dem Landtage nach Preßburg berufen war, nach Wien. Er hörte mich bey Hofe spielen, ließ mich rufen und erzählte mir, daß er nicht nur ein ausserordentlicher Freund der Musik sey, sondern auch seine eigene Kapelle habe; da aber sein bisheriger Musikdirektor Michael Haydn (ein Bruder von Joseph Haydn) nach Salzburg als Konzertmeister gehe, so offerire er mir dessen Stelle mit einem jährlichen Gehalt von 1200 Gulden, der herrschaftlichen Tafel, freyer Wohnung und freyer Besoldung, Kost und Livree für meinen Bedienten. Ich antwortete dem Bischof, daß ich dies Anerbieten auf der Stelle annehmen würde, wenn ich nicht gerade mit der Theaterdirektion in Unterhandlung stünde, versicherte aber zugleich, daß ich, falls die Sache sich nicht machte, ihm zu Befehl stehen wolle. Da er mir sagte, daß er noch drey Tage in Wien bleiben wolle und alsdann Gewißheit davon haben müßte, so versprach ich ihm, mich binnen dieser Zeit kathegorisch zu erklären.

Am dritten Tage gieng ich zum Grafen Spork. Er akkordirte nach einem langen Gespräch bis auf 900 Fl. hinauf. Ich ließ nicht nach. Es thut mir leid,

sagte ich endlich, um so einer Kleinigkeit willen meinen Geburtsort verlassen zu müssen. Nun, versetzte er, damit Sie nicht sagen können, ich habe Sie daraus verdrängt, so will ich so resonabel seyn und Ihnen noch 50 Fl. zulegen. — Und wenn mir, fuhr ich im übereilten Unwillen zu, Ew. Excellenz 999 Fl. 59 Kreuzer geben und es fehlt der sechzigste Kreuzer, so dien' ich nicht.

Er. (sehr aufgebracht.) Ey seht doch! das junge Bürschen hat viele Eigenschaften eines Virtuosen, hauptsächlich aber eine ziemliche Portion Impertinenz.

Ich. (Kalt.) Haben Ew. Excellenz die Gnade, sich jetzt gleich zu erklären; denn es liegt mir daran, heute noch zu wissen woran ich bin.

Er. Heute noch?

Ich. Ja, Ew. Excellenz.

Er. (zornig.) Und heute ist es mir gerade nicht gelegen. Scheeren Sie sich Ihrer Wege, und erscheinen Sie nicht eher bey mir, als bis ich Sie rufen lasse!

Ich machte eine Verbeugung und gieng, aber gerade in den Gasthof, wo der Bischof von Groswardein logirte. Ich schloß mit ihm ab und versprach, daß ich mit Anfang des folgenden Monaths mit Sack und Pack in Preßburg eintreffen wolle, worauf er mir einen Vorschuß von hundert Dukaten auf die Hand zahlte.

Als ich an demselben Abend mit eben der Wirkung, wie das vorige Mal mein zweytes neues Konzert gespielt hatte, winkte mir Graf Spork aus seiner Loge,

daß

daß ich zu ihm kommen sollte. „Ungeachtet mich Ihre trotzige Antwort sehr beleidigt hat, sagte er, so will ich doch darüber hinaussehen und ich akkordire Ihnen jetzt die verlangten tausend Gulden. Ich erklärte ihm aber die nunmehrige Lage der Umstände und so leid es ihm that, so ersahe er doch wenigstens zugleich, daß ich ihn durch meine ungestüme Forderung nicht hatte beleidigen wollen und hatte die Güte, mich für den morgenden Tag zur Tafel zu bitten. Nach aufgehobener Tafel nahm er mich ans Fenster und sagte: „Sollte es Ihnen in Ungarn nicht behagen, so finden Sie hier immer ein Gehalt von tausend Gulden wieder. Unterdeß, da Sie durch die etlichen Pas des deux, die Sie für die Turchi und den Paganina gemacht, gezeigt haben, daß Sie Talent für die Balletkomposition besitzen, so will ich Ihnen alljährlich vier solcher Ballette zu komponiren geben, wodurch Sie einen Zuschuß von hundert Dukaten haben. Uebrigens thut es mir leid, Sie verlieren zu müssen; aber mir sind vom Hofe die Hände gebunden und ich muß mich einrichten. Auch habe ich allen von der Hildburghausischen Kapelle, die Zulage oder Entlassung begehrten, die letztere aus eben dem Grunde geben müssen.

Ich erstaunte, den Grafen, der sich erst so brüsk gegen mich geäußert hatte, in einem so gütigen vertraulichen Tone mit mir sprechen zu hören. Verzeihen Ew. Excellenz, sagte ich zu ihm, wenn ich Sie durch meine dreiste Antworten beleidigt habe; ich kannte damals Ihr vortreffliches Herz nicht. Er lächelte, drückte mir die Hand und antwortete: „Auch ich kannte Ihren musikalischen Werth und Ihren festen Charakter nicht; es ist daher das Beste, wir vergessen, was un-

ter uns vorgefallen ist. An mir sollen Sie jederzeit einen Mann finden, der es gut mit Ihnen meynt."

Wer hätte denken sollen, daß wir so gut aus einander gehen würden!

Funf=

Funfzehntes Kapitel.

Ankunft in Preßburg. Reise nach Prag. Pichel.

Zur versprochenen Zeit traf ich glücklich in Preßburg ein. Gleich bey der ersten Unterredung sagte mir der Bischof: Ich habe durch Ihre Acquisition neue Lust bekommen meine Lieblingsneigung, so viel in meinen Kräften steht, zu befriedigen und ich sehe nicht ein, warum ich es nicht bey 80,000 Fl. Einkünfte thun sollte. Ich habe mir daher vorgenommen jährlich 16,000 Fl. auf meine Kapelle zu verwenden. Hier ist die Liste, worauf die vorhandenen Mitglieder derselben verzeichnet sind und hier eine andere von Jenen, die ich zu haben wünsche. Ich gebe Ihnen den Auftrag dazu, und zu dem Ende werden Sie auf meine Kosten eine Reise nach Wien und Prag unternehmen, und mein Haushofmeister soll Sie begleiten, um Kontrakte abschließen zu können.

In Prag adressirte ich mich an Herrn Strohbach, ersten Violinisten in der italienischen Oper, um mir mit gutem Rath an die Hand zu gehn. Er sagte mir, er wolle mir einen jungen Menschen schicken, den er mir als einen guten Orchesterspieler anpreisen könne, und dieser würde mir, seiner großen Bekanntschaft wegen, eben so gut als er dienlich seyn.

Am andern Morgen kam ein junger Mensch, der schon bey seinem Eintritte mein ganzes Herz an sich riß. Pichel hieß er. Er erbot sich, nicht allein selber als Violinspieler mitzugehen, sondern verschafte mir auch obendrein Gelegenheit, die übrigen verlangten Subjekte in einem Collegium musicum, bey den Karmelitern zu hören. Außer Pichel und Fuchs, welche beyde Violinkonzerte sehr brav spielten, hörte ich einen gewissen Ungericht, der nicht nur ein guter Orchestergeiger, sondern auch Baßsänger war. Ferner Herrn Satza, einen sehr guten Flautraversisten und die zwey sehr braven Waldhornisten Oliva und Pauer. Ich ergagirte sie alle.

Da ich bald bey der ersten Sinfonie wahrnahm, daß hier das Orchester sehr gut war, so schickte ich heimlich nach meiner Violine und meinen Musikalien. Als ich sie alle gehört hatte, sagte ich: meine Herren! Sie haben für mich gespielt; es ist billig, daß ich auch für Sie spiele. Ich legte eine neue Sinfonie von mir auf, dirigirte sie selbst und spielte darauf ein Konzert und eine Sonate. — Pichel beredete mich darauf, mich öffentlich hören zu lassen, war gütig genug Alles dahin Gehörige in der kurzen Zeit, die ich nur noch hier zu verweilen hatte, einen Tag nämlich zu besorgen, und

da

da man mir umsonst assistirte, so hatte ich eine reine Einnahme dafür von 418 Fl. davon ich 28 für ein Souper für die Musiker aussetzte.

In Wien engagirte ich als Violoncellisten den nachher so beliebt gewordenen Wenzel Himmelbauer, und als Kontrabassisten den braven Pichelberger. Mit dem weit und breit berühmten Klavicembalisten und Organisten, dem Pater Michael aus dem Minoriten-Orden, konnte ich aber seiner Verhältnisse wegen nicht zu Stande kommen, und er konnte erst durch unmittelbare Verwendung des Bischofs bey dem Provinzial gewonnen werden. Meine Rekruten trafen zur bestimmten Zeit ein, und der Bischof war mit meiner Wahl sowohl, als mit meinem Akkord des Gehaltes, vollkommen zufrieden.

Während ich in diesem Kommissionsgeschäft begriffen war, hatte der Bischof Herrn Renner, einen vortreflichen Tenoristen, den Bonno gebildet hatte, in seine Dienste genommen. Aber er kam erst im August nach Großwardein, wohin wir schon Anfang Aprills giengen.

Und so war nun Alles nach Möglichkeit arrangirt.

Sechzehntes Kapitel.

Ich werde Kapelldirektor. Mein erstes Benehmen. Renner. Ungericht. Pater Michael. Stadler ꝛc. Meine erste große Kantate. Errichtung eines Theaters. Mein Oratorium Isacco. Kurzes Abentheuer mit der Tochter von einem adlichen Cassae perceptor.

Nach unserer Ankunft ließ der Bischof sowohl die in Großwardein einheimischen, als die neu angeworbenen, so wie auch die bey der Kathedralkirche befindlichen Musiker in den großen Speisesaal zusammen berufen und stellte mich ihnen förmlich als ihren sämmtlich Kapelldirektor vor, zugleich befahl er ihnen, mir allen möglichen Gehorsam zu leisten; auch gab er mir in ihrer Gegenwart die Vollmacht Jedem, der seinen Dienst vernachläßigen oder sich sonst etwas zur Last kommen lassen würde, ohne erst viel zu fragen, nach meiner Willkühr den Dienst aufzukündigen. „Zugleich räume ich meinem Kapelldirektor, fuhr er fort, die Gewalt

walt ein, alle und jede Händel, die Ihr Herren unter einander habt, nach seinem Gutbefinden zu schlichten und will, daß seine Entscheidung so respektirt werde, als wenn es meine eigene wäre. Sollte Jemand ein Anliegen haben, worüber ich entscheiden soll, so muß es mir ebenfalls durch ihn vorgetragen werden, der ihm alsdann meine Resolution ertheilen wird."

Eine große, sehr ausgedehnte Gewalt, die allerdings unter Umständen nicht wenig Mißbrauch zuläßt und die Rechte eines Kapellmitgliedes etwas sehr zurücksetzt, unterdeß zur Erhaltung der Ordnung von der andern Seite wieder sehr nöthig ist, da Musiker nicht selten übermüthig, unruhig und quärulirend zu seyn pflegen und sich gern gegen ihre Vorgesetzten aufmachen.

Nachdem der Bischof abgetreten war, redete ich die Versammlung so an: „Meine Herren! Ungeachtet ich, außer Herrn Pichel, der Jüngste an Jahren unter Ihnen bin, so haben Sie doch nicht zu befürchten, daß ich die mir jetzt ertheilte Gewalt mißbrauchen werde. Ich habe zwölf Jahre hindurch an einem noch größern Hofe, als dieser hier ist, gedient, mithin hinlänglich gelernt, wie man sich im Herrendienste zu verhalten hat. Ich ersuche Sie demnach, unter einander verträglich zu leben. Niemand wird an einem Hofe von den andern Dienern höhern und niedern Ranges mehr beneidet und angefeindet, als die Kapelle, weil jeder glaubt, daß die Musiker ein müßiges Leben führen und ihren Gehalt nicht verdienen. Aber man begreift nicht, wie viele Mühe und Zeit es kostet, ehe man es in der Musik so weit bringt, daß man einen honorablen Gehalt zu ziehen im Stande ist. Wir müs-

sen daher zusammen halten und zeigen, daß wir uns einander selber ehrenwerth halten. Ich verspreche Ihnen auf meine Ehre, daß ich, sobald nur Einem von unserer Kapelle und sollte es auch von einem der ersten Komitatsbeamten geschehen, nur die mindeste unverdiente Beleidigung wiederfährt, ich nicht eher rasten will, bis der Beleidigte vollkommen Satisfaktion erhalten hat. Endlich aber ersuche ich Sie blos, wenn ich à la tête des Orchesters bin, mir genaue Folge zu leisten, und versichere Sie auch, daß Sie mich außer dem Dienste als Ihren trauten Freund und Bruder behandeln können."

Alle versicherten mich der Verträglichkeit unter sich und des bündigsten Gehorsams, und hielten treulich Wort.

Der Bischof ließ mir acht Tage Zeit, ehe die erste vollständige Musik aufgeführt wurde. Während diesem ließ ich lange Pulte und Bänke machen; denn ich führte die Wiener Methode ein, sitzend zu spielen und rangirte dabey das Orchester dergestalt, daß jeder Spieler gegen die Zuhörer Front machte. Alle Sonntage, Dienstage war Akademie. Alle Domherren, so wie auch die kaiserlichen Offiziere und der gesammte Adel von Großwardein hatten Eintritt zur Musik und nachher zur Gesellschaft beym Bischof.

Das Orchester bestand aus 34 Personen, unter welchen 9 Livreebedienten, ein Kammerdiener und ein Zuckerbäcker, ferner noch 7 Kapitular-Musiker waren, die einigen Zuschuß dafür vom Bischof erhielten, so daß also für die Requisiten noch 5000 Gulden Kassenbestand blieben.

Als wir bey der ersten Probe, bey welcher der Bischof zugegen war, eine neue Sinfonie von mir mit Trompeten und Pauken durchgespielt hatten, stand ich auf und sagte: Meine Herren! Ich habe eine Erinnerung zu machen, die aber nur die Schwächern unter uns betrift. Es sind mir verschiedene Unrichtigkeiten beym Vortrag aufgefallen, die ich niemals dulden werde. Erstens sind Einige unter uns nicht rein gestimmt; zweytens sind die Forte und Piano nicht nach der Vorschrift gehalten worden; drittens haben Einige im Tempo bald geeilt, bald geschleppt; und endlich haben einige den unverzeihlichen Fehler begangen, nicht richtig zu pausiren. Ich hoffe, daß jeder seinen Fehler bey einer Wiederholung selber bemerken und verbessern wird. Sollte aber wider Vermuthen meine jetzige Erinnerung nichts fruchten, so hat sichs Jeder selber zuzuschreiben, wenn ich ihn künftig darüber öffentlich korrigire. Und nun besser zusammen gestimmt, und dann — da Capo! Die Sinfonie wurde wiederholt und gieng, wie sichs gehört. Bravo! rief ich; so muß es immer seyn, wenn Sie mir, ich Ihnen und wir Alle Sr. Excellenz unserm gnädigsten Herrn Ehre machen sollen. Und nun für heute Basta!

Die Kapelle gieng aus einander; der Bischof aber winkte mir, ihm ins Zimmer zu folgen. Ich danke Ihnen, sagte er, für die standhafte Rede, die Sie an meine Kapelle gehalten haben und freue mich täglich mehr über Ihre Acquisition. Auch sollen Sie gleich einen kleinen Beweis meiner Freude darüber haben. Er ließ sich meinen Empfangschein, den ich in Wien über den Vorschuß von 100 Dukaten ausgestellt hatte, bringen, und zerriß ihn. Ich fuhr dem Bischof dafür

nach der Hand, küßte sie und sagte: Ew. Excellenz sind heute sehr gnädig, daher wage ich es noch um eine Gnade zu bitten. Der Bischof stutzte und fragte endlich nach meinem Begehren. Daß mich Ew. Excellenz, sagte ich, statt Sie, Du nennen. Ich bin, fuhr ich fort, das Du von meinem vormaligen Herrn, dem Prinzen von Hildburghausen, der Vaterstelle bey mir vertrat, so gewohnt, und da Sie nunmehr so väterlich an mir handeln, so bitte ich um diese Gnade. — Nun, sagte der Bischof nach einer Pause, wenn Du es denn durchaus so haben willst, so sey es. Und da Du mich zu deinem Vater haben willst, so wirst Du mir auch erlauben, daß ich Dich als meinen Sohn betrachte. Dabey trocknete er sich die Thränen, die aus seinen Augen hervorquollen.

Der gute Herr! er war von sehr weichem Gefühl. Wenn er Jemanden froh machen konnte, geschahe es nie ohne Thränen; hauptsächlich aber perlen sie ihm bey Anhörung einer rührend vorgetragenen Musik von den ehrwürdigen Wangen herab. Dabey war er aber übrigens im geringsten nicht weichlich, vielmehr im Dienste ernst und strenge, so daß es wohl gar das Ansehn der Härte hatte, wie ich mit vielen Beyspielen belegen könnte.

Endlich kam der vortrefliche Tenorist Renner mit seiner Familie an. Sein schöner Vortrag, seine gute Aussprache des Italienischen, seine schöne klare Stimme und seine fertige Kehle machten ihn zu einem der vorzüglichsten Sänger. Der Umfang seiner Tonleiter war sehr groß, denn er hatte die Gabe sein Falset in akuten Tönen so zu egalisiren, als wenn es natürliche Stimme gewesen wäre.

Außer

Außer ihm und Ungericht waren auch ein Paar Kastraten engagirt, ein Sopranist und ein Contr' Altist. Da nun ersterer überdem ein gutes Violoncell, und der andere eine gute Violine spielte, so gab ihnen der Bischof zu dem Gehalt, den sie von der Domkirche hatten, eine Zulage, freyen Tisch, Quartier u. dgl.

Wir hatten bey unserm Orchester zwölf Konzertspieler und vier Sänger. Außer mir nämlich Fuchs und Pichel für die Violine; Pater Michael auf dem Flügel; Pohl und Stadler auf der Hoboe; Fournier auf dem Klarinett; Satza auf der Flöte; Himmelbauer auf dem Cello, Pichelberger auf dem Kontrabaß und Oliva und Pauer auf dem Waldhorn. — Jeder mußte nach meiner Einrichtung, beständig gefaßt seyn, außer der Ordnung aufgerufen zu werden.

Schon im September fing ich an auf des Bischofs Namenstag, der gegen Ende Decembers fiel, bedacht zu seyn. Ich besprach mich mit Pichel hierüber; der nicht nur ein guter Lateiner war, sondern auch viel Talent zur Poesie hatte und gute lateinische Verse machte. Wir beschlossen eine panegyrische Kantate von vier Singstimmen mit einigen Chören zusammen zu stoppeln. Ich mußte Latein wählen, weil außer dem Bischof, zween Domherren und mir Niemand Italienisch verstand. Die lateinische Sprache aber hatten nicht nur alle Großwardeiner Männer, sondern selbst einige Damen inne. Pichel machte sich darüber her und als er dieses Lobgedicht fertig hatte, zeigte ich es dem Bischof, wobey ich ihm zugleich meine ganze Absicht eröfnete. Es wurde beschlossen, diese Kantate, die, wie

sich

sich vorher sehen ließ, zwey volle Stunden dauren würde, am Vorabend statt der gewöhnlichen Akademie aufzuführen. Das Orchester ward bey dieser Feyerlichkeit erhöht, eingefaßt und symmetrisch verziert, welche Besorgung der Bischof selbst übernahm und recht artig ausführte.

In fünf Wochen war ich mit meiner Arbeit fertig. Da ich aber vorher sah, daß am Abende des Namenstages selbst doch auch eine Kammermusik seyn müsse, so komponirte ich, während der Kopist die lat. Kantate abschrieb, zwey große neue Sinfonien zum Anfang und zum Schluß, und eine Mittelsinfonie mit obligaten Blasinstrumenten und noch ein neues Violinkonzert für mich. Endlich nahm ich aus Metastasio eine kleine italienische Kantate für Eine Singstimme — er hatte sie einst auf Kaiser Karls des siebenten Namenstag gemacht — und da darin einigemal das Wort *Augusto* vorkam, so setzte ich dafür *Adamo*, des Bischofs Taufnahmen, hin, komponirte sie für den braven Renner und vergaß nicht, seine Fertigkeit zu benutzen. Alsdann schrieb ich den Text sauber ab, schickte ihn heimlich nach Pest, ließ daselbst 200 Exemplare sauber abdrucken und einfassen; für den Bischof aber eins in Violet-Atlaß (die Farbe der Bischöfe) und reich mit goldenem Laubwerk verziert einbinden. Ich erhielt das Packet in acht Tagen, verschwieg aber alles sorgfältig.

Der Vorabend erschien. Das Arrangement des Orchesters und besonders die gleiche, geschmackvolle Uniform der Kapelle, welche ich mit Genehmigung des Bischofs, angeordnet hatte u. s. w. Alles das machte einen herrlichen Eindruck und gefiel dem zahlreichen unga-

ri-

garischen Adel ungemein. Obgleich die Musik dieser Kantate — denn es war meine erste große Singarbeit — nicht weit her war, so gefiel sie dennoch und ich profitirte wenigstens dieses dabey, daß ich dadurch bey künftigen Fällen vor dergleichen unüberlegten und den Text unangemessenen Gängen, als ich sans rime et sans raison hier reichlich angebracht hatte, mich hüten und sie vermeiden lernte.

Da ich eines Tages Pichel meine Unzufriedenheit mit der Musik in Bezug auf den Text äußerte, so legte er einen andern Text unter die Arien und Chöre, der für die Kirche taugte, ohne auch nur eine Note meiner Partitur zu verändern. Es entstanden daraus Motetten, die beständig wechselsweise in der Domkirche aufgeführt wurden.

Den andern Abend begann die Akademie, worin ich den Bischof zu überraschen mir vorgenommen hatte. Schon die ersten Takte der Sinfonie kündigten ihm an, daß sie neu war. Pater Michael spielte darauf ein neues wunderschönes Konzert von seiner Komposition. Des Bischofs Angesicht glühte vor Freude. Jetzt trat Renner auf. Ich gab das verabredete Zeichen, auf welches der Haushofmeister erschien und dem Bischof auf einem silbernen Präsentirteller das in Violet eingebundene Exemplar der italienischen Kantate überreichte, gleichwie auch die übrigen unter dem Adel vertheilt wurden. Wir hatten nicht vier Zeilen gespielt und schon glänzten in den Augen des Bischofs Freudenthränen. Ueberglücklich und höchst überrascht war er, den ganzen Abend hindurch lauter neue Musik zu hören; er stand auf und dankte mir in den rührendsten Ausdrücken. Und so endigte diese Feyerlichkeit.

Nach

Nach einem Jahre ergab sich, daß von den für die Kapelle ausgesetzten 16000 Fl. 1400 erspart worden waren. Ich fiel also darauf — ein kleines Theater im Schlosse zu errichten. Grundriß und Anschlag wurden vom bischöflichen Architekt Neumann entworfen, und der Bischof genehmigte Alles mit Freuden, zumal da der Kostenbetrag für den Bau und viermalige Vorstellungen im Jahre nicht die ersparte Summe überstieg.

Da sein Namenstag mit den letzten Adventstagen zusammen traf, an welchen profane Stücke, Opern und Komödien aufzuführen vom Hofe verboten war, so wählte ich das überaus schöne Oratorium von Metastasio: Isacco figura del Redentore; da aber Pichel nicht Italienisch genug verstand, so übernahm der Bischof selber die Uebersetzung ins Lateinische. Die Rezitative behandelte er, nach meinem Rathe, frey, die Arien aber strenge metrisch. Sobald er einen Auftritt fertig hatte, ließ er mich rufen, las mir ihn vor; feilte, besserte, änderte je nachdem es nöthig war, bis er endlich nach vier Wochen das Werk so schön vollendet hatte, daß selbst der Originaldichter eingestanden haben würde, die Uebersetzung habe dem Grundtexte vollkommen entsprochen.

Während der Bischof an der Uebersetzung arbeitete, wollte ich die Zeit auch nicht müßig verstreichen lassen. Ich komponirte also in der Stille ein großes Konzert für eilf Instrumente, wobey sich im ersten Allegro jeder Konzertist mit einem ganzen Solo erst einzeln hören ließ; dann traten, 3, 5, 7 und zuletzt 9 Stimmen nach und nach ein. Im letzten Solo aber kamen alle eilf zusammen, die beym Ende desselben in eine

Kadenz

Kadenz fielen, die sich eben so stuffenweiß verstärkte. Im Adagio trug die Violinkonzertstimme einen schmelzenden Gesang vor, bey welchem die andern konzertirenden zehn Instrumente bald zu 4, bald zu 6, bald zu 10, theils mit verschiedenen Minauderien, theils mit reichen harmonieusen Aushaltungen einstimmten, wozu die Ripienstimmen mit einem durchgängigen Pizzikato akkompagnirten. Dieses Adagio schien am Ende in einer lugubren Melodie mit einer reichhaltigen Harmonie einzuschlummern; wurde aber von einem feurigen und brillanten Tempo di Minuetto plötzlich aufgeweckt, das von zwölf Alternativen (die man heut zu Tage sehr mißbräuchlich Trio nennt) aus allen homogenen Tonarten abgewechselt wurde; das zwölfte Alternativ aber wurde von allen eilf Konzertstimmen produzirt, das ebenfalls mit einer Kadenz, und, nach einem ziemlich abwechselnden Capriccio, mit einem neunfachen Sexttriller schloß.

Wir studirten dieses große Konzert gut ein, machten öfters heimliche Proben davon, und da ich den Bischof damit überraschen wollte, verbot ich der ganzen Kapelle etwas davon kund werden zu lassen. Kaum war ich damit fertig, so übergab mir der Bischof seinen Text. Nun arbeitete ich fleißig an diesem Oratorium. Mitlerweile war Neumann auch nicht müßig, und wir beyde wurden fast zu gleicher Zeit fertig, so daß wir auf dem Theater zu probiren anfingen.

Am Vorabend wurde mein Isaac aufgeführt. Ein Beweis, daß er durchgängig gefiel, war dieser, daß er vier Jahre hindurch jeden Sonntag in der Fasten wiederholt wurde und der Salon bey jeder Vorstellung im-

mer voll von Zuhörern war. Die Akteurs, Renner, Mademoiselle Nicolini, der Kastrat, der die Sara vorstellte, und Ungericht, alle, selbst der Knabe, der den Engel vorstellte, spielten vortreflich und trugen sehr gut vor. Die Dekoration stellte, nach Vorschrift des Dichters, einen Hain mit dem an der einen Seite stehenden Wohnhause des Abraham vor. Selbst das Kostum war nach antiken Zeichnungen vortreflich beobachtet.

Für jenes Konzert schenkte mir der Bischof seine Lieblings-Tabatiere, in der ein Paar Dutzend Kremnitzer lagen.

Da wir nun einmal ein Theater hatten, so dachte ich auch an mehrere Spektakel. Ich fragte den Bischof, ob er erlauben wolle, daß wir, besonders zur Fastnachtzeit, auch lustige Stücke aufführen dürften. Warum nicht? sagte er, wenn sie nur nicht unmoralische Zweydeutigkeiten enthalten.

Nun war unter den bischöflichen Köchen ein gewisser Sicca. Dieser war einige Jahre in Italien gewesen und hatte ein außerordentliches Talent fürs Theater. Als er bey uns ein Theater errichten sah, kam er zu mir und sagte: Wenn Sie einmal etwas Lustiges geben wollen und einen Narren brauchen, so stehe ich zu Befehl. Ich bin zwar nicht musikalisch, habe aber ein gutes Gehör. Er sang mir einige italienische Scenen aus den Opere buffe, die er in Italien gesehen hatte, so komisch vor, daß ich laut auflachen mußte; auch deklamirte er mir deutsche Schnaken und Theaterpossen, bald als Hanswurst, bald als Kasperl, Lippert u. dgl.

komische Personagen, die damals nach gänge und gäbe waren, mit solchem Nachdrucke, daß ich ihm meine Bewunderung darüber bezeugte, daß er nicht lieber Schauspieler geworden sey. Da vertraute er mir denn das Geheimniß, daß er einmal seine Profession verlassen und zu einer reisenden Theatertruppe übergegangen sey; das zügellose, skandalöse Leben habe ihm aber einen solchen Ekel dafür beygebracht, daß er die Bühne wieder verlassen und wieder zu seinem Metier zurück gekehrt sey.

Man kann sich leicht vorstellen, welches Vergnügen ich über den Zuwachs eines so brauchbaren Akteurs hatte.

Ich stoppelte für den künftigen Fasching aus jenen Burlesken, die ich ehemals in Schloßhof von der Truppe des Piloti gesehen hatte, ein Stück mit kleinen Liedern zusammen, und am ersten Faschingstage ward es gegeben. Mademoiselle Nicolini spielte ihre Rolle so vortreflich, und der Koch Sicca war fähig auch den größten Hypochondristen zum Lachen zu bringen. Den Zuhören war dieses lustige Stück so willkommen, daß sie jedem Sonntag, an welchem immer Theater war, mit Sehnsucht entgegen harrten.

Für den Geburtstag des Bischofs machte ich aus den beyden uralten Stücken: Frau Sybilla trinkt keinen Wein und aus dem Reich der Todten ein Stück. Dieses wurde am Faschingstage, der bald darauf folgte, wiederholt. Am Montage darauf gab der Bischof einen Ball für seine Hausleute, wozu der Großwardeiner Adel geladen wurde. Hier kam ich nicht

wieder so davon, als ich hinaufgegangen war. Ueber so etwas ist es, meiner Meinung nach, am besten, kurz hinweg zu gehen.

Also kurz und gut, ich machte mit einem Fräulein Furkowics, des General-Perceptors einziger Tochter, einer artigen schlank gewachsenen Person Bekanntschaft und verliebte mich in sie. Nach ihres Vaters Tode hatte sie eine Erbschaft von 20,000 Gulden zu hoffen; aber nicht ihre Gulden, sondern ihr munteres Wesen machte mich in sie verliebt. Ich machte ihr gleich rund heraus mein Geständniß, und Tages darauf beym zweyter Ball erhielt ich das ihrige. Schneller kann in der Welt nichts gehen. Ein Gleiches wiederfuhr dem Pichel zur nähmlichen Zeit mit einem Fräulein Samogy. Wir vertrauten uns gegenseitig unser Glück und seufzten in Duetten mit einander. Das Beste war dabey, daß beyde Mädchen von langer Zeit her vertraute Gespielinnen waren, die mit ihren Eroberungen eben so wenig zurück hielten. Sie waren in Pest in der Kostschule der Ursulinerinnen erzogen und von daher noch ununterbrochene Freundinnen.

Nachdem ich über drey Monathe geschmachtet hatte und sicher hoffen konnte, daß mir meine Schöne keine abschlägige Antwort geben würde, rückte ich mit einem ernstlichen Heyrathsantrag heraus und verheelte ihr nicht, daß ich, falls ich einmal von Großwardein wegzugehen mich entschließen sollte, in Wien ein eben so gutes Unterkommen finden würde. Sie versicherte mich, daß sie mit tausend Freuden in mein Verlangen willige, nur befürchte sie, daß ihr Vater Schwierigkeiten machen werde; er habe, sagte sie, wie die meisten Ungarn, ei-

nen

nen besondern Haß gegen die Deutschen; sodann halte er auf seinen Adel, und endlich habe er einen jungen faden Edelmann auf dem Korne, der schon einmal förmlich um sie geworben, aber von ihr abschlägige Antwort erhalten habe. Dieser habe hier herum ein kleines Landgut, das ihm zwar nur fünf bis sechs hundert Gulden abwürfe, aber — setzte das Mädchen hinzu — mit meinem Muttererbe und dem, was ich noch zu hoffen habe, meint er, könnten wir hinlänglich auskommen. Ich rathe Ihnen, stecken Sie sich hinter den Bischof, ehe noch mein Vater dem Lengyel sein Wort giebt; das wird vielleicht helfen, und mein Vater wird das dem Bischof sicher nicht abschlagen.

Am folgenden Morgen brachte ich mein Anliegen dem Bischof vor. Bist Du denn schon mit dem Mädchen richtig? fragte er. Vollkommen, antwortete ich. — Nun, dein Freywerber will ich wohl seyn; aber erlaube mir, vorher noch als Vater und als Bischof einige Fragen an Dich zu thun. Nun suchte er mich auf eine sehr vernünftige und gütige Weise zum Nachdenken zu führen. Nachdem dies geschehen, fragte er: Nun was giebts denn sonst für Besorgnisse?

Ich. Ihr Vater kann, wie mehrere Ungarn, die Deutschen nicht leiden.

Er. O darüber will ich ihm wohl ein paar Worte ans Herz legen.

Ich. Auch will er das Mädchen einem Edelmanne geben, obwohl dessen Einkünfte sich höchstens nur auf 500 Fl. belaufen.

Er. Da wäre ja ihr Vater für einen Cassae perceptor ein schlechter Rechner, wenn er nicht einsähe, daß deine Einkünfte noch einmal so stark sind. (Nach einer Pause) Gut, ich will mich der Sache annehmen. Bleib hier! Du sollst Dich selbst überzeugen, ob ich mir einen Kuppelpelz zu verdienen Geschicklichkeit genug habe.

Der Bischof klingelte, befahl den alten Jurkowics zu rufen, und als dieser kam, machte Ersterer mit Würde und Anstand seinen Antrag.

O ich unglücklicher Mann! rief der alte Heuchler. O hätten mir Ew. Excellenz nur vor vierzehn Tagen einen Wink davon gegeben; mit tausend Freuden würde ich meine Tochter einem so wackern Manne (viro egregio, sagte der verstellte Schuft) gegeben haben. Allein nun ist es damit zu spät, denn grade heute vor vierzehn Tagen habe ich dem Herrn von Lengyel meine Tochter versprochen. Ew. Excellenz werden selbst einsehen, daß ich mein Wort nicht mehr zurück nehmen kann, und daher untröstlich bin.

Der alte Gleißner wandte sich zu mir und sagte ebenfalls lateinisch: Aber Sie böser Mann! Konnten Sie Ihr Maul nicht eher aufthun, da Sie doch so oft und vielmal bey mir aus und ein giengen? Sehen Sie, in welch ein Unglück Sie mich durch Ihre Verschwiegenheit stürzen, da ich mir durch eine abschlägige Antwort die Ungnade meines Herrn über den Hals laden muß. Ich antwortete ihm ebenfals lateinisch: Sie können das Alles wieder gut machen, wenn Sie dem Lengyel wieder absagen (aus Schonung wollte ich ihn nicht Lügen strafen, und in den Bart hinein sagen, daß er uns

mit

mit seinem Wortgeben belogen habe). — Was? erwiederte er; absagen? — Hören Sie, fuhr er mit Stolz fort, Sie müssen wissen, daß jeder Ungar, wenn er sein Wort sub fide nobili giebt, dasselbe auch halten muß, sonst ist er nicht werth ein ungarischer Edelmann zu seyn. Aber, fiel der Bischof ein, wenn die Tochter nun nicht will? — O erwiederte der Alte, sie wird wohl müssen, wenn sie anders ihren Vater nicht zum Lügner machen und enterbt seyn will; Ew. Excellenz sind ja die ungarischen Gesetze bekannt.

In weinerlich affektirtem Tone fuhr er fort: Um alles in der Welt lassen mich es Ew. Excellenz nicht entgelten und gönnen Sie mir noch länger Ihr Brod — und hier wollte der kriechende Heuchler niederknien. Der Bischof verhinderte es und sagte kalt: O laß er das bleiben, wenn er anders will, daß ich dergleichen Auftritte nicht für übertriebene Grimassen halten soll. Er weiß so gut, als ich und jeder Anderer, der gesunde Vernunft hat, daß dergleichen Familiengeschichten nicht zu den Dienstpflichten eines Beamten gehören; Er ist Vater von seinem Kinde; ich will und kann Ihm in dieser Sache nichts befehlen. Somit entließ er ihn.

Da standen wir und starrten uns über eine Minute an. Endlich sagte der Bischof mit einem etwas bittern Lächeln. Da stehen Se. Excellenz der Bischof von Großwardein — und Hochderoselben Musikdirektor — mit einer langen Nase!

Ew. Excellenz haben gut lachen, fiel ich ein; aber mir ist diese Beschimpfung nicht so lächerlich. Hörten Sie nicht, wie er den Ton auf den ungarischen Edel-

mann legte? — „Wohl hab' ichs gehört; daher nimm mirs nicht übel, wenn ich Dir sage, Du hättest darauf eher denken sollen, ehe Du Dich mit dem Mädchen so weit einließest; denn die ungarischen Gesetze enthalten klar, daß, wenn ein Kind wider den Willen ihrer adelichen Eltern, sich in eine Mißheirath einläßt, so haben die Eltern das Recht sie zu verstoßen und zu enterben. — Ueberhaupt, fuhr er fort, will ich Dir einen väterlichen Rath ertheilen: Fasse Dich und bedenke, daß Du mit deiner Kunst — deiner Gestalt — deinem guten Charakter und mit dem, was Du überall zu verdienen im Stande bist, hundert Mädchen für eins haben kannst, die weit hübscher und reicher sind. Als Bischof aber rathe ich Dir: Ueberlasse Dich dem Willen der göttlichen Vorsicht. Wer weiß, ob diese Heirath zu deinem Besten gewesen wäre. Es scheint nicht nur, sondern ich glaube es auch fest, daß hier diese göttliche Vorsicht gewaltet — — Aber ich sehe aus deinen Blikken, daß Du keiner Empfänglichkeit für meine guten Rathschläge fähig bist. Versprich mir nur das Einzige, daß Du wenigstens heute ruhig seyn willst."

Ich versprach es und gieng; — aber zu Pichel. Mein Gott! schrie er, was ist Ihnen geschehen? Sie sehen ja so verstört aus. — Es ist aus mit mir. Ich habe einen Korb — und damit erzählte ich ihm die ganze Geschichte. Ach Gott! antwortete er seufzend, das prognostizirt mir heut oder morgen ein ähnliches Schicksal. Und was würden Sie in dem Fall thun? fiel ich ihm ein. — Je nun! erwiederte er nach einer Pause, was kann ich anders thun, als was ein vernünftiger Mann thun muß; die Philosophie zu Hülfe zu nehmen und mich in mein Schicksal zu finden? — O fort

mit Ihrer Kaltblütigkeit! rief ich unwillig. Ich komme her um Trost bey Ihnen zu suchen, und nicht mich mit Ihrer frostigen Philosophie abspeisen zu lassen.

Ich eilte in mein Zimmer. Kaum war ich einige Minuten da, so kam Pichel zu mir. Kommen Sie, wir wollen ein wenig spazieren gehen; ich will den ganzen Zusammenhang näher erfahren, vielleicht gelingt es mir Ihnen einen guten Rath zu geben. Lange mußte er bitten, aber ich gieng mit und ich muß es diesem klugen und liebenswürdigen Jüngling nachsagen, seine Reden fruchteten mehr bey mir, als die weisen Rathschlägungen des Bischofs. Bey der Tafel erschien ich weit heiterer, als der Bischof vermuthet haben mußte; denn er gab mir darüber seine Verwunderung zu erkennen. Ich gestand ihm ehrlich, daß nebst seinen väterlichen Ermahnungen Pichel großen Antheil an meiner Beruhigung habe. Brav, sagte der Bischof; dafür soll er auch meinen Dank haben. Unterdeß, da in solcher Gemüthslage, wie die deinige, nichts besser als Zerstreuung ist, so gebe ich Dir Erlaubniß auf drey Monathe nach Wien zu reisen. Versprich auch, alsdann wieder hier zu seyn. Uebrigens gebe ich Dir Pferde bis Pest und bezahle Dir die Reisekosten von hier bis Wien, und von Wien wieder bis hieher, das versteht sich.

Ich bediente mich dieser Erlaubniß und divertirte mich herrlich in Wien. Dabey hatte ich den erklecklichen Vortheil, während dieser Zeit meine Leidenschaft gänzlich zu vertilgen.

In Wien befand sich eine vortrefliche Truppe von einer italienischen Opera buffa. Ein Stück, das sie

spielten, gefiel mir außerordentlich. Es war Amore in Musica. Ich kaufte mir das gedruckte Bücheichen, um dieses Stück ins Deutsche zu übersetzen. Bald nach meiner Rückkunft in Großwardein — wohin ich, beyläufig gesagt, — meine jüngste Schwester mitbrachte, ein Mädchen von sechzehn Jahren, die eine reine aber etwas schwache, wiewohl für unser Theater hinlänglich starke Stimme hatte — machte ich mich an die Uebersetzung dieser Opera buffa, komponirte eine ganz neue Musik dazu und gab sie auf unserm Theater.

Unter verschiedenen angenehmen Abwechselungen — worunter die Jagd, besonders jene auf Morästen, meine Lieblingsunterhaltung war, welchem letztern Vergnügen ich aber leider einen großen Antheil meiner jezzigen Lähmung an den Füssen zuschreibe — verstrichen fünf Jahre. Auf einmal wurde all das Vergnügen zerstört.

Siebzehntes Kapitel.

Schändliche Delation bey Maria Theresia. Leiden des Bischofs. Die Kapelle wird zerstört. Pichels Heyrathsgeschichte.

Der Bischof war nicht nur für sich selbst schon ein großer Freund vom Militär, sondern wurde auch von der unvergeßlichen Kaiserin Maria Theresia dazu aufgemuntert; denn sie sagte ihm bey einer Audienz: Sie werden mich sehr obligiren, wenn Sie mit Ihrer Garnison in Großwardein gut harmoniren. — Dieser Wink war für den Bischof hinreichend, um dieser Garnison, vom Chef bis zum gemeinen Mann, alle mögliche Politesse zu erzeigen.

Sollte man wohl denken, daß gerade das die Ursache wurde, warum die Kapelle des Bischofs zerstört ward?

Bey einer in Ungarn damals nicht ungewöhnlichen Dislokation der Garnisonen traf es, daß das Regiment in ein anderes Komitat verlegt wurde, und dafür

das Regiment Neukleinhold in Groswardein einrückte. Der Obrist von letzterm Regimente war aus der Famile der Prinzen Hohenlohe-Schillingsfürst. Er war ein Herr von 27 Jahren, ein großer Freund der Musik und des Theaters, auch überdieß ein ausserordentlicher Liebhaber vom Tanzen. Es war daher kein Wunder, daß der Bischof demselben nicht nur alle Politesse, die einem Prinzen gebührte, erzeigte, sondern auch dessen Lieblings-Leidenschaften zur Musik, dem Theater und Tanze auf alle mögliche Art zu befriedigen suchte. Als der Prinz unsere erste Musik gehört hatte, versicherte er dem Bischof auf seine Ehre, daß er an keinem reichsfürstlichen Hofe, außer Braunschweig, München, Mannheim und Stuttgard, eine so wohl eingerichtete Kapelle angetroffen habe. Eben so vergnügt war er, als er unsere Oper: Amore in Musica hörte. Er lud mich am folgenden Mittage zur Tafel. Während der Mahlzeit erzählte er mir, daß er einen Stallmeister habe, der nicht nur einen artigen Tenor sänge, sondern auch auf dem Theater gut zu gebrauchen wäre, und daß mir dieser, so oft ich ihm eine Rolle geben würde, zu Diensten stände.

Bey eben diesem Regimente befand sich auch ein Oberlieutenant, Graf Strasoldo, der eine schöne Tenorstimme, und die Musik vollkommen inne hatte; eben so war auch der Auditeur vom Regiment Herr von Wreden ein guter Akteur, und ganz Baß. Diese Beyde boten sich selbst an. Endlich war auch des Obristlieutenant Grafen Figuemont Tochter, Comtesse Josephe, erböthig unser Theater zu betreten, um, wie ihr Vater sagte, die Politesse zu erwiedern, die der Bischof

der

der ganzen Garnison erwiese. Sie war sehr musikalisch, hatte eine angenehme Stimme und war eine Schönheit vom ersten Rang. Man kann leicht denken, wie sehr ich diese Anerbietungen benutzte, und wie dadurch unser Haustheater zur einer Art von Vollkommenheit gelangte, die ich nachher auf meinen Reisen bey vielen Provinzialtheatern; als: Grätz, Pest, Presburg, Brünn u. s. w. vermißt habe.

Ich muß aufrichtig bekennen, daß ich durch meinen Aufenthalt in Groswardein und durch die immerwährende Versuche von Theaterkompositionen die Kenntnisse erworben habe, mittelst welchen ich in meinem männlichen Alter das Glück gehabt, so manche Sensation zu bewirken.

Es versteht sich, daß ich nicht nachließ unsere Akteurs in beständiger Uebung zu erhalten, um unsern verehrungswürdigen Prinzen zu amusiren. Aus eben diesem Grunde gab der Bischof nicht nur im Fasching, sondern auch selbst im Sommer manchesmal Bälle, und Spektakel auf dem Theater. Nur zur Advent = und Fastenzeit wurde der so beliebte Isaak gegeben; daher war Großwardein in einen Ort umgeschaffen, der jedem Liebhaber eines anständigen Vergnügens treflich behagte.

An einem Abende, an welchem ein Ball in der bischöflichen Residenz bestimmt war, präparirte der Prinz, um den Bischof zu überraschen, in aller Stille mit seinen Offizieren und den Großwardeiner Damen, eine Maskerade, die in einer Bauernhochzeit bestand, und elegant ausgeführt wurde.

Als des Prinzen Geburtstag (mich dünkt es war im Sommer) eintraf, lud dieser den Bischof acht Tage vorher auf ein Diner von vier und zwanzig Kouverts ein, und verhehlte ihm nicht, daß er an dem nämlichen Abende der Großwardeiner Noblesse auf dem Rathhause, weil die Zimmer seines Quartiers zu eng wären, einen Ball zu geben beschlossen hätte.

Da nun der Bischof dem Prinzen für seine letzthin angestellte Maskerade ebenfalls ein unerwartetes Vergnügen bereiten wollte, so fragte er mich dieserhalb um Rath. Ich proponirte einen türkischen Einzug. Mein Vorschlag wurde genehmigt, und unter Begleitung einer türkischen Musik gieng der Zug über den großen Platz in der Stadt aus des Bischofs Residenz, woselbst sich die Maskerade versammelt hatte, nach dem Saale des Rathhauses.

Aber man sehe, wie weit die Bosheit gieng, die eine an sich selbst unschuldige Sache mit so schwarzen Farben zu mahlen sich erfrechte!

Der Bischof hatte unter seinen Domherren einen heimlichen und rachgierigen Feind. Dieser war über eine Sache, bey welcher der Bischof keinen Antheil hatte, höchst aufgebracht.

Es ist nöthig zu wissen, daß die ungarischen Bischöfe nicht durch die Wahl der Domherren, wie bey andern Bisthümern gebräuchlich ist, kreirt werden, sondern ein König von Ungarn hat unmittelbar das Recht den Bischof, so wie den Domprobst zu bestimmen, zu benennen, und einzusetzen. Nach dem Tode des vormali-

maligen Domprobstes ernannte die Kaiserinn, als Königin von Ungarn, an die Stelle des Verstorbenen einen gewissen Grafen Kolonics aus einer der ansehnlichsten Familien in Ungarn. Obgedachter Domherr hatte sich auf diesen Posten gespitzt; da er aber leer ausgieng, so glaubte er steif und fest, der Bischof habe der Kaiserinn den Kolonics vorgeschlagen, und deswegen sey er übergangen worden; daher kam eben sein Haß gegen seinen Bischof. Was that der Nichtswürdige? — Er steckte sich hinter eine Favoritin der Kaiserinn, und ließ durch sie der Monarchin hinterbringen: daß der Bischof nicht nur ein stehendes Theater unterhalte, sondern auch zu verbotenen Zeiten, als Faste und Advent darauf Komödien spielen lasse. — Daß er nicht nur das ganze Jahr hindurch Bälle, sondern auch maskirte Bälle gebe; ja letzthin selbst verordnet habe, daß ein ganzer Zug von mehr als funfzig vermummten Menschen aus dem Bischofhofe über den Marktplatz der Stadt öffentlich und unter Vortretung einer lärmenden Musik gezogen sey, und daß diese und noch mehr dergleichen Auftritte dem ganzen Klerus zum größten Skandal gereichten.

Der heimtückische Mensch! — Er wußte gar wohl, daß die Kaiserinn nie erlaubte an heiligen Zeiten auf einem, es sey öffentlichen, oder Privattheater Komödien oder Opern zu spielen. Aber geistliche Stükke, nämlich: Oratorien waren erlaubt. Folglich war die erste Angabe schon eine Lüge, weil Isaak ein Oratorium war. Eben so wußte er, daß die Kaiserinn die Masken, — aber nur die verlarvten verbotten hatte, daher bediente er sich des Wortes: Vermummt, damit die Monarchin glauben sollte, es wären verlarvte

Mas-

Maskeraden gewesen. — Eben so war es auch grundfalsch, daß der ganze Klerus sich darüber skandalisirt hätte; denn es war außer dem Denunzianten keiner unter den Domherrn, der nicht unsere Theater-Spektakel gesehen, und sich daran statt zu ärgern, höchlich ergötzt hätte.

Was waren die Folgen dieser Denunziation? — Der Bischof erhielt von dem Kabinets-Sekretair der Kaiserinn Baron von Pichler ein Privatschreiben, folgenden Inhalts:

Sub rosa berichte ich Euer Exzellenz, daß Dieselben bey S. M. der Kaiserinn über folgendes denunzirt sind; nämlich: Daß auf dem Theater, das im Bischofhofe errichtet ist, in der Advents- und Fastenzeit Komödien gespielt werden, welches in allen k. k. Staaten gescharf verboten ist. Ferner: daß in dem Bischofhofe das ganze Jahr hindurch nicht nur maskirte Bälle gehalten werden, sondern daß sogar zum Skandal des Groswardeiner Kleri eine ganze Truppe maskirter Personen, bey einer lärmenden Musik aus dem Bischofhofe durch die Stadt über den großen Platz gezogen wäre. S. M. werden daher vermuthlich demnächstens die Sache durch eine eigends von Wien abzuschickende Kommission untersuchen lassen. Dieser Prostitution aber können Euer Exzellenz vorbeugen, wenn Dieselben je eher je besser den Stein des Anstoßes hinwegräumen. Werden Euer Exzellenz dieses aus eigenem Antriebe thun, so stehe ich dafür, daß S. M. die Untersuchung niederschlagen werden ꝛc.

Die-

Dieses Schreiben intimidirte den Bischof dergestalt, daß er, so klug er sonst war, dennoch alle Besinnung verlohr. Er verschloß sich nach der Tafel, und ließ Niemanden ganze vier Stunden vor. Endlich am Abend ließ er mich rufen, und sagte mit einer sehr niedergeschlagenen Miene: Willst Du nicht morgen mit mir nach Bellènieſs (einem dem Bisthum gehörigen Landgute, woselbst ein niedliches Wohnhaus war) fahren? Ich bin zu Befehl, antwortete ich. Punkt sechs Uhr, erwiederte er, werden wir morgen früh reisen. Mit dem Glockenschlag saßen wir in dem Wagen. Schon waren wir beynahe eine Meile gefahren, und der Bischof hatte noch keinen Laut von sich gegeben. Endlich entstand folgendes Gespräch:

Ich. Euer Exzellenz sind doch wohl nicht krank?

Er. Jawohl! mein lieber Karl! Ja wohl bin ich krank; aber nicht am Körper, sondern am Gemüthe.

Ich. Darf ich mich erkühnen zu fragen, was E. E. am Herzen liegt?

Er. Ich habe Dich deswegen mitgenommen, um Dir meinen Kummer zu entdecken. Hierzog er des Baron Pichlers Brief hervor: Da! lies einmal!

Ich. Nachdem ich den Brief dreymal durchgelesen hatte. Welch gottlose Verläumdung! welch ehrvergessene Lügen!

Er. Lügen sagst Du? Ist es etwa nicht wahr, daß zur Advents- und Fastenzeit auf meinem Theater gespielt worden ist?

Ich. Distinguo! — Komödien, Tragödien, Drama, und überhaupt alle weltliche Stücke sind zu diesen Zeiten streng verboten; aber Oratorien sind erlaubt. Ich habe selbst mitten in der Fasten bey eben dem nämlichen Oratorium Isaak von Bonno's Komposition in Gegenwart des ganzen kaiserlichen Hofes, und des höchsten Adels im Orchester mitgespielt.

Er. Nun das mag seyn. Doch ist es keine Lüge, daß ich einen Ball gegeben, bey welchem eine Maskerade von einer Bauernhochzeit war — daß ich selbst einen öffentlichen Einzug in türkischer Maskerade veranstaltet habe?

Ich. In Ansehung der Maskerade eine eben so niederträchtige Lüge. Denn — Larven ohne Ausnahme sind in den k. k. Erblanden streng verboten, aber anständige Verkleidungen, als zum Beyspiel: Domino, Bauern- oder Nationaltrachten, wenn nur das Angesicht nicht verlarvt ist, sind durchgängig erlaubt. Ich selbst bin öfters auf der Redoute zu Wien bald im Domino, bald in spanischer Tracht, bald als Nobile veneziano, bald als holländischer Bauer gewesen. Da nun die Eine unserer Maskeraden in einer Bauern- die Andere in einer Nationaltracht bestand, und Keiner von den Verkleideten mit einer Larve vor dem Angesicht erschien, so ist auch hiebey nicht wider den Hofverboth gesündigt worden; folglich können E. E. hierüber nie zur geringsten Verantwortung gezogen werden.

Er. Biß sich in die Lippen und blieb stumm.

Ich. Was werden E. E. dem Baron Pichler antworten?

Er.

Er. Ich habe ihm schon geantwortet.

Ich. Doch vermuthlich, daß es eine falsche und unwahrhafte Denunziation sey?

Er. O nein! ganz was Anderes.

Ich. Nun?

Er. Daß ich ihm für seinen gütigen Wink danke, und auf der Stelle beschlossen habe — um den Stein des Anstoßes auf die Seite zu räumen — nicht nur Theater und Bälle zu kassiren, sondern auch den größten Theil meiner Kapelle zu entlassen.

Ich. Den Brief müssen E. E. wieder zerreißen.

Er. Er ist schon fort; ich habe ihn gestern Abend durch eine Stafetre nach Wien expedirt.

Ich. O weh! — Verzeihen mir E. E., da haben Sie sich übereilt.

Er. Leider, Leider! habe ich mich übereilt. O hätte ich Dich doch gestern, eh ich diese unselige Antwort schrieb, rufen lassen! — Aber jetzt ist es zu spät. Du wirst selbst einsehen, daß sich nun nichts mehr ändern läßt.

Ich. Mit Achselzucken. Freylich läßt sich nichts mehr ändern. Jammerschade, daß die so gut eingerichtete Kapelle zerrissen werden soll!

Er. Ja wohl, jammerschade! — Laß uns davon abbrechen.

Um drey Uhr Nachmittags langten wir in Bellènies an. — Nach aufgehobener Tafel sagte der Bi-

schof: Komm in einer Stunde zu mir; ich will Dir meine Entschließung bekannt machen, nach welcher Du alsdenn deine Maßregeln zu nehmen hast.

Ich kam, und Folgendes wurde gesprochen:

Er. Ich bin Willens so lange hier zu bleiben, bis meine Kapelle sich ganz zerstreut hat; denn mein Herz würde es nicht aushalten, wenn sich die braven und guten Leute bey mir beurlaubten. Dich — den Pater Michael — und die beyden Waldhornisten will ich noch behalten.

Ich. Nehmen E. E. nicht ungnädig: was soll ich hier ohne Kapelle?

Er. Als mein Freund bis an meinen Tod bey mir bleiben, den bisher gehabten Gehalt und dieselben Vortheile beziehen, und mich dafür trösten.

Ich. Nach einer Pause. E. E. werden selbst einsehen, daß ich ohne eine Kapelle mein Talent so wohl zur Violine, als zur Komposition vergraben müßte. Ich bin daher Willens auf Reisen zu gehen, und mich sodann an irgend einem Orte oder Hofe, wo es mir gefällt, zu etabliren.

Er. Dein Vorhaben ist so lobenswerth, daß ich es für Sünde halte, Dich davon abwendig zu machen. Versuche also dein Glück in der Welt, es wird Dir nirgends an Unterkommen fehlen. Solltest Du aber — dafür Dich Gott behüte — ein auf Reisen gar leicht mögliches Unglück haben, eine Hand oder einen Arm zu brechen, so komm zu mir; deinen jetzigen Gehalt wirst Du immer, so lang ich lebe, bey mir finden, und ich werde dafür sorgen, daß Du auch nach meinem To-

de nicht darben sollst. Morgen um eilf Uhr erwarte ich Dich in meinem Zimmer; bis dahin wirst Du meine Anstalten wegen der Kapelle finden.

Als ich am andern Tage kam, überreichte mir der Bischof einige eigenhändig geschriebene Papiere, und sprach: Hier hast Du die Liste derjenigen Personen, die ich entlasse. — Hier einen Befehl an den Haushofmeister, nicht nur binnen drey Tagen jedem Entlassenen das in fünf Wochen gefällige Quartal baar, sondern auch überdieß noch jedem statt Reisekosten eine dreymonatliche Gage zu bezahlen — hier einen Befehl an meinen Haussekretair, daß er jedem einen Abschied und Zeugniß seines Wohlverhaltens nach beyliegendem Formular ausfertige, und mir zur Unterschrift hieher schikke — hier einen Befehl an meinen Stallmeister, daß er euch bis Pest Pferde und gute Wägen gebe — und hier noch einen kleinen Zettel an den Haushofmeister, daß er den Koch Peter Haßmann samt einem Lehrkoch und einem Hausknechte mit hinlänglichen Viktualien und Wein mit euch schicke, damit ihr bis Pest die sechs Tage, die ihr bis dahin zubringen werdet, mit Speise und Trank genugsam versehen seyd.

Und nun noch eins: Verhindere, daß keiner von den Entlassenen hieher komme, um sich etwa bey mir zu beurlauben; denn das würde mir nur meine Wunde wieder aufreißen. Nur Dich allein, mein Sohn! nur Dich allein will ich noch einmal hier in Bellènies sehen.

Hiernächst gönne ich jedem Entlassenen so viel Zeit, als er, um sich zu seiner Reise zu arrangiren bedarf;

doch sähe ich auch gern, wenn Ihr alle an einem und eben demselben Tage zugleich abreisen möchtet, um so mehr, als ich alle Anstalten zu eurer Bekösttigung und Bequemlichkeit bis Pest getroffen habe. Morgen früh gehst du nach Großwardein, besorgst alle meine Kommissionen; und kömmst vor deiner Abreise noch einmal zu mir. — Ich versprach es; nur erkundigte ich mich, ob ich dem Hofmeister die Ursache mittheilen dürfte, warum die Kapelle entlassen sey? Allerdings, sagte der Bischof; nicht nur der Hofmeister, sondern die ganze Stadt soll zu eurer Rechtfertigung wissen, daß ihr unverschuldet aus meinen Diensten gehet.

Man kann leicht denken, welch ein Donnerschlag meine traurige Nachricht für ganz Großwardein war. Sowohl die verabschiedete Kapelle als die Großwardeiner Innwohner wurden über diese Nachricht mismüthig; Erstere — weil sie einen so vortreflichen Dienstherrn verlohren; Letztere — weil alle angenehme Unterhaltungen, woran Jeder seinen Antheil nehmen konnte, so plötzlich in die Luft gesprengt waren, wodurch Großwardein neuerdings in die vormalige wüste Einöde umgestaltet wurde. Niemand war über diese Nachricht untröstlicher als mein lieber Pichel. Allein ich hatte während meiner Rückreise von Bellènieß nach Großwardein seinem Liebeshandel nachgedacht, und einen Plan entworfen, dessen glückliche Ausführung zwar noch im weiten Felde lag. Ohne dem Pichel ein Wort von meinem Plane zu sagen, gieng ich an dem Abende meiner Zurückkunft zu einem Domherrn, von welchem ich wußte, daß er mit dem alten Herrn von Samogy (dem Vater der Geliebten des Pichels) in enger Freundschaft lebte. Es gelang mir bald, diesen

würdigen Geistlichen in Pichels Interesse zu ziehen, und er versprach mir, das Seinige beyzutragen. Da ich ihm aber vorstellte, daß keine Zeit zu verlieren wäre, so verabredeten wir, daß er am folgenden Mittage den Samogy einladen wolle, und ich sollte auch da speisen.

Bey der Tafel jagte der Domherr seinem alten Freunde einige Gläser des vortreflichsten Tokayers ein, und dieser Nektar stimmte den Herrn Papa in die beste Laune. Diese benutzte der Domherr vortreflich und Samogy gab die Einwilligung zur Heurath des Pichels mit seiner Tochter. Voll Freude über die glückliche Wendung sagte ich: Herr von Samogy! Ihnen ist gewiß das alte Sprichwort: Qui cito facit, bis facit bekannt! Wie wäre es, wenn wir heute noch die Eheversprechen hielten? Samogy sprach gut deutsch, und hatte wenigstens nicht so viel Nationalhaß gegen unsere Nation. Meinetwegen! sagte er; Ich bin es zufrieden. Bravo! fiel der Domherr ein, wir wollen das Verlöbniß heute Abend bey mir halten, und ich gebe euch obendrein ein gutes Nachtmahl. Wohl! sagte der alte Herr. Hören Sie! fiel ich ein. Wir wollen aber unsere jungen Brautleute überraschen. Haben Sie die Güte, Herr von Samogy! Ihrer Fräulein Tochter kein Wort von Ihrer Einwilligung zu sagen, sondern sie blos zum Souper bey seiner Hochwürden mitzubringen. Ich will es mit Pichel n eben so veranstalten. Mein Projekt gefiel, und wir verabredeten noch Eines und das Andere, um unser Vorhaben desto auffallender zu machen.

Ich gieng nach Hause, suchte Pichel n auf, und proponirte ihm einen Spaziergang. Er war bereit, und

sagte: Bis um sieben Uhr Abends bin ich Ihnen zu Befehl, aber dann muß ich Sie verlassen, denn ich habe um diese Stunde meiner Caton (der Name seines Mädchens) versprochen sie zu besuchen. Während unserm Spaziergange klagte mir der Trostlose sein Unglück; ich bedauerte ihn zum Schein, und sagte ihm ungefähr das Nämliche, was er mir, als ich vormals in einer eben so betrübten Situation war, gesagt hatte. Geflißentlich lenkte ich den Spaziergang so ein, daß wir im Rückwege gleichsam zufälliger Weise bey dem Hause des obbesagten Domherrn vorbey mußten. Nach unserer Verabredung stand der Domherr wie von ungefähr am Fenster. Wir grüßten ihn; er dankte uns, und rief herab: Wo soll der Weg hingehn? Nach Hause, sagte ich. Ist denn die Neuigkeit wahr, fuhr er fort, die in der ganzen Stadt zirkulirt? Leider! antwortete ich. Ey! sprach er; kommen Sie doch Beyde ein wenig herauf, und erzählen Sie mir die Sache. Wir giengen hinauf und ich verschwieg nicht das Mindeste. Pichel ward unruhig, da es nahe an sieben Uhr war, und machte Anstalt zum Gehen, als auf einmal Samogy mit seiner Tochter eintrat. Da heute so ein schöner Tag ist, sagte er, so habe ich mir unmöglich einen Spaziergang mit meiner Tochter versagen können, um Euer Hochwürden bey dieser Gelegenheit eine Visite zu machen. Brav, sagte der Domherr; da wir in so hübscher Gesellschaft einmal beysammen sind, so dächte ich, blieben wir auch beysammen zum Souper. Wir nahmen die Einladung an, der Domherr klingelte, und befahl seinem Koch zu sagen, daß er für fünf Personen das Abendessen anrichten solle.

End=

Endlich setzten wir uns zu Tische. Unter vielerley Diskoursen lenkte unser Hauswirth das Gespräch unvermerkt auf eine bekannte Heyrath. Apropos! fiel ihm der alte Samogy ins Wort; wissen Sie auch, daß meine Tochter ebenfalls Braut ist? Sie spasen? sagte der Domherr. Nein, ich spase nicht, erwiederte der Alte. So wahr ich Samogy heiße, so wahr ist meine Tochter Braut. Pichel und seine Caton erblaßten. Wer ist denn der Bräutigam? fragte der Domherr. „Rathen Sie!“ — Der Domherr nannte wohl sechs bis sieben der jungen Edelleute, die sich in- und ausserhalb Großwardein befanden, und zögerte geflissentlich nach jedesmaligem Rathen. Als es keiner von ihnen war, rief der Domherr mit verstelltem Unwillen: Ey, was soll ich mir erst noch länger den Kopf zerbrechen! Mags seyn, wer will. Nun! versetzte Samogy, so muß ich den Bräutigam schon selbst nennen. Es ist — es ist — kein anderer, als — hier unser Pichel. Beyde Verliebte staunten den alten Herrn sprachlos an. Ey zum Henker! rief dieser, ich glaub gar, ihr zweifelt an der Wahrheit! hastig stand er auf, trat zwischen beyde Verliebte, die neben einander saßen, legte ihre Hände zusammen, und sprach: Hier habt ihr meine Einwilligung und meinen väterlichen Segen.

Es wäre überflüßig, die allseitigen Empfindungen zu beschreiben, da man sich dieselben ohnehin vorstellen kann. Als sich der alte Herr wieder an seinen Platz gesetzt hatte, sagte er zu Beyden: Liebe Kinder! Euch eine Prunkhochzeit zu machen, bin ich nicht Willens, das Geld dafür wird euch in der Tasche besser behagen. Zugleich wünschte ich, daß euch, da ihr in der Stille getraut werden sollt, der Bischof vom öffentlichen Auf-

geboth dispensiren möchte. Das will ich bewirken! fiel ich ein.

Der Domherr ließ ein paar Fläschchen von seinem alten Kapital Tokayer bringen, und wir saßen im höchsten Vergnügen bis Mitternacht an der Tafel.

Am folgenden Morgen berief ich alle Entlassene von der Kapelle; wir unterredeten uns wegen Unserem vereinten Abmarsche, und bestimmten denselben am zehnten Tage nach dieser Unterredung. An ebendemselben Tage schrieb ich dem Bischof, meldete ihm, daß wir in zehn Tagen abreisen würden, und fragte an, an welchem Tage ich, um mich zu beurlauben, nach Bellènies kommen sollte? Zugleich berichtete ich die gestrige Verlobung des Pichels mit Samogy's Tochter, und bat im Namen des Vaters der Braut aus Ursache unserer baldigen Abreise um die Dispensation des gewöhnlichen Aufbittens. Der Bischof antwortete mir, daß er mich künftigen Sonnabend des Abends erwarte, und daß ich Pichel n, seine Braut, und ihren Vater mitbringen solle, weil er die Brautleute selbst trauen wolle.

Man kann leicht denken, welche Freude der Vater der Braut über die Ehre, die ihm und seiner Tochter dadurch wiederfuhr, empfand!

Wir fuhren am Sonnabende nach Bellenies. Am andern Morgen früh las der Bischof in seiner Hauskapelle eine stille Messe, und nach dieser gieng der Trauungs-Akt vor sich.

Der

Der Bischof behielt die Brautleute und uns Uebrigen bey seiner Mittagstafel. Als wir uns setzten und beyde Brautleute die Serviette aufhoben, fand jedes derselben ein Röllchen mit 50 Dukaten. Auf einem stand von des Bischofs eigener Hand geschrieben: Kleine Haussteuer auf Tischzeug — auf dem Andern: Auf Küch eneinrichtung. Beyde Brautleute stunden auf und küßten dem Bischof die Hand.

Bis um sechs Uhr Abends behielt der Bischof seine Gäste bey sich; alsdenn gab er dem Pichel den Trauschein, und entließ ihn so wie die Uebrigen mit den menschenfreundlichsten Ausdrücken seines Wohlwollens, mir aber befahl er noch da zu bleiben.

Jedermann kann sich leicht vorstellen, wie rührend unsere Beurlaubung war. Ich will sie nicht erst ganz beschreiben, sondern nur sagen, daß er, nachdem er mir anempfohlen hatte, daß ich ihm von meinen Glücksumständen Nachricht geben sollte, eine seidene Börse hervorzog, mir dieselbe gab und sagte: Das gehört zur Bestreitung der Reisekosten. Schon hatte ich den Mund geöfnet, um meinen Dank zu stammeln; aber er unterbrach mich damit, daß er mit zusammen gelegten gen Himmel empor gehobenen Händen ein stilles Gebeth sprach, nach welchem er mir den Bischöflichen Segen mit den Schlußworten: Descendat super Te et maneat semper, gab, und ohne mich mehr anzusehen, in sein Schlafzimmer eilte.

Ich war so betäubt, daß ich wirklich nöthig hatte in die freye Luft zu eilen, um mich dadurch zu erholen. Noch heute denke ich mit dem innersten Gefühl an diesen traurigen Auftritt.

An dem bestimmten Tage unseres Abmarsches verließen wir Alle zusammen Großwardein. Unsere Reise bis Pest war natürlicher Weise bey einer so großen Gesellschaft unterhaltend genug. Ich, meine Schwester, Pichel und seine junge Frau fuhren zusammen in einem Wagen. Am siebenten Tage nach unserer angetretenen Reise trafen wir in Pest ein. Daselbst trennten sich die Uebrigen von Uns, und jeder reiste für sich. Pichel und ich aber beschlossen noch einige Tage in Pest zu verbleiben, und alsdann in Gesellschaft nach Wien zu gehen: Wir mietheten eine bequeme Landkutsche, die wir jeder zur Hälfte bezahlten, und fuhren nach Wien.

Achtzehntes Kapitel.

Rückkehr nach Wien. Herr v. Blanc und die Triester Fabriken. Meine Excursion nach Venedig. Der köstliche Sturm. Mein Abentheuer mit einer Solotänzerin.

Da ich eine ausgebreitete Bekanntschaft in Wien hatte, so ward es mir leicht, Pichelu vier Scholaren zu verschaffen, deren Jeder ihm monathlich drey Dukaten gaben; mithin hatte er eine sichere Einnahme von zwölf Dukaten, ohne Nebenverdienst durch Privatkonzerte, wozu ich ihm auch großen Vorschub that; und also durfte er mit seiner jungen Frau nicht darben.

Den Sommer über beschloß ich in Wien zu bleiben und zu Anfang des Herbstes meine große Reise in die weite Welt anzutreten.

Einige Tage nach meiner Zurückkunft in Wien machte ich dem Grafen Spork meine Aufwartung.

Er

Er trug mir das Engagement wieder an, das sich vor meiner Abreise nach Großwardein zerschlug; allein ich lehnte es meiner vorhabenden Reisen wegen von mir ab, empfahl aber dafür meinen Freund Pichel seiner Protektion. Da nun glücklicher Weise die erste Violinistenstelle bey dem deutschen Theater vakant wurde, so gab er sie ihm. Sie trug nur 450 Fl. ein, aber Pichel nahm sie in seiner Lage mit Freuden an. Sie beschäftigte ihn nur des Abends, und also hatte er den ganzen Tag frey, und konnte Scholaren gut abwarten. Und so hatte ich denn das Glück, meinen lieben Busenfreund mit einem Einkommen von sichern 1050 Gulden jährlich versorgt und hinlänglich geborgen zu wissen.

Mit einem alten bekannten von mir, dem Herrn von Blanc, Gouvernialrath in Troppau, der unvermuthet nach Wien kam und von der Kaiserin den Befehl erhalten hatte, die Fabriken in Triest zu untersuchen, reisete ich auf sein freundliches Anerbieten dorthin. Da aber seine Geschäfte wenigstens drey Wochen dauerten, so entschloß ich mich für mich allein eine Excursion nach Venedig zu machen, um meinen ehemäligen Chef, den Grafen Durazzo, zu besuchen. Das Schiff hatte so guten Wind, daß es in 13 Stunden in Venedig ankam. Aber zu meinem größten Verdruß traf ich ihn nicht an; denn er war gerade mit seiner Gemahlin nach Mayland gereist. Die Ascenta war schon vorbey. Von den aufgeführten vier Opern waren drey a Terra gegangen, nur eine hatte sich kümmerlich gehalten. Ich sah und hörte diese Oper. Allein ich fand sie so unbedeutend, daß ich nicht nur die Lust verlohr, sie noch einmal zu hören, sondern sie selbst keiner weitern Beschreibung würdig achte.

Die Abwesenheit des Grafen — der Verdruß, keine gute Oper gefunden zu haben — und endlich der zur Sommerszeit in Venedig herrschende, und jedem Ausländer beynahe unerträgliche üble Geruch der Lagunen machten mir meinen dortigen Aufenthalt so langweilig und ekelhaft, daß ich mich am vierten Abend nach meiner Ankunft wieder nach Triest einschifte. Auf dieser meiner Rückreise hatten wir aber ungünstigen Wind, der am folgenden Tage in einen kleinen Sturm ausartete und unser Schiff viele Meilen Seeeinwärts trieb. Wer sollte wohl glauben, daß mir dieser widrige Wind, statt mich verdrüßlich oder wohl gar furchtsam zu machen, sehr behagte und mir ein angenehmes Abentheuer einbrachte?

Unter den Passagieren befand sich ein schönes Mädchen in der Kajüte. Es war eine Solotänzerin, von Geburt eine Venetianerin, etwa 18 bis 19 Jahre alt, mit großen schwarzen, feurigen Augen. Hinein sehen mußte man, das war nicht anders; und da es einmal geschehen war, so war es mir unmöglich, wieder wegzusehen. Das war der ganz simple Anfang meines verliebten Abentheuers, das sich mit dem anziehenden, schalkhaften Mädchen beym ersten Eintritte in das Schiff entspann. Sie hatte außer ihrem Bedienten noch eine Mutter bey sich, wie man in Italien die betagten Frauen nennt, die des Wohlstands halber junge Frauenzimmer für Geld begleiten und die sie in fremder Gesellschaft für ihre Mutter ausgeben, unter vier Augen aber im eigentlichen Verstande ihre Zofen sind. Da sie nun als erste Tänzerin nach Wien verschrieben war, so erleichterte das unsere Bekanntschaft. Ich bot ihr meine ergebensten Dienste in meinem Geburtsorte an,

und

und da sie, wie sie sagte, Deutschland zum erstenmale betrat, so hatte sie die erstaunliche Güte, meine Anerbietungen anzunehmen; ja sie war sogar so großmüthig zu gestehen, daß sie sich glücklich schätze einen Freund zu finden, der beym ersten Anblick ihr ganzes Vertrauen an sich gerissen hätte. —

Dem widerstehe, wer da kann. Kaum waren zwey Stunden verflossen, so waren wir weiter, als rechtliche Leute, die weniger schnell in neue Verhältnisse hinein zu segeln gewohnt sind, und in zwey Monathen zu kommen pflegen. Wenigstens waren wir schon auf der Linie von Schwester und Bruder. Wer hätte auch nicht solch eine schöne Schwester haben wollen! Diese hier hatte ein so reizendes Gesicht, war ein so proportionirtes schlankes Figürchen und ihr munterer, degagirter und naiver Humor, zu welchem sich ihr venetianischer Dialekt allerliebst ausnahm, war so unwiderstehlich, daß man zum allerwenigsten die Freyheit der Verwandschaft sich erringen mußte. Ich nenne ihren Namen ausdrücklich nicht; denn er ist wie ihr Talent nachher nur zu sehr bekannt geworden.

Am folgenden Tage, als der Wind sich bis zum Sturme erhob, als das Schiff hin und her schwankte und das Mädchen bey jeder Bewegung zusammen zu stürzen in Gefahr lief, da nahm ich sie Mitleidsvoll in meinen Arm und hielt sie fest und immer fester, und das schüchterne Geschöpf schmiegte sich so sehr an mich heran, daß ich den sehen will, der dabey ein gleichgültiger Passagier bleiben soll.

Der Sturm hatte uns so weit verschlagen, daß wir erst am vierten Tage nach Triest kamen. Was konnte

ich

ich eiligeres thun, als veranstalten, daß sie in dem nämlichen Gasthof, wo ich und Blanc wohnten, einkehrte? Sie that es. Sie that mehr; sie ließ sich bereden, drey Tage in Triest zu bleiben, und da ward denn auf festem Lande benutzt, was wir auf der offenen See so schön eingeleitet hatten. Um uns so viel, und so oft als möglich zu sehen, speißten wir Mittags, speißten wir Abends mit einander. Blanc kommissionirte für seine Kaiserin in seinen Fabriken; ich für meine Königin zu Hause. Sie bat mich, ihr einen neuen und bequemen Reisewagen zu behandeln. Am folgenden Morgen fand ich einen fertig stehen und ward des Preises einig. Aber, um sie noch einige Tage länger in Triest aufzuhalten, war ich schlau genug, ihr weiß zu machen, daß der Wagen erst in sechs Tagen fertig seyn würde. Sie mußte sich also schon bequemen, so lange da zu bleiben. Wie sechs Stunden verflossen mir diese sechs Tage im Taumel der Freude. Doch — daß ich nicht zu viel verrathe!

Sie gieng nach Wien voraus, und ich kam mit Blanc, der erst nach acht Tagen mit seinen Geschäften zu Ende war, hinterdrein. Was schimpfte ich während dieser Zeit auf alle Fabriken in der Welt! Kaum konnte ich den Augenblick erwarten, wo ich das schöne reizende Geschöpf wieder sehen würde. Wir kamen ziemlich in der Nacht in Wien an; aber ich ruhte und rastete nicht, bis ich noch an demselben Abend ihre Wohnung ausgeforscht hatte. Sie hatte eine unbeschreibliche Freude mich noch eher wieder zu sehen, als sie vermuthet hatte und ich mußte bey ihr soupiren. —

Ungefähr zehn Tage nach meiner Zurückkunft trat sie in einem neuen Ballet zum erstenmale auf, und

nicht nur ihre reizende Gestalt, sondern auch ihr außerordentliches Talent riß das Publikum zum höchsten Enthusiasmus fort. Noch nie hatte weder eine Sängerin noch Tänzerin so einen ausgezeichneten Beyfall erhalten. Wer kann sich, ohne es selbst geschmeckt zu haben, das Vergnügen vorstellen, sich von einem solchen Mädchen begünstigt zu wissen, deren Reize durch den vortheilhaften Theateranzug erhöht, deren Gestalt, des Meißels eines Pygmalions würdig, durch so mannigfaltige mahlerische Gruppen, deren schönes ausdrucksvolles Gesicht durch ein unendlich süßes Mienenspiel noch mehr verherrlicht wurden, und deren kleinste ihrer Bewegungen nicht nur das Heer der Gecken und Stutzer verschlang, sondern für die auch solide Jünglinge, Männer und Greise empfanden? Wer ist im Stande, die Wonne dessen zu fühlen, der stolz zu sich selbst sagen kann: Siehe! das Mädchen, um dessen Besitz Wollüstlinge mit Equipagen und Ordensbändern buhlen — bey welcher Verschwender für jede Schäferstunde eine Herrschaft um die andere gern vergeuden würden — das fast jeden geschwornen Eheverächter sein Keuschheitsgelübde bereuen zu machen im Stande ist — das Mädchen ist dein!

Der Leser halte mir es zu Gute, wenn mein bleiches Gesicht noch jetzt bey dieser Erinnerung glüht; wenn ich in meinem sechzigsten Jahre meinen damaligen Jugendtraum mit so frischen Farben mahle. Ich war unsinnig, ich war strafbar, ich weiß es wohl; aber verdamme mich, wer streng genug dazu seyn kann.

Obschon ich mir vorgenommen hatte, aus meiner Intrigue ein strenges Geheimniß zu machen, so war

es

es mir doch durchaus unmöglich. Ich vertraute also einem meiner biedersten Freunde mein großes Glück, wie ich Pinsel damals eine sehr unmoralische Handlung nannte, in der Zuversicht, daß er mir von Herzen dazu gratulieren und vielleicht gar mich darum beneiden würde. Allein wie erstaunte ich, als dieser verehrungswürdige Freund (warum soll ich den Namen dieses Rechtschaffenen, dieses meines Schutzengels, warum den Herrn von Demuth nicht nennen?) mein Geständniß mit Mißbilligung anhörte und mir so in die Seele sprach: „Pfuy, schäme Dich, Ditters! Du bist jetzt dreißig Jahr, in einem Alter, wo Du deiner Reisen, deiner Kunst wegen keinen Augenblick mehr zu verschwenden hast, und mitten in deiner besten Künstlerlaufbahn begehst Du die Raserey, Dich an ein Mädchen und an solch ein Mädchen zu hängen, um deine künftige Wohlfahrt, deine Gesundheit, deine Ehre aufs Spiel zu setzen? — Folge meinem Rathe! sey Mann! Reiße Dich aus den Armen dieses verführerischen Geschöpfs und mache Dich los von einer sträflichen Leidenschaft! — Gehe in die Welt! Hast Du Gelegenheit an irgend einem Hofe, wo es Dir am besten gefällt, ein sicheres Brod zu finden, so schlag ein! Dann heirathe ein tugendhaftes Mädchen und — werde Vater! Behagt Dir mein Rath nicht, so sind wir geschiedene Leute.“ —

So sehr mich diese Worte erschütterten und alle meine Empfindung im ersten Augenblick sich dagegen aufregte, so ward ich doch bald, bey kälterem Nachdenken, von den redlichen Grundsätzen meines würdigen Freundes — Friede sey mit seiner Asche! — überzeugt. Seine wenigen aber nachdrücklichen Worte

prägten sich fest meiner Seele ein; die Schuppen fielen mir von den Augen und — ich sah die Syrene nicht mehr.

Anderthalb Jahre nachher erhielt ich von meinem Freunde die Nachricht, daß diese Tänzerin mit einem sehr reichen und bekannten Grafen N. N., aus einer sehr ausgezeichneten Familie, eine Intrigue gehabt, bey welcher sich dieser so ruinirt habe, daß er nicht nur, statt seiner ehemaligen prächtigen Equipage, zu Fuße gehen, sondern sogar von den wohlthätigen Scherflein, die andere Kavaliere zusammen trügen, leben müsse. Dies sey der Kaiserin zu Ohren gekommen; sie hätte daher diese signora prima Ballerina unvermuthet in einer Nacht durch die Polizey aufheben und sie mit allem ihren baaren Gelde, ihren Nippes und Juwelen bis an die italienische Grenze bringen lassen.

Neunzehntes Kapitel.

Graf Lamberg. Der Fürstbischof von Breslau. Mein Engagement. Hirschjagd. Ich werde Eques aureatus. Friedrich 2 in Roßwalde. Graf Hoditz. Leutseligkeit des Kronprinzen gegen mich. Meine Promotion zum Forstmeister.

Auf meiner Triester Reise hatte ich die Bekanntschaft des Grafen Lamberg, Präsident und Chef des Kaiserl. Herzogthums Schlesien, gemacht. Er kam von seinen Gütern unweit Laibach nach Wien, um nach seinem Departement nach Troppau zu gehen, und ich machte ihm meine Aufwartung. Wie wäre es, sagte er, als er von meinem Vorsatze zu reisen hörte, wenn Sie Ihre erste Excursion über Troppau machten und mit mir dahin führen? Alsdann nehmen Sie Ihre Route über Warschau, Danzig, Hamburg, die Niederlande, Holland, England und Frankreich, dann zurück an die Höfe im römischen Reiche u. s. w.

Der Vorschlag behagte mir nicht übel, und am vierten Tage darauf saß ich mit ihm in seinem Wagen.

Er war reich, hatte keine Kinder und machte daher in Troppau einen Aufwand, den niemand ihm nachthun konnte. Beständig gab er große Tafel, Assembleen und Konzerte. Außer ihm war noch ein Graf Chorinsky daselbst, der sowohl im östreichischen als preußischen Schlesien begütert war und sich eine sehr artige Kapelle hielt. Mit Hülfe dieser und anderer Musiker von Troppau brachte ich ein zwar kleines, aber doch zur Noth besetztes Orchester zusammen.

Bald darauf kam der Fürstbischof von Breßlau, der damals auf seinen im kaiserlichen Schlesien gelegenen Bisthumsgütern in Johannisberg wohnte, nach Troppau, um dem Chef des Landes einen Besuch zu machen. Bey dem Konzerte, das ihm zu Ehren gegeben wurde, sagte mir der Fürst viel Verbindliches über mein Spielen und über meine Komposition, und am dritten Tage nachher war ich mit ihm zur Tafel. Er war von Natur sehr gesprächig, und als ein außerordentlicher Liebhaber der Musik unterhielt er sich während der Tafel größtentheils mit mir, und wußte mir nicht nur meinen ganzen bisherigen Lebenslauf, sondern auch meinen Plan für die Zukunft abzufragen, wobey er mir nicht verhielt, daß er vormals, als er noch in bessern Umständen gewesen wäre und in Breslau residirt hätte, daselbst nicht nur eine große Kapelle gehalten, sondern auch verschiedene Kastraten, unter andern den bekannten Quadagni, in seinem Diensten gehabt hätte.

Es wird vielen Lesern aus gedruckten Blättern bekannt seyn, wie und wodurch der Fürstbischof von Breslau bey Friedrich dem zweyten in Ungnade fiel. Allein diese Blätter sind größtentheils in preußischen Ländern herausgekommen und alles ist darin mit zu schwarzen Farben aufgetragen. Ich glaube also nichts Ueberflüßiges zu thun, wenn ich die Sache erzähle, wie ich sie aus dem Munde des Grafen Lamberg habe.

Der Fürstbischof war aus der ansehnlichen Familie der Grafen Schafgotsch. Sein Vater, der oberster Landsdirektor, gleichsam Vicekönig in Schlesien war, als es noch allein dem östreichischen Hause gehörte, resignirte auf seinen Amtsposten bey der ersten Besitznahme Friedrichs 2. von Schlesien 1740, und zog sich mit Erlaubniß des Königs auf seine große Herrschaft Warmbrunn an dem schlesischen Riesengebürge, wo er noch viele Jahre lebte, zurück. Der König, der schlau genug war, die schlesischen Stände so wie die Unterthanen, hauptsächlich aber die Katholiken an sich zu ziehen, gewann große Vorliebe für den Sohn desselben, den damaligen Domherrn und Prälaten, machte ihn zum Coadjutor und, nach dem bald darauf erfolgten Hintritte des Bischofs und Kardinals Sinzendorf, zum Bischof von Breslau, welcher allemal auch regierender Fürst des Fürstenthums Neisse und Herzog des Herzogthums Grottkau ist. Der König lebte mit dem Bischof auf einem so freundschaftlichen Fuß, daß er ihn alle Jahre auf einige Monathe nach Berlin oder Potzdamm kommen ließ. Diese Vertraulichkeit währte viele Jahre ununterbrochen fort. Auch zu Anfang des siebenjährigen Krieges hielt sie noch aus. Nachdem des Königs

sieggewohnte Armee in das Innerste von Böhmen gedrungen, die kaiserlichen Truppen geschlagen und gezwungen hatte, sich in Prag zu werfen, auch Prag belagerte und endlich nach Oestreich vorzurücken in Begriff war, geschahe die Bataille von Kollin, die der König verlohr. Das Glück der Waffen schlug sich auf Seiten der Oestreicher, dergestalt, daß sie die Preußen nicht allein aus Böhmen herausschlugen, sondern auch bis in das Herz von Schlesien vordrangen und nach der Bataille bey Breslau sich dieser Hauptstadt wieder bemächtigten. Jedermann, selbst der König gab Schlesien für immer und ewig verlohren. Alle schlesische katholische Geistliche und Unterthanen, die der Religion wegen immer gut kaiserlich gesinnt gewesen waren, gaben hierüber ihren Jubel zu erkennen, und auch der Fürstbischof legte bey dieser Gelegenheit nicht nur zu voreilige, sondern auch zu auffallende Zeichen seiner Freude hierüber an den Tag.

Unterdeß gab die kaiserl. Generalität in Breslau, die gegen den Fürstbischof, als ehemaligen Günstling des Königs, mißtrauisch war, demselben den Rath, sich bis nach Ausgang des Krieges nach Rom zu begeben. Während er dort war, schlug das Kriegsglück wieder um. Er kehrte zurück, setzte sich nach Nikolsburg und Mähren und harrte dem Ausgange des Krieges entgegen. Hier schrieb er an den König und wandte alles Mögliche an, sich mit dem König wieder auszusöhnen. Allein er erhielt dafür jenen bekannten Brief, worin ihm der König nicht nur seine Undankbarkeit vorwarf, sondern ihn auch einen treulosen Verräther schalt, den er in seinen Staaten nicht dulden könne und der Schande des eigenen Bewußtseyns überlassen wolle. Der Fürst-

bischof

bischof bat beym kaiserlichen Hofe um Fürsprache und der König gab auf dessen Vermittelung dahin nach, daß er wieder nach Schlesien kommen dürfe.

Da man aber kein Beyspiel hat, daß sich Friedrich 2. mit dem, der einmal in Ungnade gefallen war, je wieder ausgesöhnt hätte, so durfte der F. B. auch keine Rekonziliation hoffen. Schon an der Grenze erhielt er den Verbot, nicht nach Breslau zu kommen, und es wurde ihm dafür Oppeln — ein kleines miserables Städtchen in Oberschlesien — zu seinem Wohnsitze angewiesen. Aus Mangel eines Quartiers daselbst mußte er ins Minoriten-Kloster ziehen und sich dort mit ein paar elenden Zimmern behelfen. Ob man ihm gleich förmlich erklärte, daß er kein Staatsgefangner wäre, so war sein Schicksal doch nicht viel besser. Im ersten Quartal bezog er die Einkünfte im preuß. Schlesien für voll; im zweyten aber wurden ihm die Hälfte, im dritten Dreyviertheile verabfolgt, und endlich im letzten wurden ihm gar die sämmtlichen Einkünfte in Beschlag genommen. Eben so wurde seine bischöfliche Gewalt so beschränkt, daß er nicht einmal eine vakante Pfarre, ohne Genehmigung des schlesischen Ministers, besetzen konnte.

Weil der F. B. sich nun immer mehr und mehr gequält sah und nicht die mindeste Hoffnung hatte, sein Schicksal, so lange der König lebte, erleichtert zu sehen, so ließ er alles Jenseitige, sowohl an Einkünften, als eigenen prächtigen Mobiliarschaften im Stich, flüchtete sich in das kaiserliche Schlesien und lebte da nun schon an die zwey Jahre blos von den Einkünfte der diesseitigen Güter von Johannisberg, welche in Allen

nur 13 bis 14000 Gulden betrugen, während seine Einkünfte sich ehemals auf 100,000 Gulden belaufen hatten.

Einst kehrte ich von einer großen Feierlichkeit auf der Herrschaft des berühmten Grafen Hoditz — Roßwalde, nach Troppau zurück, und fand den Gewissensrath des Fürstbischofs, Padre Pintus, der vom Fürsten eigends an mich abgeschickt worden war, um mich in seinem Namen zu fragen, ob ich mich wohl entschliessen könne, gegen ein anständiges Honorar, diesen kommenden Winter auf Johannisberg zuzubringen, und dem Fürsten ungefähr das zu seyn, was David dem Saul war, als er letzterem durch sein Saitenspiel in trüben Stunden aufheiterte? — Der Fürst, sagte er, habe zwar keine Kapelle; aber, da sich einige Bediente, ein paar Schreiber der Beamten und noch etliche Leute in Johannisberg befänden, die musikalisch wären, so könne ein kleines Orchester von acht Personen, jedoch ohne Blasinstrumente aufgebracht werden; übrigens habe er den Auftrag, mir des Fürsten freye Tafel, Frühstück, freye Wohnung im Schlosse, freyen Unterhalt für meinen Bedienten und endlich Monathlich 25 Dukaten zu offeriren; doch solle ich mich binnen drey Tagen bestimmt darüber erklären. —

Während dieser Frist überlegte ich die Sache, und — engagirte mich, sieben Monathe lang, nämlich vom ersten November 1769 bis letzten May 1770, in Johannisberg zu bleiben.

Einen Vorfall während dieser Zeit kann ich nicht unerwähnt lassen, weil er der Grund wurde, warum

ich

ich meinen ganzen Reiseplan aufgab und weil er überhaupt auf das ganze nachmalige Schicksal meines Lebens den unmittelbarsten Einfluß gehabt hat.

Der Fürstbischof stellte im September eine dreytägige große Hirschjagd im Zeug an, wozu er außer dem Grafen Larisch, (dem Schwiegersohn vom Grafen Hoditz) und dem Guvernialrath von Blanc, von dem ich schon einmal gesprochen, auch mich einlud. Ich erhielt ein paar der besten Kugelbüchsen und war so glücklich, gleich am ersten Tage sieben Kapital-Hirsche und zwey Rehböcke, und überdies noch zwey Füchse damit zu erlegen. Am folgenden Morgen graute noch der Tag, als wir schon aufsaßen, und wir hatten gute fünf Stunden zu reiten, ehe wir ins hohe Gebirge nach dem bestimmten Standpunkte ankamen. Die Jagd dauerte bis tief in den Abend hinein, und wir blieben über Nacht im Gebirge in einer dazu errichteten Jägerhütte. Während wir uns alle, Gäste und Jägerparthey, welches ein Personale von 50 Köpfen gab, um ein in der Mitte befindliches Feuer lagerten, das die Jäger beständig unterhalten mußten, besprach ich mich einen großen Theil der Nacht hindurch mit dem Oberjäger und seiner untergebenen Jägerparthey, und da ich schon zu Schloßhof, theils durch eigene Erfahrung, theils durch vortrefliche Bücher und den Umgang mit dem dortigen Oberjäger mir einige Kenntnisse vom Jagd- und Forstwesen erworben und mich nachher selbst in Groswardein mit hoher und niederer Jagd beschäftigt hatte, so erregte ich bey diesen Leuten einen Grad von Verwunderung, der endlich in ein komisches Erstaunen übergieng. Am dritten Tage zog sich die Jagd in flachere Waldungen, und es gelang mir, mich wieder durch

man-

manchen glücklichen Schuß auf Rehe und Füchse auszuzeichnen.

Als der Fürst vor der Tafel, jeden seiner Jagdgäste fragte, was er erlegt hätte und die Reihe an mich kam, da ließ mich der Oberjäger nicht zum Worte kommen, sondern erzählte groß und breit von meinen Heldenthaten und setzte endlich hinzu: Ew. Durchlaucht können glauben, daß nicht nur ich sondern alle fürstliche Waldbereiter und Jäger bereit sind ein Zeugniß auszustellen, daß dieser Herr da alle Fähigkeit besitzt, an jedem Hofe die erste Jagd = und Forststelle zu bekleiden.

Diese Worte waren nicht umsonst gesagt, sondern hatten nach langer Zeit noch die Folge, daß mir eine Stelle übertragen wurde, bey welcher Kenntnisse vom Holz = und Forstwesen erforderlich waren, und wodurch ich mich hier für immer fixirte, wie ich weiter unten sagen werde.

An diesem Tage fiel auch das Gespräch auf meine Reise, die ich mit Gluck gemacht hatte und der Fürst fragte mich, was es für eine Bewandniß mit seinem Chevalier = titel habe und ob er von Adel sey? Ich gab ihm darüber gehörige Auskunft. Er ward nachdenkend und entfernte sich von der Gesellschaft. Nach dem Souper fragte er mich, ob ich Messen und auch italienische Singsachen komponirt habe und, als ich es bejahete, bat er mich sehr verbindlich ihm eine meiner besten Messen, eine italienische Arie, ein Violinkonzert und eine Sinfonie in Partitur schreiben zu lassen und ihm das Alles nach Johannisberg zu schicken. Ich ermangelte nicht, es sobald als möglich von Troppau aus zu besor=

sorgen, ohne etwas für die Kopiatur zu liquidiren. Der Fürst antwortete mir, daß er meine Musikalien zwar erhalten habe, aber da ich das Schreiberlohn anzusezzen vergessen, so lege er etwas dafür — es waren 20 Dukaten — bey; auch gab er mir Nachricht, daß am letzten Oktober Wagen und Pferde in Troppau eintreffen würden, um mich nach Johannisberg zu bringen.

Als ich nun hier ankam, fand ich das, was sich so Musiker nennen ließ, so erbärmlich, daß mir vor dieser Kapelle von zehn Personen, mich mit eingeschlossen, gar sehr ekelte. Aber was war zu machen? — Ich mußte damit verlieb nehmen. Durch beständige Uebung und Korrektionen brachte ichs indessen doch endlich dahin, daß man uns nach Verlauf eines Monaths ohne Grausen hören konnte.

Am Neujahrsmorgen verfügte ich mich mit dem Padre Pintus zum Fürsten, um ihm die gewöhnliche Gratulation abzustatten. Wie ward ich überrascht, als er sogleich nach meinem Eintritt aus seinem Büreau ein vierfach zusammen gelegtes Pergament hervorzog und es mir mit den Worten überreichte: lieber Ditters, man hat mir von Rom aus die Kommission gegeben, Ihnen dies hier zum Neujahrsgeschenk zu machen. — Und es war? — ein Diplom, was er durch den Kardinal Archinto hatte von Rom kommen lassen, worin ich, nach geschehener Approbation meiner übersandten Kompositionen, zum Ordensritter vom goldenen Sporn erhoben worden war. Zugleich zog der Fürst aus einem Schächtelchen das Ordenskreuz hervor, das an einem Ponceau-rothen Bande hieng, und, indem er es mir eigenhändig anzuhängen geschäftig war, setzte

er

er vergnügt hinzu: Nun sind Sie so gut Chevalier, als es der Gluck ist, und als Eques aureatus ac Sacri Palatii et aulae Lateranensis Comes haben Sie, wenn Sie nach Rom kommen, das Recht, gleich jedem gebornen Kavalier vom ersten Range, in den päbstlichen Pallast einzutreten und bey allen öffentlichen Funktionen gegenwärtig zu seyn. — Man denke sich meinen kleinen Freudenrausch unter den Händen des gütigen Fürsten, der dies Alles schon vor vierzehn Tagen erhalten, aber bis heute verschoben hatte, um mich damit zum Neuen Jahre zu überraschen!

Bey allen diesen Gnadenbezeugungen, bey aller der leutseligen und menschenfreundlichen Begegnung, womit mich der Fürst beehrte, wurde mir doch die Einförmigkeit in Johannisberg lästig und ich sehnte mich nach dem Ende des Mays, um mein Engagement los zu werden und zum bevorstehenden Sommer meine Reise anzutreten. Aber als wenn es durchaus nicht hätte seyn sollen, erhielt ich unvermuthet eine Einladung vom Graf Hoditz nach Roßwalde zu kommen, die sich schlechterdings nicht abschlagen ließ, und da war ich also wieder genöthigt, meine Reise wenigstens bis zum Herbst zu verschieben.

Die Veranlassung zu dieser Einladung war ein Besuch, welchen König Friedrich 2 dem Grafen daselbst abstatten wollte. Er hatte ihn schon im siebenjährigen Kriege kennen gelernt, und hielt ihn als einen Philosophen sehr hoch. Kaiser Joseph 2 hatte dem König bekanntlich 1769 in Neiße eine Visite gemacht, und da dieser dem Kaiser versprochen hatte, ihm seinen Gegenbesuch im künftigen Sommer zu Mährisch-Neustadt unweit

weit Ollmütz zu machen, so schrieb der König, wolle er bey dieser Gelegenheit seine Marschroute so einrichten, daß er sowohl im Hinwege, als im Rückwege jedesmal in Roßwalde übernachten würde. Der Zweck, warum ich nun vom Grafen dazu eingeladen wurde, war, um zu verschiedenen Spektakeln, die er präparirte, meine Hand zu bieten. Vierzehn Tage vor der Ankunft des Königs erschien ich denn also, und arrangirte Alles nach den erfindungsreichen Planen dieses würdigen Mannes, so gut ichs vermogte.

Genau am bestimmten Tage Nachmittags um vier Uhr traf der König in Roßwalde ein. In seinem Gefolge waren der Kronprinz — Prinz Friedrich August und Prinz Leopold von Braunschweig, welcher letztere nachher zu Frankfurt an der Oder ertrank, und der General Lentulus.

Bald nach der Ankunft dieser hohen Herrschaften schlug der Graf dem Könige eine Promenade im Garten vor, welche er auch annahm. Während des Spazierganges ward er durch kleine unvermuthete Spektakel, ein Ballet z. B. auf einem lebendigen Theater, das die Verwandlung der Daphne in einen Lorbeerbaum vorstellte — durch ein Fest der Druiden — insonderheit aber durch eine Pygmäenstadt überrascht, über welche er sich außerordentlich amüsirte. Mit Sonnenuntergang retirirte er sich und gieng zu Bette; sein Gefolge aber blieb.

An beyden Seiten des Chinesischen Gartens, das der Graf sehr geschmackvoll hatte illuminiren lasse, waren zwey Grotten mit der transparenten Ueberschrift: ö st-

reichische Grotte und preußische Grotte angebracht. Auf die Frage des Grafen an den Kronprinzen: in welcher dieser Grotten es ihm gefällig wäre, ein kleines Konzert zu hören, antwortete er: ich habe heute das Vergnügen in den östreichischen Staaten zu seyn, und also wird es mich sehr freuen, das Konzert in der östreichischen Grotte zu hören. — Es ward also darin veranstaltet.

Das Orchester war nicht übel; denn ich hatte die beyden kleinen Kapellen der Grafen Hoditz und Chorinsky zusammen geschmolzen. Beym Eintritt der Prinzen begann eine Sinfonie von mir, nach welcher ich ein Konzert spielte. Gleich nach diesem trat der Kronprinz mit den Worten zu mir: Ihr Name und Ihr Talent sind mir schon bekannt, denn ich besitze verschiedene Stücke von Ihrer Arbeit. Es freut mich Sie auch von Person kennen zu lernen. „Späterhin bat er mich, noch etwas zu spielen, und als ich eine Sonate, wirklich mit Liebe und Enthusiasmus, gespielt hatte, sagte er mir so mancherley Verbindliches, was sich ohne Unbescheidenheit nicht wiederholen läßt. Man muß den Herrn gekannt haben, um zu wissen, wie fein und verbindlich er gegen Künstler, die er schätzte, seyn konnte.

Am folgenden Morgen sehr frühzeitig fuhr der König mit seiner kleinen Suite nach Neustadt, von woselbst er nach wenigen Tagen zum Mittagsmahl wieder in Roßwalde eintraf. Nach der Tafel schickte der Kronprinz nach mir und fragte mich, was für Spektakel im Bereitschaft wären? Ich nannte sie ihm; allein er bat mich dafür lieber ein Konzert zu veranstalten und mich

dabey

dabey hören zu lassen. Es geschah und ich spielte dreymal vor ihm. Nach geendigtem Konzert kam Graf Hoditz aus den Zimmern des Königs und proponirte dem Prinzen einige kleine Spektakel, welche der Kronprinz aber alle verbat, weil, wie er sagte, der König die Abreise Morgen früh um zwey Uhr angesetzt habe. Endlich wandte er sich zu mir, trat mit mir an ein Fenster und beehrte mich sehr gnädig mit verschiedenen Fragen, die auf die Kunst und bekannte Künstler Bezug hatten. Endlich als ich ihm von meinem Vorhaben zu reisen erzählte, sagte er in dem verbindlichsten Tone: Gehen Sie auf Ihrer Tour ja nicht Berlin vorbey; ich werde suchen Ihnen Ihren Aufenthalt daselbst so angenehm als möglich zu machen! —

Der König bezeugte sich gegen den Grafen sehr généreux. Er erhielt von diesem seinem hohen Gaste eine große goldene viereckigte Tabatiere reich mit Brillianten besetzt und mit dem Portrait des Königs geziert; und in derselben lag ein zusammengelegtes Quartblatt, worauf von des Königs eigener Hand geschrieben stand:

„Unser Etatsminister wird bey Angesicht dessen alsogleich 10,000 Thaler an den Grafen Albrecht Hoditz bezahlen. Friedrich.“

Ich verweilte noch zwey Tage nachher in Roßwalde, gieng sodann wider nach Johannisberg, und machte nun in allem Ernste Anstalten zu meiner Reise, die ich bestimmt für den October festsetzte. Meine erste Exkursion sollte nach Berlin gehen, wohin ich so eben vom Kronprinzen in den gnädigsten Ausdrücken einge-

laden worden war. Allein — mein Geschick wollte es durchaus mit mir anders.

Eines Tages lud mich der Landeshauptmann Baron Zedlitz, ein weitläufiger Verwandter des Fürstbischofs, zu sich und erklärte mir nach allerhand verbindlichen Eingängen, daß der Fürst mich Zeitlebens in seinem Dienste zu behalten wünsche. Ich lehnte es aus dem Grunde von mir ab, weil ich während Lebzeiten des Fürsten meine besten Jahre hier versitzen würde, ohne die tröstliche Ueberzeugung zu haben, in meinem Alter versorgt zu seyn. Allein dafür ist gesorgt, erwiederte er. Der Fürst will Ihnen den Posten eines Forstmeisters des disseitigen Fürstenthums Neisse verleihen, er hat sich bereits vom Oberjäger sowohl, als von der ganzen Jagdparthey ein schriftlich bestätigtes Zeugniß Ihrer Fähigkeit im Forst- und Jagdwesen geben lassen, und das Domkapitel ist bereit, Ihre Anstellung zu genehmigen. Und hiermit zog er ein Schreiben hervor, in welchem klar und deutlich stand, daß das Domkapitel vollkommen geneigt sey, mir darüber die kapitularische Rekognition zu ertheilen. Diese schloß eo ipso zugleich die Bestätigung in diesem Posten, auch nach dem Tode eines Fürstbischoffs in sich, wie denn in solcher Rekognition jedesmal die Worte enthalten waren: „Wir bestätigen denselben auch dergestalt, „daß er nach dem Hintritte eines zeitlichen Fürstbischoffs „immediate an Uns so lange verpflichtet stehe, bis er „von Uns an den nachfolgenden Bischoff angewiesen „wird.“ — Das Gehalt, das mir angeboten wurde, war ansehnlich. Es bestand in 600 Fl. Salair und 900 Fl. Stammgeld, mithin in 1500 Fl. Dabey ward mir die Anwartschaft auf die erste im Bisthum

erle-

erledigte Amtshauptmannsstelle, wodurch meine Lage dereinst noch um vieles verbessert werden sollte, und die Beybehaltung aller bisherigen Emolumente an Wohnung, Tafel, Frühstück u. s. w. zugesichert.

Das war alles recht schön. Aber die erbärmliche Lage, worin sich die fürstliche Kapelle befand, wenn man anders eine Handvoll Leute so nennen kann, war das Einzige noch, was es mir unmöglich machte dabey aushalten zu können. Allein man bedeutete mir, daß, indem von meinem bisherigen Gehalt von 1200 Fl. die Hälfte den fürstlichen Renten zu gute kam und, durch Erhöhung des Holzpreises, derselben ebenfals noch 900 Fl. zuwuchsen, dem Fürsten noch reine 1500 Fl. übrig blieben, die er willens sey, auf die Verbesserung der Kapelle zu verwenden, gleich wie er auch die Summe von 1900 Fl., die man ausgemittelt gehabt hätte, um eine kleine Stuterey anzulegen und den eingegangenen Thiergarten wieder herzustellen, dazu bestimmen wolle. Auch solle die Einrichtung getroffen werden, die Hausleute, die nicht musikalisch wären, bey den Aemtern zu versorgen und musikalische dafür anzunehmen. Dies beruhigte mich und gab mir gute Hoffnung.

Bey allen solchen Aussichten bekämpfen sich endlich Neigungen und Bedenklichkeiten leicht. Wir giengen also beyde zum Fürsten, besprachen mit ihm jeden Punkt, und nachdem alles ins Reine gebracht war, nahm ich die Dienstanerbietung förmlich und mit dem größten Danke an und leistete von nun an gänzlich Verzicht auf das Projekt meiner Reise. Den Tag darauf erhielt ich mein Anstellungs-Dekret und einen Bestallungsbrief

über meine Einkünfte. Beydes ward bald nachher vom Domkapitel in Breslau förmlich bestätigt. Nicht lange darauf legte ich vor der fürstlichen Regierung in Gegenwart der gesammten Jägerparthey den Eid der Treue ab; der Landshauptmann stellte mich ihnen als ihren nunmehrigen Chef vor, worauf sie mir denselben wiederum leisten mußten. Und so war ich nun also würklicher bestallter Forstmeister des disseitigen Fürstenthums Neisse.

Zwanzigstes Kapitel.

Das ovale Theater im Thurm. Mein Oratorium Davide. Meine kom. Oper Il viaggiatore americano. Dem. Nicolini. Meine ehrbare Heirath.

Ob ich gleich alle schleunige Anstalten machte, so vergieng doch eine geraume Zeit, ehe ich meine sehr kleine Kapelle einigermaßen in Stand brachte. Sie bestand, mich mit eingerechnet, aus 17 Personen, davon 11 ordentlich salarirt waren; die andern aber waren Leute, die zum gewöhnlichen Haus-Etat gehörten.

Mein Steckenpferd wieherte und stellte sich so lange ungeberdig, bis ich einen Versuch machte, dasselbe besteigen zu können. Ich will sagen, ich konnte vor der Idee nicht ruhen, ein Haustheater zu errichten. Nur war es um einen Platz zu thun.

Mit dem alten verwünschten Schlosse ließ sich nichts anfangen. Schon die Ueberschrift: Johann Turso, Bischoff von Breslau hat dieses, vom Zahn der Zeit zerstörte Schloß aus eigenem Säckel wieder hergestellt, dem heiligen Johannes dem Täufer geweihet und ihm den Namen Johannes beygegeben. Im Jahre Christi 1509. — läßt begreifen, daß in einem Schloß, das schon damals vom Zahne der Zeit zerstört gewesen, und wie man die Vermuthung hätte, im neunten oder zehnten Jahrhundert erbaut worden war, für meinen Plan nichts Tröstliches habe gefunden werden können. Unterdeß, wer nur recht will, der kann auch.

Hart an den Gebäuden des Schlosses stand ein hoher und ovaler massiver Thurm, der in seinem längern Durchmesser ohngefähr acht Klaftern hatte. Auf diesen richtete ich meinen Anschlag. Es kam nur darauf an, ihn bis zum Fußboden der andern Zimmer abtragen und einen ovalen Saal darauf setzen zu lassen, so war die Schwierigkeit gehoben. Der Fürst, dem man die Sache vortrug, fand den Vorschlag ausführbar und ließ sich den Kostenanschlag davon, der sehr gering ausfiel, vorlegen. Alle dazu erforderlichen Materialien fanden sich nehmlich auf den Bischöfflichen Gütern im Ueberfluß, und da nun die Unterthanen zu allen und jeden unentgeltlichen Diensten beym Schloßbau verbunden waren, so hatte der Fürst weiter nichts, als die Handwerksleute, zu bezahlen. Kurz der Bau wurde über Hals, über Kopf betrieben, und man war noch nicht in der Hälfte des Herbstes, so stand der Salon fertig und ausgemahlt da. Er fiel für das Gehör so schön aus, daß ich noch heute jedem großen Herrn, der eine Kapelle hält, rathe, einen Salon von gleicher Größe,

Höhe

Höhe und Rundung zu bauen; er wird finden, daß so eine Bauart viel beyträgt, die Musik ohne gellenden Widerschall zu verstärken.

In diesem Saale nun wurde ein Theater aufgesetzt, und ich machte Anstalt zu einem Theaterpersonale. Durch Korrespondenz mit meinem Busenfreund Pichel in Wien erhielt ich Renner, dessen Frau unterdeß gestorben war, mit seiner Tochter, und Ungericht, der gerade ohne Dienst und Brod herumirrte. Ueberdem so war der Fürst nicht nur zufrieden, daß ich meine Schwester kommen ließ, sondern bestimmte auch ein eigenes Zimmer im Schlosse und seine eigene Tafel für sie.

Nun hatte ich wieder ein Theaterpersonal, mit dem ich Ehre einlegen konnte. Padre Pintus war ein guter italienischer Dichter. Er schrieb mir für die Fasten ein schönes Oratorium: Davide; und für den ersten May eine komische Oper: Il viaggiatore americano. Mselle Nicolini hatte sich, während ich sie nicht gesehen, sowohl in der Musik, als auch an Wuchs und feiner Lebensart so ausgebildet, daß sie von jedermann geschätzt wurde. Sie spielte die Rolle des David meisterhaft. Und welche Rolle ich spielte und wie? sollen meine Leser gleich hören.

Es sollte wohl nun eigentlich hier ein neues Kapitel anfangen, denn es ist von einem wichtigen Schritte meines Lebens die Rede. Allein da weiter nichts Romantisches und Abentheuerliches dabey vorkommt, sondern alles beynahe fein spießbürgerlich dabey abgeht, so wollen wir ungestört in unserm vorigen Gange bleiben.

Da ich nehmlich der guten Nicolini täglich Unterricht gab, so — verliebte ich mich in sie? — Nun, wenn man's so nennen will, meinethalben. Aber das wars eigentlich nicht, was ich sagen wollte. Ich fand vielmehr so viel Gelegenheit ihre guten Eigenschaften und ihren soliden Character zu entdecken, daß ich bey mir selber beschloß, ihr rundweg einen Heirathsantrag zu machen; doch aber damit vorher noch eine Zeitlang inne zu halten, bis ich mich selber genug geprüft hätte, ob ich mit ihr und sie mit mir wohl ein vergnügtes Leben würde führen können. Als ich endlich mit mir selber aufs Reine war, machte ich ihr eines Morgens während der Lektion den Antrag, sagte ihr aber auch zugleich, daß sie sich Bedenkzeit nehmen könne, so lange es ihr beliebe und wenn es auch ein Jahr wäre. Sie gab mir zur Antwort, daß bey ihr gar keine Bedenkzeit nöthig wäre, nur müsse ihr Stiefvater, Herr Renner, seine Bewilligung dazu geben. Damit hatte es nun aber nicht die geringste Schwierigkeit. Ich suchte die Scene in das Zimmer des Fürsten zu verlegen, brachte in dessen und meiner Erkohrnen Gegenwart mein feyerliches Bewerbungswort an und die Sache war augenblicklich gemacht. Der Fürst war gleich bereit uns vom Aufgebot zu dispensiren und die Trauung am folgenden Sonntag selbst zu vollziehen. Allein ich verbat, zu meiner und zur Ehre meiner Braut, die Dispensation und jede Eil, und setzte selber die Verbindung auf sieben Monathe hinaus, womit denn der Fürst und insonderheit seine Schwägerin, die Gräfin Schafgotsch, die gerade in Johannisberg war, sich sehr zufrieden bezeugten, meine Braut darauf ein für allemal bey der Tafel des Fürsten einführte und sie — auf den Mund küßte.

Am dritten März des folgenden Jahres, so lange hatte ich seit dem vorigen July richtig und ehrbar ausgehalten, ward ich vom Fürsten in seiner Schloßkapelle getrauet. Er räumte mir fünf Zimmer daselbst für uns alle ein und überreichte mir einen Schenkungsbrief, Kraft welchem die ganze Einrichtung und das Meublement in denselben mein Eigenthum wurde.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Florian Gaszmann wird Kapellmeister zu Pferde; will mich aufs Glatteis führen. Böser Ursprung meines besten Oratoriums: Esther.

Ein Jahr nach meiner Verheirathung machte ich eine Exkursion nach Wien. Unter so vielen Besuchen, die ich meinen Gönnern und Freunden daselbst machte, gieng ich auch zu Herrn Florian Gaszmann, der während meiner Abwesenheit würklicher kaiserl. Kammer- und Hofkapellmeister (Gluck ward auf sein Begehren mit 2000 Fl. jubilirt) geworden war, um ihm zu seiner Würde zu gratuliren. Wissen Sie auch, sagte er, daß ich zu Pferde Hof-Kapellmeister geworden bin? — Wie das? versetzte ich. — „Der Kaiser, fuhr er fort, folgt bekanntlich bey Dienstbesetzungen immer seinem eigenen Kopfe und thut oft gerade das Gegentheil von dem, was ihm von andern gerathen oder vorgeschlagen wird. Ritter, mein Vorgänger, starb früh

um

um acht Uhr. Um zehn Uhr erfuhr es der Kaiser. Um eilf ritt er, wie gewöhnlich, in den Augarten. Zufälligerweise begegne ich ihm auf dem Graben. Schon ist er zehn Schritte vorbey, als er plötzlich stille hält, und mich mit den Worten anruft: „Ich will Ihnen eine Neuigkeit erzählen. Ritter ist todt.“ — Als ich ihm erwiedere, daß ich das schon seit einer Stunde wisse, fiel er etwas unwillig ein: Aber die Neuigkeit wissen Sie doch nicht, daß Sie statt seiner Hofkapellmeister geworden sind! und so ritt er fort.

Gaßmann hatte im verwichenen Fasten zum Besten des musikalischen Wittwen-Instituts ein Metastasisches Oratorium Betulia liberata geschrieben, welches von einem Orchester von 200 Personen aufgeführt worden war. Ich hatte erfahren, daß es großen Beyfall gefunden hatte und bat den Komponisten daher um Durchsicht der Partitur. Er legte sie mir vor, und ich saß gerade ein paar Stunden darüber, es mit Aufmerksamkeit durchzusehen und fand wirkliche Schönheiten darin. Gaßmann machte mir seinen Gegenbesuch, und da er auf meinen Tisch einige Partituren von Singsachen fand und durchsah, so sagte er mir zwar viel Schönes darüber; doch schien es mir, als wenn es ihm nicht recht vom Herzen gienge. Underdeß da wir einmal im vollen Komplimentiren waren und ich seine Artigkeiten erwiedern wollte, so sagte ich: Hätte ich gewußt, um welche Zeit Ihr Oratorium aufgeführt worden wäre, so würde ich die Kosten nicht gescheut haben, die Reise von Schlesien nach Wien blos darum zu machen, um so ein Meisterstück zu hören. Ey! sagte Gaßmann, es hängt blos von Ihrem Willem ab, sich noch ein größeres Vergnügen zu machen, wenn Sie zum Besten der Witwen-

zietät selbst ein Oratorium schreiben, und dieses in eigner Person hier aufführten.

Wie kommen Sie auf diesen Einfall? versetzte ich. Ich — ein großes Oratorium für Wien schreiben? Sie trauen mir viel zu. Nach Hasse — nach Ihnen — ich auftreten?

Ja! sagte Gaszmann, um uns beyde abzustechen.

Dies sagte er mit einem so verzweifelt spitzen Ton und Gesicht, daß ich darunter den Schalk nicht verkennen konnte. Es pikirte mich und ich blieb stumm. — Er verstand das unrecht und hielt mich geschlagen. Ja freylich! unterbrach er die Stille, es gehört ein bischen Verwegenheit dazu, sich so einer Klippe zu nähern. Nun, wie Sie wollen, — wenn Sie nicht das Herz haben — — —

O bewahre, fuhr ich ziemlich verdrüßlich und trozzig heraus; das ists gerade nicht. Ich habe sehr wohl das Herz dazu, und nehme Sie beym Wort. Sie haben mir ein Oratorium offerirt; ich danke Ihnen für diese Distinction und — hier haben Sie meine Hand — ich werde eins schreiben.

Ey, bravo, sagte Gaszmann seltsam betroffen und freundlich; das machen Sie recht. Ich will Ihnen sowohl die Werke von Metastasio — — „Die habe ich selbst, fiel ich ein. — Oder jene von Apostolo Zeno schicken, um sich eins daraus zu wählen. — „Auch diese, erwiederte ich, sind mir bekannt.

kannt. Da ich aber vermuthe, daß Chöre bey so viel Stimmen gute Würkung thun müssen, und in allen diesen vorgeschlagenen Oratorien zu wenig Chöre sind, so werde ich mir selbst von einem guten Freunde, der nicht nur ein guter Italiener, sondern auch ein guter Dichter ist, ein Oratorium machen lassen, bis zu künftigem Advent die Musik dazu komponiren und es selbst hier aufführen. — „Da müssen Sie mir aber, versetzte er, Ihr Ehrenwort darauf geben, damit ich bey dem Kaiser, dem ich davon Meldung thun muß, nicht mit Schande bestehe.“ — Ich gab ihm mein Wort, und er gieng.

Am nehmlichen Tage sahe ich Pichel, und erzählte ihm den ganzen Vorgang und wozu ich mich verpflichtet habe. O, sagte er warnend, trauen Sie dem Gaszmann nicht; er ist ein grundfalscher Mann. Er stellt ihnen gerade damit eine Falle.“

Ey der Teufel! antwortete ich, da will ich noch heute zu ihm gehen und ihm absagen.

„Das thun Sie nicht. Ich kenne Ihr Talent zu gut, als daß ich nicht mit Grund hoffen könnte, Sie werden ganz gewiß reüssiren.“ — Woher aber wissen Sie, fragte ich weiter, daß er es nicht gut mit mir meint? — „Daher, versetzte Pichel, weil ich ihm die Partituren von verschiedenen Ihrer Groswardeiner Sachen gezeigt habe, und er alle verworfen hat.“ — Da wird er mir aber Kabalen machen. — „Das kann er nicht, wenn Sie selbst herkommen und Ihr Oratorium dirigiren.“ — In Austheilung der Rollen aber — „Dafür ist Rath. Während Ihrem jetzigen Hierseyn haben Sie Gelegenheit, die besten Sänger zu hören, die

Ih-

Ihnen gefallen zu wählen und sodann den Vortheil, für sie angemessen zu schreiben. Halten Sie sich brav, wenden Sie insonderheit etwas auf die Chöre, die hier einen vortreflichen Effekt thun, und ich wette, Sie machen ihn sammt seinem bösen Plan zu Schanden."

Ich ließ keine Oper aus, und da ich von jedem der besten Sänger, die ich mir aufzeichnete, sowohl den Umfang der Stimme als auch die Methode desselben in mein Taschenbuch notirte, so war es keine Kunst das Beste von jedem hervorzusuchen, mithin für jeden auch angemessen zu schreiben.

Gleich nach meiner Zurückkunft in Schlesien schrieb mir Padre Pintus ein Oratorium, und wählte aus der biblischen Geschichte die Esther. In vier Wochen nach Empfang des Gedichts war ich mit meiner Arbeit fertig. Ich ließ es für unsere Kapelle schreiben und probierte es in Jahannisberg einigemale durch. Da ich meiner eigenen Einsicht, aus Furcht vor Wirkung der Eigenliebe, nicht trauete, so lud ich selbst von Breslau und andern benachbarten Oertern ächte Kenner ein; ja selbst den Musikern der fürstlichen Kapelle machte ich das Ersuchen, mir frey und ungescheut ihre offene Meinung zu sagen, wenn sie da und dort einige Sätze oder Stellen nicht nach ihrem Geschmack finden sollten. Ueberhaupt nahm ich mir vor, an diesem Werke so lange zu feilen und zu poliren, bis aller Tadel gehoben wäre. Allein weder ich selbst, noch irgend einer dieser kompetenten und nicht kompetenten Kunstrichter fanden für gut, nur die geringste Note abzuändern.

Sechs Wochen vor der Aufführung schickte ich meine Original-Partitur nach Wien, mit dem Versprechen, acht Tage vor der Aufführung daselbst zu erscheinen.

Der Fürst bezeugte große Lust dieses Oratorium von einem Orchester von 200 Musikern in Wien aufführen zu hören; aber da ihm seit dem letzten Friedensschlusse verbothen war, öffentlich bey Hofe oder beym kaiserlichen Hoflager zu erscheinen, so bedauerte er sehr sich dieses Vergnügen versagen zu müssen. Allein als man ihm bedeutete, es sey ihm damit ja doch nicht untersagt incognito, unter einem andern Namen und Titel, in Wien überhaupt zu erscheinen, und wie der Pabst als Bischoff von Rom, so als Pfarrer, Dechant und Erzpriester zu reisen, so ließ er sich diese Anwendung des Kasualfalls gefallen, zog ein kurzes ordinäres Priesterkleid an und reiste als Dechant von Weidenau, das in seinem Kirchsprengel lag. Er nahm mich in seinen Wagen, und ich hatte den Vortheil die Reisekosten zu sparen.

Wir langten am versprochenen Tage in Wien an, denn wir fuhren Tag und Nacht. Es war Morgens um sieben Uhr, als wir ankamen und um zehn ging ich zum Grafen Spork, der sogleich die erste Probe in seinem Quartier veranstaltete. Die andern folgenden Tage wurden drey große Proben im Theater gehalten. Der Graf war so artig, auf meine Bitte, den Dechant von Weidenau nicht allein für alle Proben, sondern auch an den zweyen Produktionstagen einen Logenschlüssel zu schicken; welches Erstere etwas sagen wollte, da in Wien der Brauch ist, daß niemand, weder vom hohen Adel noch andern Publikum, bey Proben gegenwärtig seyn darf.

Bey

Bey allen Proben war der Kaiser Joseph zugegen. Pichel erzählte mir an dem Abende meiner ersten Probe, die am Vormittag gehalten wurde, daß der Kaiser bey seiner Kammermusik gesagt hatte: Gaszmann hat dem Ditters eine Nase drehen wollen, Ditters aber hat ihm dafür eine tüchtige gedreht; denn ich ziehe sein Oratorium dem Hassischen und dem Gaszmannischen weit vor.

Mein Oratorium wurde zum erstenmale am letzten Adventstage, und das zweytemal am folgenden Dienstage aufgeführt. Ich will weiter nichts davon sagen, als daß die Witwensozietät nach Abzug aller Unkosten reine 1450 Fl. bey meinem Oratorio gewann; bey jenem des Gaszmann hingegen nicht mehr als 530 Fl. profitirt hatte.

Ich war sechs Wochen wieder in Johannisberg, als mir Pichel schrieb, Gaszmann wäre vor vierzehn Tagen gestorben und der Kaiser habe wider alles Vermuthen, ungeachtet der vielen Kompetenten, die sich um diesen Posten, der 300 Dukaten eintrug, gemeldet hätten, denselben noch nicht vergeben. Es schiene daher, daß der Kaiser blos darauf warte, ob ich darum einkommen würde; und ich sollte also ohne Verzug dazu thun.

Ich schrieb aber zurück, daß ich in Johannisberg bereits mehr Einkünfte, und bey Gelegenheit noch größere zu hoffen hätte, und also nicht einkommen würde. Sollte mich aber der Kaiser ausdrücklich verlangen, so würde ich zu allerhöchsten Befehl seyn.

Ich weiß zwar nicht, ob Pichel einen heimlichen Auftrag hatte mich zu sondiren; aber nach der Hand

habe

habe ich wohl erfahren, daß dem Kaiser meine Antwort hinterbracht worden ist und er sie ungnädig aufgenommen hat. „Ey seht doch den preziösen Herrn an! soll er gesagt haben. Es ist ihm nicht nur der Gehalt von 300 Dukaten zu gering; er will auch, daß ich ihm den Posten auf der Schüssel entgegen tragen soll. Das werde ich fein sauber bleiben lassen!“ —

Bonno erhielt die Stelle, dabey profitirte der Kaiser offenbar; denn Bonno war schon seit vielen Jahren mit einem Pensionsgehalt von 800 Fl. jubilirt. Von diesem nun dem Aerario zufallenden Gelde, gab der Kaiser der Wittwe Gaszmanns die Hälfte, und die andere Hälfte an Salieri, den er zu seiner kleinen Kammermusik engagirte.

Ich komme nunmehr zu der wichtigsten Epoche meines Lebens, nehmlich zu meiner Erhebung in den Adelstand.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Meine Erhebung in den Adelstand und Promotion zum Amtshauptmann. Lolli in Johannisberg. Anekdote vom Kastraten Quadagni in Venedig.

Im Jahre 1773 starb der Amtshauptmann von Freyenwaldau, Cajetan von Beerenberg.

Sogleich ließ der Fürst mich rufen und trug mir, aus besonderer Gnade, die erledigte Stelle an; aber eins ist dabey, sagte er, Du mußt adlich werden, sonst gehts nicht. Seit undenklichen Zeiten existirt ein Grundgesetz bey dem Bisthum von Breslau, von dem ein zeitiger Fürstbischof nicht abgehen kann, um so weniger, da dergleichen Dienste eine Art von milden Stiftungen sind, und ein Fürstbischof, der in Breslau einen großen Staat zu führen genöthigt ist, unbemittelte Edelleute,

die

die ihm entweder als Pagen oder Hofkavaliere dienen, dadurch so versorgen kann, daß sie nicht nur für ihre Person zu leben haben, sondern auch ihren Kindern eine Standesmäßige Erziehung zu geben im Stande sind. Nach diesem Grundgesetz kann den einträglichen Amtshauptmannsposten Niemand erhalten, der nicht von Adel ist. Kannst Du Dir demnach die Erhebung in den Adelstand bewirken, so ist der Posten den Augenblick dein. Nur eine Kondition setze ich Dir, nehmlich: daß Du mir alsdann einen Revers ausstellest, Kraft welchem Du Dich verbindlich machst meine Dienste, so lange ich lebe, unter keinerley Vorwand zu verlassen; wogegen ich Dir aber auch die schriftliche Versicherung gebe, daß ich auch Dich nie ohne Deinen Willen Deines Dienstpostens entlassen, oder Deine damit verknüpften Einkünfte vermindern oder schmälern kann und werde. Wende dich daher an einen geschickten Agenten in Wien. Geht es, so will ich gern ein Drittheil zu den üblichen Hoftaxen und andern Kosten beytragen.

Ich hielt darum in Wien an, und bekam die Versicherung, daß, wenn ich einige meine Familie, meinen Posten, meine Revenüen und meinen moralischen Charakter betreffende Fragen zur Zufriedenheit des Hofes beweislich beantworten könne, die Sache keinen Anstand haben würde. Da ich nun alle erforderlichen Prästanda präsiiren konnte, so erhielt ich in kurzem nicht allein das Diplom als Carl von Dittersdorf, sondern vorher schon mit den Taxen zugleich, den beygefügten schmeichelhaften Bericht, daß Maria Theresia mir aus besonderer Gnade die Halbscheid der Hoftaxen nachgesehen habe. Mit Inbegriff des Honorars von

50 Ducaten für den Agenten Herrn v. Hoffmann, betrug daher die Geschichte alles in Allem nicht mehr als 1100 Gulden, zu welchen mir der Fürst versprochener maßen 400 fl. schenkte.

Dieser mein veränderter Name hat öfters, insonderheit bey unmittelbaren Bestellungen von manchen meiner Kompositionen von Paris aus, zu allerhand Mißverstand Veranlassung gegeben.

So wurde ich denn nun also als Amtshauptmann von Freyenwald au dekretirt, in Eid und Pflicht genommen, erhielt meine Bestätigung vom Domkapitel, und ward am vierten November 1773 in meinem Amte dort förmlich installirt. Da mich aber der Fürst beständig in Johannisberg bey sich haben wollte, so wurde ausgemacht, daß der dortige Kammerrath statt meiner, als Amtsverweser, meine Geschäfte besorgen mußte, wofür ich ihm einen ansehnlichen Theil meiner Revenüen abtrat.

Bald darauf erhielt Renner das Johannisberger Schulrektorat mit 700 fl. Einkünften und zugleich eine Zubuße als Fürstlicher Sänger; mithin war auch dieser auf Lebenszeit versorgt. Eben so verehlichte sich auch meine Schwester mit dem Hof- und Regierungskanzler von Gambsberg.

Unsere Konzerte und Spektakel währten in Johannisberg immer fort, und unsere Kapelle wurde für die Beste im ganzen kaiserlichen und preußischen Schlesien, und das mit allem Rechte gehalten. Dies verursachte, daß sich verschiedene reisende Virtuosen, theils schriftlich, theils in

Per-

Person meldeten und verlangten, sich produziren zu dürfen. Allein der Fürst hatte mir ein für allemal befohlen jeden solchen Virtuosen mit guter Manier abzuweisen und ihm ohne Rückhalt zu sagen: daß der Etat für seine Kapelle so knapp zugeschnitten sey, daß er schlechterdings keine Nebenausgaben gestatte. Da der Fürst keinen fremden Virtuosen hören wolle, ohne ihn belohnen zu können, so müsse er auf solch ein Vergnügen Verzicht thun.

Kluge und solide Musiker sahen das Vernünftige der Sache ein. Aber das Heer der Herumstreicher schrie mich weit und breit für einen mißgünstigen Mann aus, der keinen Fremden bey dem Fürsten vorkommen lassen wolle. Ich setzte mich aber über diese Lästerung weit hinweg, und beruhigte mich bey dem Bewußtseyn meiner Pflicht.

Unter den herumziehenden Virtuosen war ein gewisser Rüsche, ein braver Flautraversist übrigens, der auf den tollen Einfall gerieth, sich für den nachher so beliebt gewordenen Komponisten Vanhall auszugeben. Als solcher kam er nach Johannisberg. Aber da Vanhall von mir, wie Pleyel ein Zögling von Joseph Haydn war, so wußte ich am besten, daß er in seinem Leben keine Flöte an den Mund gesetzt hatte, noch weniger also ein Virtuos auf diesem Instrumente seyn konnte. Ich ließ den Herrn zwar vor, aber ich wusch ihm für seine Unverschämtheit tüchtig den Kopf und kündigte ihm an, daß wenn er sich dieses Streichs noch länger gelüsten lassen würde, ich seinen Namen als einen Windbeutel und Betrüger in die öffentlichen Zeitungsblätter setzen lassen würde. Er schlich beschämt

davon. Allein man kann sich wohl vorstellen, daß der Muth eines solchen Menschen mit der Entfernung wieder gewachsen und er auf mich überall nicht zum Besten zu sprechen gewesen seyn wird. Die Gesichter der Helden werden nicht ärger in Holzschnitten zu Frazzen verbildet, als der moralische Charakter des ehrlichen Mannes durch manchen Lotterbuben, welche auf die Kunst, die sie größtentheils schänden, die Landstraßen bereisen.

Der große Virtuose Lolli kam einst auch nach Johannisberg. Er hatte, wie er mir und dem Fürsten erzählte, der ihn auf meinem Zimmer, nach einem unter uns bestellten Zufall, überraschte, ausdrücklich einen Umweg von sechs bis sieben Meilen von Freudenthal aus gemacht, um meine Bekanntschaft zu machen und diesem erhabenen Fürsten und Kenner der Kunst seine Huldigung zu bezeugen, nicht aber um sich wie gewöhnlich, hören zu lassen. Er war von schönem Wuchs; ein vollkommener Weltmann und, bey seinem großen Talent, im Umgange ein bescheidener artiger und sehr jovialer Mann. Kein Wunder, daß der Fürst ihn bald sehr lieb gewann. Er lud ihn auch sogleich zur Tafel, räumte ihm ein Gastzimmer im Schlosse ein, und ihm zu Ehren mußte noch an demselben Abend meine Oper: Lo Sposo purlato gegeben werden. Es ist eben die, welche nachher unter dem Titel: Der gefoppte Bräutigam, in Brünn, Wien, Grätz, Prag, Dresden, Weimar und noch an mehrern Orten mit Beyfall aufgenommen worden ist.

Lolli hatte nur einen Tag bleiben wollen; aber der Fürst wünschte, er mögte noch einen Tag zugeben,

und

und er bewilligte diese seine Bitte mit dem feinsten Anstande von der Welt. Kaum war in unserm Abendkonzerte die Sinfonie vorbey; so bat er sich die Erlaubniß vom Fürsten aus, ein Konzert spielen zu dürfen, was er, sammt einer Sonate vor der letzten Sinfonie, so schön spielte, daß es seiner großen Reputation vollkommen entsprach. Ueberhaupt gefiel es ihm in Johannisberg so gut, daß er immer einen Tag nach dem andern zugab. Daraus wurden denn endlich vierzehn Tage, in welchen er, die Operntage ausgenommen, seine ganze Kunst aufbot, und sich gleichsam selbst übertraf, uns unsre Aufmerksamkeiten zu vergüten. Seine große Weltkenntniß und Feinheit im Umgange, wodurch er sich vor so vielen Virtuosen auf das vortheilhafteste auszeichnete, waren hinlänglich eine vertrauliche Freundschaft zwischen uns beyden zu stiften.

Unter vielen Anekdoten, womit er uns zum öftern sehr angenehm unterhielt, erregten besonders zwey unser ganzes Interesse, und ich hätte große Lust insonderheit die eine, welche sein Schicksal in Venedig und seine dort ausgestandene Furcht vor seiner bereits angeordneten Hinrichtung betrift, recht weitläuftig und nach allen Umständen zu erzählen. Allein, da dies mich zu sehr aus dem Geleise führen würde, überdem auch die Geschichte der Hauptsache nach bekannt genug ist *), so will ich wenigstens zu Nutz und Frommen übermüthiger Virtuosen die andere von dem berühmten Sänger und Kastraten Quadagni in Venedig erzählen,

*) Sie steht unter andern in der Allg. Mus. Zeitung ersten Jahrg. 39 Stück.

zählen, die ich wenigstens noch nirgend gelesen habe und die bekannter zu werden verdient.

In einer Oper, die das venetianische Publikum ganz besonders interessirte, und worin Quadagni bereits dreymal mit allem Glanz seiner Kunst, als Sänger und Akteur aufgetreten war, fiel es ihm ein wegen eines Streites, den er mit dem Impressario gehabt hatte, ihm zum Possen sich zu vernachlässigen, in der Absicht das Stück total a terra zu bringen. Bey der vierten Vorstellung also sang und agirte er schlechter als ein Schulknabe. Das Publikum, in der Meinung, er sey krank, ließ das so hingehen. Allein der Impressario sorgte dafür, daß der wahre Grund davon bekannt wurde. Quadagni sang bey der fünften Vorstellung, wo möglich, noch schlechter. Aber nach dem ersten Akte kamen zwey Abgeordnete auf das Theater, und bedeuteten ihm im Namen des Publikums, daß es bey seinen Händeln nicht leiden könne und ihn also recht sehr bitten ließe, er mögte seine Schuldigkeit thun. Mit stolzem Lachen nahm er die Adresse auf, und agirte im zweyten Akte wo möglich noch schlechter. Die Deputation kam mit den Worten wieder: Das Publikum ließe ihm befehlen, im dritten Akte seine Schuldigkeit zu thun, sonst werde er sich unerwartete Unannehmlichkeiten zuziehen. — Solche Drohungen verachte ich, antwortete der hochmüthige Kastrat; was ich nicht freywillig thun will, dazu soll mich keine Gewalt in der Welt zwingen. Statt zu singen, heulte er; statt zu agiren, stand er unbeweglich da.

Wer würde nicht geglaubt haben, daß ihn das Publikum, wie es sonst gewöhnlich war, mit faulen

Aepfeln

Aepfeln und Zitronen von der Bühne herunter jagen würde! Wider alles Vermuthen blieb es die Vorstellung über ganz ruhig.

Als aber Quadagni nach geendigter Oper, noch in seinem Theateranzug, über den er einen Mantel geworfen hatte, in seine Gondel steigen wollte, ward er von vier vermummten Kerlen ergriffen und mit verbundenen Augen in eine Bevta geschleppt. Er fand sich endlich in einem gemeinen, wiewohl reinlichen Zimmer, worin ein Bette stand. Zwey von den vermummten Leuten blieben bey ihm. Nach einer Weile kamen noch andere, die einen mit einem guten Abendessen besetzten Tisch herein brachten. Der Kastrat, hungrig wie er war, machte keine großen Umstände, setzte sich und wollte essen; aber: nicht angerührt, mein Herr; rief ihm eine Dominomaske entgegen. Nur unter der Bedingung, wenn Sie singen, essen Sie, sonst nicht; Quadagni weigerte sich; die Maske befahl, den gedeckten Tisch fortzutragen und — ging ihres Weges.

Am folgenden Mittage wie gestern. Quadagni sang nicht, und Tafel und Speisen wurden wieder forttransportirt. So dauerte das zwey ganzer Tage. Am dritten Tage aber ward eine gar zu anlockende Suppe aufgetragen, und der ausgehungerte Machthaber vermogte nicht mehr zu widerstehen. Ehe ich verhungere, rief er aus und wollte zulangen, will ich doch lieber singen. — Das ist nicht genug, mein Herr! fiel die Maske ein, auch gut, auch ganz vortreflich singen müssen Sie und — agiren oben drein, sonst geht Alles wieder zur Thür hinaus. Was war zu machen? Herr Quadagni bequemte sich, sang mit aller an-

gemessenen Aktion, und beydes so gut, als wäre es mit der größten Kunstliebe geschehn. „Bravo! bravissimo!“ riefen die sämmtlichen vermummten Kunstrichter und klatschten rasch in die Hände. Die Maske setzte sich zu ihm an den Tisch, und Beyde ließen es sich herrlich schmecken.

„Sehen Sie, mein wertheſter Freund,“ sagte nun die Maske nach aufgehobener Tafel, „wie das so geht. Erst behaupteten Sie, keine Gewalt in der Welt würde Sie zwingen; und nun hat das Publikum Sie doch so ganz allmählich, ohne Gewalt zum Singen gezwungen, wie Sie nicht anders sagen können. Nun ists aber auch Zeit, daß Sie erfahren, vor wem Sie die Ehre gehabt haben, zwischen diesen unscheinbaren vier Wänden Ihre Kunst zu zeigen. Ich bin, was meynen Sie wohl?“ —

Quadagni stand ehrfurchtsvoll auf: Vielleicht gar il Sereniſſimo Duca?

„Gehorsamer Diener!“ — der Scharfrichter aufzuwarten.

Ein Hohngelächter erscholl umher; die ganze saubere Gesellschaft entmummte sich und der erschrockene Castraccio sahe nun mit Henkern sich umgeben und versank vor Schaam.

„Das ist, wie Sie sehen, eine kleine Satisfaktion, die der erlauchte Senat dem Publikum, das Sie so grob beleidigt haben, ertheilt hat. Sie sind nun ihres Arrestes entlassen. Vor meinem Hause steht eine Gondel bereit, die Sie nach Ihrem Quartier bringen wird.

Ich

Ich habe den Auftrag Sie zu warnen, daß Sie bey Ihren künftigen Reciten Ihre Schuldigkeit thun, widrigenfalls mögte der Senat eine zweyte Beleidigung weit fürchterlicher ahnden!“

Nach diesem Epilog fuhr Quadagni, um ein ziemliches moralisirter, nach Hause, und von Stund an ward er, was von einem Kastraten dennoch viel sagen will, bescheidener und artiger. Er sang wieder, sang und agirte mit verdoppeltem Fleiße. Das Publikum söhnte sich mit ihm aus, und er ward von neuem der Liebling desselben.

Lolli, den wir unterdeß in Johannisberg ließen, empfahl sich nach vierzehn Tagen. Nach sieben Monaten meldete er mir von Petersburg aus, daß er mit einem Gehalt von 4000 Rubeln engagirt wäre. Drey Jahre nachher erhielt er von seiner Monarchin die Erlaubniß auf ein Jahr eine Reise zu machen. Er passirte über Neisse, kam nach Johannisberg, dem Fürsten noch einmal seine Aufwartung zu machen, war aber so eilfertig, daß er gleich am folgenden Tage wieder abreisen wollte, und — dennoch blieb er fünf volle Tage bey uns. Er gestand mir, daß er keine Lust habe nach Rußland zurück zu kehren und daß er, um sich einen förmlichen und honorablen Abschied von der Kaiserin zu bewürken, sich von einem vertrauten Arzte ein Zeugniß ausstellen lassen wolle, daß das russische Klima seiner schwachen Brust gefährlich sey und ihm unfehlbar einen frühen Tod zu Wege ziehen würde. Hierdurch wird die Anekdote (Allg. Mus. Zeit. erst. Jahrg. 39 Stück.) widerlegt, als wenn er aus Trotz über die Zumuthung der Kaiserin, statt seiner die Adagio's in seinen

nen Konzerten und Soli's von Giardini spielen zu lassen, seinen Abschied gefordert habe, und darauf nach Sibirien geschickt worden sey.

Uebrigens muß ich ihm nochmals die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er, vielleicht gegen Große etwas stolz, ein sehr artiger, bescheidner und angenehm unterhaltender Mann war. Wider die Gewohnheit seiner Landsleute, saß ihm das Herz auf der Zunge. Nach seinem eigenen Geständniß hatte er vormals eine unwiderstehliche Leidenschaft für Hazardspiele gehabt. Er versicherte mich, daß er mehr als drey Viertel seines Vermögens verspielt habe; jetzt aber der Leidenschaft gänzlich los sey. Wirklich zeigte er mir auch unter vier Augen an Wechseln und baarem Gelde gegen 10,000 Gulden, und da er noch einmal die Tour über Wien, Paris, London, Amsterdam, Hamburg, Berlin und durch das römische Reich zu machen Willens war, so wollte er das, was er sich verdienen würde, zusammenhalten, in eine sichere Staatsbank legen, von den Interessen leben und sich in Ruhe setzen. Was aber daraus geworden, und wo er überhaupt geblieben ist, kann ich nicht sagen.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Die Kapelle in Johannisberg wird entlassen. Der Amtshauptmann in der Klemme. Falle, der ich entging.

Der Baiersche Erbfolgekrieg, der um diese Zeit zwischen Oestreich und Preußen ausbrach, hatte zur Folge, daß der Fürst seine Kapelle entließ. Allein es geschahe mit der Versicherung, daß er nach erfolgtem Frieden und wenn er bey seinen bisherigen Einkünften bleiben würde, Jeden von uns wieder in seine Dienste nehmen wolle.

Da ich nun mit der Kapelle nichts mehr zu thun hatte, so zog ich mit meiner Familie nach Freyenwaldau, verwaltete daselbst meinen Amtshauptmannsposten, und ließ mir meinen Dienst mit aller Strenge angelegen seyn. Der Fürst, der an den nahen

feind-

feindlichen Grenzen nicht sicher war, begab sich unterdeß nach Brünn, und der Erfolg zeigte, daß er recht daran gethan hatte, denn General Kirchheim, der von östreichscher Seite beordert worden war, das diesseitige Fürstenthum Neisse vor einem Ueberfall der Preussen zu decken, konnte mit seinen 3000 Mann nicht verhindern, daß die Preußen Johannisberg in Besitz nahmen, und sich dadurch von der größern Hälfte des diesseitigen Fürstenthums Neisse, bis an die Freyenwaldauer und Zuckmäntler Gebürge, Meister machten. Sie aus Johannisberg zu delogiren, war keine Möglichkeit, weil sie das Glatzische im Rücken frey hatten.

Die Furcht vor einem feindlichen Ueberfall in Freyenwaldau war es nun eben nicht, die mich ängstigte; denn General Lövenöhr, der es deckte, war sehr stark, wiewohl es immer möglich blieb, daß die Preußen, wenn die Armeen des Königs und des Prinzen Heinrich in Böhmen Progressen machten, auch von jener Seite über Troppau eindringen und dann die Zuckmäntler Vorposten, um nicht gänzlich abgeschnitten zu werden, unsere Gegend würden verlassen und sich zurückziehen müssen. Allein ich hatte doch manchmal Ursach zu bereuen, daß ich statt mein Glück auf Reisen zu suchen, mich bey dem Fürstbischof fixirt und einem Posten vorzustehen hatte, auf dessen Verwaltung zur Kriegszeit so viel Verantwortung lag und der mit so vieler Unruhe und Ungemach verbunden war. Es ist für einen Oberbeamten warlich keine Kleinigkeit, in seinem ihm anvertrauten Gebiet, eine wenn auch gleich nicht große Armee zu haben, wo tausenderley Verdrießlichkeiten vorfallen, wo so viel Lieferungen, Transportfuhren und dergleichen zu besorgen sind und wobey man obendrein noch

alle

alle Minuten in Gefahr schweben muß, vom Feinde überfallen zu werden.

Nur ein kleines Beyspiel, was wenigstens zeigen kann, auf welchen Fuß ich mich, bey dieser mißlichen Lage, selbst gegen den Feind zu setzen gezwungen war.

Ehe noch die Mißhelligkeiten ausbrachen, hatte der Fürst mit Bewilligung des Kaiserlichen Hofes 8000 Klafter Brennholz an den preußischen Kaufmann Tasso in Neiße mit dem Akkord verkauft, daß diese Quantität Holz im Frühjahr auf Kosten des Käufers nach Neiße geflößt werden sollte. Kaum brach der Krieg aus, so erhielt der Fürst durch eine Staffette einen Hofverboth, obgedachte 8000 Klafter, bey Androhung der Sperrung der Temporalien, ausflößen zu lassen. Während nun General Stutterheim, der die dritte feindliche Armee kommandirte, Troppau in Besitz genommen hatte, fand sich der Käufer des Holzes bey mir in Freyenwalde ein, woselbst das verhandelte Holz stand, brachte das Geld mit und wollte flößen. Allein ich zeigte ihm den Hofverbot vor, und schlug ihm die Erlaubniß dazu gänzlich ab. Untröstlich darüber eilte er nach Troppau, wandte sich an den General Stutterheim und brachte mir von diesem nach acht Tagen folgende Ordre zurück:

Es wird hiermit dem Amtshauptmann zu Freyenwaldau, Herrn von Dittersdorf befohlen: bey Angesicht dessen das von dem Kaufmann Tasso zu Neiße bereits behandelte Bauholz, bestehend in 8000 Klaftern, nach Neiße flößen zu lassen; im Verweigerungsfalle aber zu gewärtigen, daß ich gegenwärtige Ordre durch Feuer und Schwerdt mit-

mittelst eines hinlänglichen Kommando's exequiren lassen werde.

v. Stutterheim.

Ich ließ mich aber durch diese Ordre nicht intimidiren, verweigerte schlechterdings die Flöße, behielt diese Ordre an mich und schickte den Ueberbringer unverrichteter Sache wieder fort. Zugleich meldete ich meine Prozedur dem Landeshauptmann, der sich mit seiner Familie hieher geflüchtet hatte. Was ist Ihre Meynung: fragte er. — Keine andere, antwortete ich, als: eine Abschrift wird dem kommandirenden General der hiesigen Vorposten, das Original aber an Herzog Albert, der die Inspektion über die mährischen Armeen hat, gesendet, dabey die Verweigerung notifizirt, aber zugleich um hinlänglichen Schutz gebeten. — Gut, sagte er, das sind auch meine Gedanken. Ich übernahm es beyde Berichte zu machen, und in zwey Stunden war Alles geschehen. Der Landeshauptmann mußte den Bericht mit unterzeichnen. Wir schickten ihn durch einen Kourier in das Lager des Herzogs, das zwischen Mähren und Böhmen stand; der andere aber ward an den Kommandanten durch das Militair befördert. In acht Tagen kam ein Rückschreiben von Sr. Königl. Hoheit, in welchem unser Benehmen sehr gnädig belobt ward und uns Schutz versprochen wurde. Auch war, ehe acht Tage um waren, eine Verstärkung von einem Infanterieregiment, fünf Eskadrons Husaren, einem Dragonerregiment, drey Freybataillons und zwey Bataillons Kroaten da. Allein zugleich enthielt das Schreiben die strenge Weisung, daß wir uns nicht den mindesten Verdacht einer Partheylichkeit für den Feind zu Schulden kom-

kommen lassen sollten, mit dem Zusatz: daß jeder kaiserliche Officier, der nach unserer Gegend käme, die Instruktion erhalten würde, auf uns genau zu vigiliren und den kleinsten Anschein wider uns alsobald der Behörde anzuzeigen. Obgleich wir nun zwar wußten, daß man uns deshalb nicht das Mindeste aufzubürden im Stande seyn würde; so mußte es uns doch sehr unangenehm seyn, daß uns jeder Officier gleichsam zu belauschen den Auftrag hatte.

Uebrigens ward mir bald hier bald da eine Falle gestellt, worin der Feind mich gelockt haben würde, wenn ich einfältig genug dazu gewesen wäre. Nur ein Beyspiel.

Ein preußischer Obristlieutenant von Scholten hatte sich mit einem Bataillon in das Johannisberger Schloß postirt. Er hatte einige Kanonen und ein Paar Haubitzen bey sich, verschanzte sich zu Johannisberg bis an die Zähne, nahm die fürstlichen Einkünfte in Beschlag, brandschatzte Städte und Dörfer, Pfarreyen und Klöster und setzte sich hier fest, weil er durch das Glatzische gedeckt war. Da er in den umliegenden Gegenden noch fünf Bataillons Infanterie und zehn Eskadrons Kavallerie zu seiner Disposition hatte, so machte er verschiedene Versuche nach Freywaldau einzudringen, um sich auch von dem Gebürge Meister zu machen. Allein da die beyden Päße dahin, nämlich Setzdorf und Sandhübel, von der Natur so befestigt waren, daß sie mit wenigen Truppen vertheidigt werden konnten, so mußte er jedesmal wieder abziehen. Gern hätte er das ganze Freywaldauer Amt, in welchem sich ein Städtchen und 27 Dörfer befanden, in Kontribution gesetzt.

Da er das nun mit Gewalt nicht durchsetzen konnte, so nahm er seine Zuflucht zu einer List, die — gerade heraus gesagt — einfältig war.

Ich erhielt nämlich durch den Amtsdiener von Johannisberg, dem er ab- und zuzugehen erlaubte, ein eigenhändiges Schreiben von ihm, das folgendergestalt lautete:

> Ich brenne vor Begierde einen Mann, dessen großes musikalisches Talent ich schon längst verehre, da ich ein außerordentlicher Freund der Musik bin, von Person kennen zu lernen. Um diese Wonne zu genießen, lade ich Sie auf Morgen Mittag auf eine Soldatensuppe nach Johannisberg ein. Mit offenen Armen erwartet
>
> Ew. Hochwohlgebornen
>
> Dero
>
> ergebenster Freund und Diener
>
> von Scholten
>
> Königl. Preuß. Obristlieutenant.

Die Antwort, welche der Amtsdiener, als ich das Schreiben gelesen hatte, darauf mündlich erhielt, war: Wofern Er sich noch einmal unterstehen wird, mir ein solches Schreiben vom Feinde zu bringen, so laß ich Ihn krumm schließen und schicke Ihn an den kommandirenden kaiserlichen General. Sage er dem Herrn Obristlieutenant Scholten, ich habe nicht Lust mich, wegen einer Soldatensuppe und seines Empfangs mit offenen Armen, freywillig als Geisel in des Feindes Hände zu liefern.

fern. Und nun geh er seiner Wege! — Das Billet schloß ich in den Bericht, den ich von dem Vorfalle machte, und erhielt vom General dafür ein sehr angenehmes Belobungsschreiben.

Unsere Blockade dauerte bis zum Frieden so fort, und gewöhnlich wurden die Kaiserlichen alle vierzehn Tage, sowohl an jenen beyden Pässen als auch in Zuckmantel selbst allarmirt. Man sah aber bald, daß es blos geschahe, den kaiserlichen Corps dadurch Beschäftigung zu geben um die Gebürge zu decken und sie zu verhindern, die preußischen Transporte anzugreifen, die alle vierzehn Tage zwey Meilen von Zuckmantel passiren mußten. General Wunsch machte zwar endlich einmal den Versuch, mit 20,000 Mann das Lövenörsche Corps in Zuckmantel anzugreifen, um es, wo nicht zu schlagen oder aufzuheben, wenigstens aus den Gebirgen zu verdrängen. Allein, so schnell und entschlossen sein Angriff war, so lief er doch fruchtlos ab und zwar eines Zufalls wegen, wodurch dieser schon im siebenjährigen Kriege berühmt gewordene und erfahrne General sich dennoch irre führen ließ. Die Erzählung davon würde aber hier zu weitläuftig seyn.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Die Kapelle in Johannisberg wird wieder hergestellt. Ovids Metamorphosen. Meine Unterredung mit Kaiser Joseph. Der Hofkapellmeister Greybig. Entstehung meiner deutschen Opern.

Nach dem Teschner Frieden hielt sich der Fürst noch einige Zeit in Brünn auf, um das Schloß wieder herstellen zu lassen, das durch die Feinde größtentheils verwüstet worden war. Nach seiner Zurückkunft in Johannisberg meldeten sich einige Glieder der Hofkapelle, die vor dem Kriege entlassen worden waren, und der Fürst nahm sie sogleich wieder in seine Dienste. Statt der übrigen wurden neue verschrieben und zu Anfange des Winters war die Kapelle wieder hergestellt. Zu einem Theaterpersonale wollte der Fürst sich nicht verstehen, weil die Güter, die durch die Feinde ruinirt waren, große Summen erforderten, um wieder hergestellt zu werden.

Ich

Ich wohnte zwar noch immer in Freywaldau; aber alle Augenblicke verlangte der Fürst nach mir und ich mußte nach Johannisberg, wo er mich manchmal acht bis vierzehn Tage festhielt. Ich war ihm einmal unentbehrlich geworden. Meine Amtsgeschäfte litten nun aber keine solche öftern Abwesenheiten, daher wurde, wie vormals, wiederum ein Amtsverweser statt meiner angestellt, und ich zog wieder nach Johannisberg. Hier kaufte ich mir einen Platz, baute ein Haus und legte mir einen schönen Garten an. Dies entblößte mich aber nicht nur von meiner Baarschaft, sondern ich gerieth auch obendrein noch in eine Schuldenlast von beynahe 5000 Gulden.

Schon seit einigen Jahren war ich von der musikalischen Wittwen-Sozietät in Wien ersucht worden, zu ihrem Benefiz abermals ein Oratorium zu schreiben. Ich entschloß mich endlich dazu, und im Jahre 1786 zu Ende der Fasten führte ich daselbst meinen Giobbe oder Hiob auf. Die Wiener Blätter wußten viel darüber zu sagen; allein es steht mir nicht an, ein Mehreres davon zu erwähnen, als daß die ersten beyden Aufführungen der Gesellschaft einen reinen Gewinn von 1700 Gulden einbrachten.

Bey meiner diesmaligen Anwesenheit in Wien traf ich sieben auswärtige Virtuosen auf der Violine an, die Alle auf Spekulation da waren und unvermuthet zusammen trafen. Die vorzüglichsten darunter waren: Jarnowich, Frenzel der Vater, und ein gewisser S. aus dem Reiche. Des letztern Vorzüge, womit er bis zum Ekel prangte, bestanden aus Doppelgriffen und Arpeggio's, bey welchen er aber alle Augenblick

ungeschickte Transitionen machte und den Regeln der Setzkunst zuwider handelte, weshalb er jedem ächten Kenner mißfallen mußte.

Schon vor drey Jahren gerieth ich auf den Einfall aus Ovids Metamorphose einige derselben als Stoffe zu charakterisirten Sinfonien zu bearbeiten, und bey meiner Ankunft in Wien war ich bereits mit zwölf solcher Sinfonien fertig. Um mich für meine Reisekosten nach Wien zu entschädigen, gründete ich hierauf eine Spekulation, wegen welcher ich, merkwürdiger Nebenumstände wegen, etwas weitläuftig werden muß.

Auf besondere Erlaubniß des Kaisers Joseph, welche mir ein gewisser Herr v. Bourguignon auswirkte, hatte ich sechs solche Sinfonien für den großen Saal im kaiserl. Augarten, gegen Einlaßbillets zu zwey Gulden angekündigt, und selbst der Herr Baron van Swieten hätte hundert Stück davon zu vertheilen übernommen. Allein da gegen den bestimmten Tag schlechtes Wetter einfiel, welches anzuhalten drohete, so ersuchten mich meine Abonnenten die Ausführung auf besser Wetter zu verschieben. Ich ging zur Policey und bat um die Erlaubniß, meine Anzeigen widerrufen und einen andern Tag nach Konvenienz festsetzen zu dürfen; allein man erklärte mir, daß dazu eine neue Kabinetsordre nöthig sey, die ich aber, wenn es mir darum zu thun wäre, noch eben heute erhalten könne. „Gehen Sie nur," sagte der Präsident, „gleich nach Hofe in den sogenannten Kontrolörgang; die mittlere Thüre daselbst führt zu dem Eingange in des Kaisers geheime Kanzley. Rechts in einem kleinen Stübchen werden Sie einige Leiblakeyen

des

des Kaisers finden; lassen Sie Herrn von Bourguignon herausrufen; dieser wird Ihnen die Erlaubniß verschaffen, und vielleicht wird der Kaiser selbst mit Ihnen sprechen!“ — Desto besser! sagte ich und gieng spornstreichs nach Hofe.

Da ich nun schon wußte, daß man mit dem Kaiser kurz, deutlich und dreist — ohne zu kriechen, sprechen müsse, so nahm ich mir vor dieser Richtschnur zu folgen. Der Leiblakey meldete mich dem Herrn von B.; statt seiner aber kam der Kaiser selbst und folgender Dialog begann unter uns.

Der Kaiser. Aha! Sieh da! Was wollen Sie von mir?

Ich. Von Ew. Majestät will ich Nichts.

Kaiser. Wie so?

Ich. Weil die Sache zu unbedeutend ist, um Ew. Majestät damit zu behelligen. Ich wollte blos H. v. Bourguignon sprechen.

Kaiser. (launigt) Nun, wenn's kein Geheimniß ist, so will ichs dem Bourguignon melden.

Ich. (ebenfalls launigt) O das ist nicht nöthig. Ew. Majestät können Selbst dezidiren. Das wäre mir desto lieber.

Kaiser. (wie vorher) Kommen Sie herein! (Er führte mich in ein kleines Zimmer, welches neben der geheimen Kanzley war) Nun! was giebts?

Ich. Der Polizey-Präsident schickt mich her.

Kaiser. (immer launigt) Oho! Der Polizey-Präsident? Haben Sie was angestellt? Sind Sie der Keuschheitskommission etwa in die Kluppe gerathen?

Ich. (eben so) O da würde mir die Polizey bereits ein Plätzchen angewiesen haben und ich hätte jetzt nicht die Gnade —

Kaiser. Nun! Heraus mit der Katze aus dem Sacke!

Ich. Meine Abonnenten wollen, daß ich wegen der üblen Witterung meine Musik im Augarten verschieben soll. Der Polizey-Präsident kann mir ohne Hofbewilligung die Erlaubniß nicht ertheilen, und eben deswegen bin ich hier.

Kaiser. (in die Thür der geh. Kanzley tretend) Hören Sie, Bourguignon! Schreiben Sie an den Polizey-Präsidenten ein paar Zeilen, daß ich dem Dittersdorf erlaube, seine Musik im Augarten so lange zu verschieben, als er es für zuträglich findet. (Zu mir) Apropos! Ihr Oratorium Hiob hat mir außerordentlich gefallen und ich hab mir Ihre Partitur abschreiben lassen; Sie werden doch nichts dawider haben?

Ich. Ich bin doppelt glücklich, wenn ich auch den Beyfall eines so großen Kenners, wie E. M. sind, eingeärndtet habe.

Kaiser. (kalt scheinend) Schmeicheleyen kann ich nicht leiden; ich liebe nur Wahrheit.

Ich. Desto besser; denn ich habe Wahrheit gesprochen.

Kaiser. (kurze Stille) Haben Sie die fremden Virtuosen auf der Violine gehört?

Ich. Sieben habe ich gehört.

Kaiser. Da Sie selbst ein großer Virtuos auf der Violine sind — —

Ich. Gewesen vielleicht, aber jetzt nicht mehr — —

Kaiser. Warum nicht?

Ich. Weil ich seit einigen Jahren nicht mehr spiele.

Kaiser. Gleich viel. Dennoch sind Sie immer ein judex competens. Welcher ist der Beste unter den sieben?

Ich. (die Achsel zuckend) Ich möchte nicht gern einen auf Unkosten der Andern loben. Ich will daher sagen, daß jeder etwas Gutes hat; einer in diesem, der Andere in jenem.

Kaiser. Die gewöhnliche Virtuosen-Modestie! Ich will genau wissen, welcher Ihnen am meisten gefällt.

Ich. Jarnowich.

Kaiser. Nun was hat denn dieser Gutes?

Ich. Er zieht einen schönen Ton aus seinem Instrumente — hat eine reine Scala — spielt sein Allegro mit Präzision — singt vortreflich im Adagio — hat hier und da gewisse Minauderien. — —

Kaiser. Und ist kein solcher Faselhans wie Lolli — — —

Ich. Und was das Schönste ist: Er spielt degagirt, ohne zu grimasiren. Mit einem Wort: er spielt für die Kunst und für das Herz.

Kaiser. Er spielt so, als wie Dittersdorf einmal spielte. Nun! Das ist mir lieb, daß Sie gerade der Meynung sind, der ich bin. — — — Was halten Sie vom S.? Sagen Sie es mir gerade heraus.

Ich. Wenn es E. M. ausdrücklich so befehlen, so will ich gerade heraus sagen, daß er mir mit seinen Doppelgriffen und Arpeggio's, mit denen er beständig leyert, Ekel und Langeweile verursacht hat.

Kaiser. Bravissimo! Das Nämliche hab ich auch gesagt, und dennoch soutenirt ihn Greybig per la vita, und disputirt beständig deswegen mit mir. Aber heute noch will ich ihn still machen und ihm sagen, daß ich Sie zum Schiedsrichter gemacht hätte und Sie gerade das Nämliche decidirt hätten, was ich immer behauptet habe. Nun will ich ihn recht scheren, den Hanswurst. Ha, ha!

Ich. (mit anständiger Laune) Behüte Gott! Da werden mir E. M. den Greybig auf den Hals hetzen, und ich will mich lieber in seine Gnade, als in sein Maul rekommandiren.

Kaiser. (lachend) Sie werden sich doch wohl nicht vor dem Hanswurst fürchten?

Ich. O gar sehr! Denn wenn er gewahr wird, daß ich nicht seiner Meynung bin, so wird er mir ein noch garstigeres Lob beylegen, als dem Haydn und Mozart.

— — —

Kai=

Kaiser. Ihr Urtheil ist schon längst gefällt.

Ich. O weh mir!

Kaiser. Es ist nicht so schlimm, als Sie befürchten. Wollen Sie es hören?

Ich. Ich bin begierig.

Kaiser. Er sagt: als Violinist glichen Sie einem guten Prediger, der aber mehr Belesenheit in dem alten, als in dem neuen Testamente zeigt.

Ich. Satyrisch genug.

Kaiser. Dagegen sagt er von Ihrer Komposition: Sie ist eine wohlbesetzte und zierlich angerichtete Tafel. Die Speisen sind alle schmackhaft bereitet, man kann von jeder Schüssel eine gute Portion genießen und riskirt doch keine Indigestion. Bey dem Urtheile über Ihre Komposition gebe ich dem Greybig vollkommen recht.

Ich. Ew. Majestät sind zu gnädig.

Kaiser. Einem Manne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ist keine Gnade. — Sind Sie noch immer in Schlesien angestellt?

Ich. Ja! Ew. Majestät.

Kaiser. Als was?

Ich. Als Amtshauptmann und Regierungsrath.

Kaiser. Was für Geschäfte haben Sie dabey zu besorgen?

Ich. Publica, Politica et Iudicialia.

Kaiser. (ernsthaft) So? Haben Sie aber auch hinlängliche Fähigkeit dazu?

Ich. Ich stehe schon dreyzehn Jahre in diesem Posten, und habe noch keine Ausstellung bekommen.

Kaiser. Das freut mich. Aber wo Tausend haben Sie die Kenntnisse zu Ihrem Amte gesammlet?

Ich. Es wäre mir eine unauslöschliche Schande, wenn ich, der ich in Wien geboren und erzogen bin, nichts anders als blos Violinspielen und Komponiren gelernt hätte.

Kaiser. (mit noch mehr Ernst) Hm! Ihre Antworten sind sehr rund.

Ich. (in ehrfurchtsvollem Tone) Man hat mich belehrt, daß man E. M. kurz, bündig, rund und aufrichtig antworten müsse. Hab ich gefehlt, so bitt' ich um Gnade.

Kaiser. (sanfter) Man hat Sie ganz recht belehrt, und Ihre Antworten haben mich nicht beleidigt. (Nach einer kleinen Pause mit seiner vorigen leutseligen Miene) Haben Sie den Mozart spielen gehört?

Ich. Schon dreymal.

Kaiser. Wie gefällt er Ihnen?

Ich. So wie er jedem Kenner gefallen muß.

Kaiser. Haben Sie auch den Clementi gehört?

Ich. Ich habe ihn auch gehört.

Kaiser. Einige ziehen ihn dem Mozart vor, worunter Greybiz à la Tête ist. Was ist Ihre Meynung hinüber? Gerade heraus!

Ich. In Clementi's Spiel herrscht blos Kunst, in Mozarts aber Kunst und Geschmack.

Kaiser. Eben das habe ich auch gesagt. Ist es doch gerade, als wenn wir beyde aus einerley Buch studirt hätten.

Ich. Das haben wir auch und zwar, aus jenem großen Buche Erfahrung.

Kaiser. Was sagen Sie zu Mozarts Komposition?

Ich. Er ist unstreitig eins der größten Originalgenies, und ich habe bisher noch keinen Komponisten gekannt, der so einen erstaunlichen Reichthum von Gedanken besitzt. Ich wünschte, er wäre nicht so verschwenderisch damit. Er läßt den Zuhörer nicht zu Athem kommen; denn, kaum will man einem schönen Gedanken nachsinnen, so steht schon wieder ein anderer herrlicher da, der den vorigen verdrängt, und das geht immer in einem so fort, so daß man am Ende keine dieser Schönheiten im Gedächtniß aufbewahren kann.

Kaiser. In seinen Theaterstücken hat er den einzigen Fehler, daß er, wie sich die Sänger sehr oft beklagt haben, dieselben mit seinem vollen Akkompagnement übertäubt.

Ich. Das sollte mich wundern. Man kann ja auch Harmonie und Begleitungsspiel anbringen, ohne die Kantilena zu verderben.

Kaiser. Diese Gabe besitzen Sie meisterlich. Ich habe solches in Ihren beyden Oratorien Esther und Hiob bemerkt. — Was sagen Sie zu Haydn's Komposition?

Ich. Von seinen Theaterstücken habe ich keines gehört.

Kaiser. Sie verlieren nichts dabey; denn er macht es gerade so, wie Mozart. Was halten Sie aber von seinen Stücken für die Kammermusik?

Ich. Daß sie in der ganzen Welt Sensation machen, und das mit allem Rechte.

Kaiser. Tändelt er nicht manchesmal gar zu viel?

Ich. Er hat die Gabe zu tändeln, ohne jedoch die Kunst herabzuwürdigen.

Kaiser. Da haben Sie Recht. (Nach einer Pause) Ich habe schon vor einiger Zeit zwischen Mozart und Haidn eine Parallele gezogen. Ziehen Sie mir auch eine, damit ich sehe, ob sie mit der meinigen übereinstimmt.

Ich (nach einer Pause.) Wollten mir E. M. erlauben, vorher noch eine Gegenfrage zu thun?

Kaiser. Immer zu!

Ich. Was ziehen E. M. für eine Parallele zwischen Klopstock und Gellert?

Kaiser. Hm! daß beyde große Dichter sind. — Daß man Klopstocks Werke öfter als einmal lesen müsse, um alle seine Schönheiten zu verstehen — daß hin=

hingegen Gellerts Schönheiten schon beym ersten Anblick unverhüllt da liegen.

Ich. Hier haben E. M. meine Antwort.

Kaiser. Mozart wäre also mit Klopstock, und Haydn mit Gellert zu vergleichen?

Ich. So halte ich wenigstens dafür.

Kaiser. Scharmant! Nun haben Sie mir wieder ein Stäbchen in die Hand gegeben, womit ich dem Greybig auf seinen Gänseschnabel klopfen will.

Ich. Darf ich so kühn seyn, E. M. um Ihre Parallele zu fragen?

Kaiser. Die sollen Sie gleich erfahren. Ich verglich Mozarts Komposition mit einer goldenen Tabatiere, die in Paris gearbeitet, und Haydns Komposition mit einer, die in London verfertiget ist. (Indem er an die Kanzleythüre trat) Sind Sie fertig, Bourgignon? (Dieser brachte ihm einen Zettel; zu mir) Es freut mich, daß ich Sie näher kennen gelernt habe. Ich finde an Ihnen einen ganz andern Mann, als Sie mir beschrieben worden sind.

Ich. Wie das? Ew. Majestät?

Kaiser. Man hat mir gesagt, daß Sie ein Egoist wären, der weder einem Virtuosen noch einem Komponisten die mindeste Ehre gönnte. Dies bewog mich Ihnen auf den Zahn zu fühlen. Es ist mir aber lieb, daß ich gerade das Gegentheil erfahren habe. Nun will ich gewissen Leuten — einer ist zwar schon vorlängst ad patres gegangen — den Kopf tüchtig waschen. (Er gab mir den Zettel.) Hier haben Sie die

Er-

Erlaubniß, Ihre Musik im Augarten zu geben, wenn Sie wollen. Adieu! (Er ging in die geheime Kanzley, und ich zur Polizey.)

Um den Greybig, von dem in diesem Gespräche die Rede war und mit welchem der Kaiser seiner närrischen Aufgeblasenheit wegen sich bisweilen gern einen Spaß zu machen pflegte, etwas kenntlich zu machen, so will ich nur eine Anekdote von ihm zum Besten geben.

Der Kaiser gieng eines Abends ins Marinellische Theater in der Leopoldsstadt. Kasperl sang, als Nachtwächter, eine Arie außerordentlich komisch. Der Kaiser, dem sie sehr gefiel, ließ sie sich abschreiben und, da er eine gute Baßstimme hatte, so sang er sie bey seiner Kammermusik. Er wiederholte diese Arie einige Male und legte allmählich immer mehr die Lazzi's des Kasperl hinein. „Nun, was meynt Er?" fragte er einmal den Greybig, „habe ich die Arie so vorgetragen, wie Kasperl?" — O! O! O! versetzte Greybig mit seiner gewöhnlichen Begeisterung; bey meiner armen Seele! Ew. Majestät sind der leibhafte Kasperl! — Der Kaiser lachte überlaut: „Mein lieber Greybig!" sagte er endlich: „Er ist doch wahrhaftig ein Erzgrobian! Heißt mich da im Angesicht meiner Kapelle einen Kasperl!" — Ey! Ey! Ey! antwortete Greibig, so habe ichs nicht gemeynt; es ist mir nur so herausgeplatzt; da muß ich um Verzeihung bitten. „O," erwiederte der Kaiser, „es ist ihm schon verziehen. Er weiß ja selbst, daß man gewissen Leuten nichts übel nehmen kann." — Das sind wohl gar Narren? — „Getroffen!" erwiederte

derte der Kaiser. „Indessen hat Er sich dafür, daß ich Ihn öfters einen Hanswurst geheißen habe, gut revangirt. Thut aber nichts zur Sache; denn der Unterschied ist der, daß ich, nur so lange ich sang, Kasperl war; Er aber immer und ewig per omnia saecula saeculorum, ein Hanswurst bleiben wird!“ —

So wie die Witterung schön wurde, gab ich meine ersten sechs ovidischen Sinfonien im Augarten; die letzten aber acht Tage später im Theater. Nach Abzug der sehr ansehnlichen Kosten — außer der Kopiatur hatte ich ein Orchester von vierzig Personen zu bezahlen — gewann ich dreymal so viel als meine Hin- und Herreise kostete.

Schon war ich im Begriff mein Bündel zu schnüren, als der Schauspieler, Stephani der jüngere, der zugleich die Aufsicht über die deutsche Oper hatte, mich im Namen der Direktion ersuchte, für das gewöhnliche Honorar von hundert Dukaten eine deutsche Oper zu schreiben. Ich willigte ein; Herr Stephani besorgte das Gedicht und in einem halben Jahre wurde der Doktor und Apotheker aufgeführt. Auf abermaliges Verlangen der Direktion schrieb ich noch zwey deutsche Opern und eine italienische, allesammt in Zeit von sieben Monathen. Meine drey deutschen Werke: Doktor und Apotheker, Betrug durch Aberglauben und die Liebe im Narrenhause giengen alle Stelle, wie die Italiener sagen; aber die italienische Oper: Democrito fiel durch.

Ehe ich im Februar 1787 meine Rückreise nach Schlesien antrat, gieng ich zum Kaiser, um mich für die Belohnung für meine vier Opern zu bedanken. Er führte einen ähnlichen Dialog mit mir, nur daß er mir diesmal mein Urtheil über die italienischen Opern, die ich in Wien gehört hatte, abfrug. Ich sagte ihm meine Meynung frey heraus, lobte was mir gefallen, und tadelte was mir mißfallen hatte. „Ich bilde mir," sagte er unter andern, „wirklich etwas auf meine Kenntniß der Musik ein, weil mein Urtheil immer mit dem Ihrigen zusammenstimmt. — Wann gedenken Sie abzureisen?"

Ich. Uebermorgen.

Kaiser. (Nachdem er einigemal nachdenkend auf und abgegangen) Können Sie Ihre Abreise nicht auf acht Tage verschieben?

Ich. Wenn Ew. Majestät befehlen.

Kaiser. Gut! Thun Sie das, und hören Sie! Auf künftigen Sonnabend will ich Ihren Apotheker wiederholen lassen und ich glaube, es wird dem hiesigen Publikum angenehm seyn, wenn Sie selbst Ihre Oper noch einmal dirigiren und zugleich in den Anschlagszettel setzen lassen, daß Sie, um sich bey dem Publikum zu beurlauben, dieselbe noch einmal zu guterletzt dirigiren würden.

Ich. Wie Ew. Majestät befehlen.

Kaiser. Nun es bleibt dabey. Ich will selbst im Theater erscheinen und Sie noch einmal sehen. Adieu indessen!

Ich besorgte Alles und meine Oper wurde aufgeführt. Am folgenden Morgen ward mir von dem Herrn von Horwath, dem Oberbuchhalter über alle Theaterkassen, eine Rolle mit 200 Dukaten von Seiten des Kaisers zugestellt, der so gnädig gewesen war, mir die ganze Einnahme meiner Oper zu schenken. Auf Anrathen jenes Mannes eilte ich sogleich zum Kaiser, ehe er noch in die Messe gieng, um mich dafür zu bedanken. Er nahm mich abermals gnädig auf, unterhielt sich mit mir über eine halbe Stunde, sagte mir manches Schmeichelhafte über meinen ernsthaften und komischen Styl und entließ mich endlich mit den Worten: „Kommen Sie nach Wien so oft Sie wollen und es Ihre Geschäfte zulassen. Melden Sie sich jedesmal bey mir; ich werde Sie immer gern sehen, besonders da wir Beyde in Betracht der Musik einerley Meynung sind.“

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Trübe Aspekten in Johannisberg. Vorboten des Podagra's. Meine Unterredung mit dem Könige Friedrich Wilhelm in Breslau.

Bey meiner Zurückkunft in Johannisberg zahlte ich mit dem in Wien erworbenen Gelde einen hübschen Theil meiner Schulden ab. Aber an dem fürstlichen Hofe traf ich gewaltige Veränderungen an.

Man hatte die Absicht, die im Kaiserlichen gelegenen Bisthumsgüter von dem jenseitigen Bisthum zu separiren und nach dem Tode des Fürstbischoffs zum Religionsfond zu schlagen. Damit aber die Güter bey Lebzeiten desselben nicht deteriorirt werden könnten, so wurde dem mährischen k. k. Staatsgüter-Direktor Baron Kaschnitz die Administation darüber aufgetragen. Dieser trat dieselbe schon im Jahre 1785 an, warf dem Fürsten jährlich 14000 Fl. aus, ließ ihm doch aber dabey noch die Kosistorial- und andere Gebühren. Die Beamten wurden in kaiserlichen Eid genommen und ihre Ein-

Einkünfte ziemlich beschnitten. Ich verlohr ansehnlich dabey; denn statt 2700 Fl., die ich vorhin einzog, ward ich nun auf 1800 Fl. gesetzt.

Während meines Aufenthalts in Wien überwarf sich der Fürst mit der Administration, reichte bey Hofe eine Klage ein, aber er hatte das Schicksal, daß ihm das himmelschreiendste Unrecht — — doch, ich will meine Gedanken hierüber für mich behalten. Genug das Resultat davon war, daß der Fürst statt der vorhin ausgesetzten 14000 Fl. — welch ein unerhörter Abfall; fortan nur 4000 Fl. jährlich erhielt. — Ich enthalte mich aller Bemerkungen darüber, die ich in der Bitterkeit meines Herzens darüber machen könnte. Aber so gehts, wenn man — — doch still davon!

Bald nach dieser für den Fürsten so unglücklichen Sentenz starb Friedrich der Zweyte. Der Fürst schrieb an seinen Nachfolger, Friedrich Wilhelm und bat um Wiedereinsetzung in das Bisthum zu Breslau. Der neue König war dazu nicht ungeneigt und schickte des Fürsten Supplik an die Kammer nach Breslau, um ihm einen Vorschlag zu machen, wie es am füglichsten geschehen könnte. Die Kammer machte aber ihren allerunterthänigsten — Kammerbericht, daß die Wiedereinsetzung an sich gar keine Schwierigkeit haben könne; da aber die bisherigen Bisthumseinkünfte als Fond zu einigen Staatsnothdurften angewiesen wären, so möchten Se. Königl. Majestät die allerhöchste Gnade haben, einen andern Fond statt diesem zu assigniren. — Man konnte mit Händen greifen, daß die Breslauer Kammer die Administration der Bisthümer — leicht zu errathen warum? — nicht gern

aufgab, und also bezweckte sie ihren Wunsch. Der königliche Bescheid fiel sonach dahin aus:

daß man in die Wiedereinsetzung des Fürstbischoffs in die königl. preußischen Staaten nicht willigen könne; jedoch wolle man demselben, um ihn nicht ganz trostlos von dem königl. Throne abzuweisen, von den im preußischen Schlesien sequestrirten Bisthumbgütern so viel jährliche Zubuße akkordiren, als derselbe dermalen aus den im Kaiserlichen gelegenen Gütern am Einkünften zu beziehen gründlich erweisen würde ꝛc.

Da diese nun, wie man im Preußischen ohne weitere Beweise sehr wohl wußte, sich auf nicht mehr als 4000 Fl. beliefen, so wurden ihm auch dieser Seits eben so viel angewiesen; mithin bestanden des Fürsten jährliche Revenüen in omni et toto in 8000 Gulden! Der gute Herr war also nur zu sehr nothgedrungen, sich einzuschränken, und also mußten einige der höher bezahlten Mitglieder der Kapelle entlassen werden.

Unterdeß hatten sich in Johannisberg seit der Entstehung der Kapelle eine Menge Dilettanten und Dilettantinnen gebildet, unter welchen letztern des verst. Landeshauptmanns Tochter, Freyin von Zedlitz, desgleichen zwey Baroneſſen von Tauber recht brave Sängerinnen geworden waren. Mehrere von den vorigen Musikern hatten Civilbedienungen erhalten, und waren also hier geblieben. Dazu kamen noch zwey Regierungsräthe von Böhm und Richter, die im Orchester, und noch eine Anzahl von Bürgerssöhnen und Töchtern, die zum Gesange sehr brauchbar waren. Da nun diese alle,

um

um dem gekränkten Fürsten ein Vergnügen zu machen, unentgeltlich mitspielten und sangen, so war unsere Kapelle durch diese Beyhülfe doch noch so ziemlich bestellt. Ja ich ließ sogar nicht nach, bis wir wieder ein kleines Theater hatten. Allein dieses wurde nicht auf dem Schlosse, sondern in der bürgerlichen Schießstadt errichtet. Der Fürst gab zur Wiederherstellung desselben aus seiner Chatoulle, in der er noch einen artigen Nothpfennig hatte, ein paar hundert Gulden her.

Um aber einen Fond zur Fortsetzung unserer Opern zu haben, gerieth ich auf den Einfall, zum Besten des Armeninstituts der Stadt und des ganzen Kirchsprengels der dortigen Pfarre, für Geld spielen zu lassen, und führte bezahlte Entree ein. Beym Eingang an der Kasse saßen der Oberkapelan, als der Oberaufseher des Armenwesens, eine Magistratsperson und die beyden Armenwächter, welches ansehnliche Bürger waren. Nach Abzug aller Kosten befand sich die Armenanstalt dennoch ganz wohl dabey; denn nach der ersten öffentlichen Jahresberechnung hatte sie nicht allein alle versorgt, sondern noch einen Ueberschuß von vier bis fünfhundert Gulden. Während dieser Epoche stoppelte ich, nebst den drey deutschen in Wien aufgeführten, noch mehrere Opern zusammen, wovon viele sammt jenen auf so mancher Bühne Deutschlands gegeben werden. Aber es kamen die Vorboten eines Uebels daher geschlichen, das mich seitdem grausam verfolgt hat.

Allgemach fand sich in meinen Vorderfüßen ein Schmerz ein, den des Fürsten Leibmedikus Stolle für Kennzeichen des herannahenden Podagra's erklärte. Die Veranlassung dazu war folgende.

Im späten Herbst des 1788 Jahres erhielt ich aus Breslau von Seiten des Generals der Infanterie, des Prinzen Hohenlohe, nachmahligen Gouverneurs von Breslau eine Stafette, worin er mir Nachricht gab, daß der König zur Revüe bey ihm soupiren und er zu dessen Amüsement ein Konzert veranstalten wolle, um dessen Arrangement willen ich gleich bey Angesicht dessen mit der Post nach Breslau kommen möchte. Trotz meines Uebelbefindens setzte ich mich an demselben Abende noch auf, fuhr die ganze Nacht hindurch, und des andern Morgens um zehn Uhr war ich schon in Breslau. Ein kalter Nordwind mit Regen untermischt inkommodirte mich so sehr, daß ich die empfindlichsten Schmerzen in meinem linken Fuße hatte. Ich achtete es aber nicht sonderlich und ließ mich gleich bey meiner Ankunft beym Prinzen melden, der mich sogleich zum Mittagsmahle einlud. Wir beredeten das Gehörige wegen dem Konzert. Zwey Tage hernach kam der König und an demselben Abende wurde das Konzert aufgeführt.

Kaum war die erste Sinfonie vorbey, so kam der König mit den Worten an mich heran: „Ich habe dem Prinzen Hohenlohe viel Obligation, daß er mich durch Ihre Gegenwart so angenehm überrascht hat. Ich freue mich Sie nach so vielen Jahren wieder einmal spielen zu hören.“ — Halten Ew. Majestät mir zu Gnaden, antwortete ich, ich spiele schon seit acht Jahren kein Solo mehr. — „O, sagte der König, ich hoffe, daß Sie mir den Gefallen thun werden.“

Ich spielte und der Monarch war so gnädig zu sagen, daß ich unmöglich vor zehn Jahren besser gespielt haben könne. Zugleich bat er sich meine vier neuen

Sin-

Sinfonien aus, sagte mir über meine Kompositionen viel Artiges und mit einem sehr gnädigen Kopfnicken entfernte er sich.

Am folgenden Tage Nachmittags um drey Uhr ward ich zum Könige gerufen. „Ich danke Ihnen, sagte er, für das gestrige Vergnügen und auch für die vier Sinfonien, die mir der Prinz in Ihrem Namen zugestellt hat.“

Ich. Ich hoffe, daß sie bey Ew. Majestät Orchester mehr Würkung machen werden.

König. Meine Kapelle ist ziemlich gut.

Ich. Das habe ich mir sagen lassen.

K. Ich wünschte Sie kämen einmal selbst nach Berlin, um sich davon zu überzeugen.

Ich. Künftiges Jahr werde ich mich E. M. zu Füßen legen.

K. Sie haben eine hübsche launigte Musik zum Apotheker geschrieben, ich habe sie schon in Berlin einigemal mit Vergnügen gehört.

Ich. Sie ist mein erster Versuch in diesem Genre.

K. Aber wo nehmen Sie alle die neuen Gedanken her?

Ich. Wenn ich so glücklich bin, bisweilen welche zu haben, so kommen sie von selber. Wenn man sie erst mühsam suchen muß, so hat man verlohren Spiel.

K. Das scheint der Fall mit dem K — zu seyn.

Ich. Sollte er etwa schon zu viel geschrieben haben, daß es ihm an Einfällen gebricht?

K. Das eben nicht. Es ist eine gewisse Sterilité in seinen Sachen. Und dennoch hat er keinen größern Lobredner, als sich selbst.

Ich. Welch herrliche Aussicht für die Musik, daß wieder ein großer Monarch aufgestanden ist, der so vollkommene Kenntniß davon besitzt.

K. Kenner — das will ich eben nicht sagen, aber ein großer Liebhaber bin ich.

Jedermann weiß, daß der König Friedrich Wilhelm, wenn er auf Musik kam, sehr gern davon sprach. Es gelang mir durch verschiedene Fragen und Antworten seine Redseligkeit noch mehr zu reizen. Ich erzählte bey Gelegenheit ein paar passende Anekdoten, die ich ziemlich launigt vortrug, wodurch der König einigemal in ein schallendes Gelächter ausbrach. Ueber anderthalb Stunden war ich beym Könige. Endlich entließ er mich mit den gnädigsten Ausdrücken und erinnerte mich an mein Versprechen, nach Berlin zu kommen.

In der Antichambre traf ich den geheimen Kämmerier Rietz; Sie haben sich, sagte er, lange bey Sr. Majestät aufgehalten und des Königs heutige üble Laune verscheucht. — Ueble Laune? fragte ich — „Der König, fuhr er fort, war heute früh bey der Revüe sehr ungnädig und hat einige Stabsoffiziere in den Kasten geschickt. Gewöhnlich hält das denn so den ganzen Tag an. Allein wie ich aus dem Lachen des Königs schließe, haben Sie uns heute wieder einen guten König gemacht; denn wenn er wieder lacht, ist alles vergessen. — Ich habe, setzte er endlich hinzu, vom Könige den Auftrag,

Ih-

Ihnen für das gestrige Vergnügen und für Ihre Sinfonien dies kleine Andenken zu überreichen."

Es war ein prächtiger Brillant-Ring von Aqua prima; dreyhundert Dukaten am Werth.

O, sagte ich, haben Sie doch ja die Güte mich nochmahls bey Sr. Majestät zu melden, um mich für dies kostbare Geschenk persönlich bedanken zu können. — „Gerade, um Sie dessen zu überheben, hat der König Ihnen dies Andenken durch mich zustellen lassen. Ich wills aber wohl für Sie übernehmen.

Nach der Abreise des Königs blieb ich noch einige Tage in Breslau, und kam vor allem Wohlleben, bald bey dem Prinzen Hohenlohe, und bald in andern Häusern nicht zu mir selber. Aber dies Schlaraffenleben, nach jener nächtlichen Verkältung auf meiner Herreise, das ganze Tage lang Mittag und Abend anhielt, machte, daß die Prophezeihung des Doktors Stolle früher in Erfüllung gieng, als er und ich vermuthet hatten. Am vierten Tage stellte sich förmlich das Podogra ein und warf mich in Breslau auf das Bette. Neun Tage lang hatte ich Schmerzen, die nur die Adepten dieser überaus ungezogenen Krankheit kennen, und für jeden Andern unglaublich sind. Ich mußte mich in einem Bettwagen nach Johannisberg langsam, wie in einem Leichenwagen schleppen lassen, und als ich hier ankam, fand ich meine traurige Stätte wieder im Bette, worin ich fünf Wochen lang schmachten mußte. Lange Zeit mußte ich mich an einem Stocke herumschleppen, ehe ich den Gebrauch meiner Füße wieder erlangte.

Während diesem Winter machte ich Anstalten zu meiner Berliner-Reise, komponirte sechs neue Sinfonien, und da ich erfuhr, daß gegen Ende July die Erbstatthalterin von Holland, des Königs Schwester nach Berlin kommen würde und daselbst einen ganzen Monath hindurch große Feyerlichkeiten gehalten werden sollten, so wählte ich diesen günstigen Zeitpunkt dazu.

Sechs und zwanzigtes Kapitel.

Meine Reise nach Berlin. Reichardt. Professor Engel. Ich werde vom König der Königin vorgestellt. Mein Oratorium Hiob wird im großen Opernhaus gegeben. Opern Medea und Protesilao. Madame Rietz. Theater-Debatten. Ich sehe in Berlin meine Wünsche übertroffen.

Meinen ältesten Sohn, — er war damahls ein Jüngling von funfzehn Jahren, und hatte viel Anlagen zur Komposition, nahm ich mit nach Berlin, theils um ihn mit der großen Welt bekannt zu machen, theils um ihn fremde Musiken, große Opern und Theater sehen und hören zu lassen.

Der König war seiner Schwester bis an die Grenze seines Landes entgegengereist und der ganze königliche Hof war so eben in Potsdam. Auf Anrathen schrieb ich dorthin an den König und bat um Verhaltungsbefehle, ob und wenn ich nach Potsdam kommen dürfe? Ich erhielt aber zur Antwort, ich möchte nur so lange in Berlin bleiben, der König würde mir Gelegenheit geben ihn gleich nach seiner Ankunft zu sprechen.

Wäh-

Während der Zeit ließ ich mich von Herrn Lippert, der ehemahls in Wien den Sichel in meinem Apotheker gemacht hatte, und den ich hier wieder traf, bey dem königlichen Kapellmeister Herrn Reichardt einführen. Er nahm es sehr wohl auf, daß ich ihm einen Besuch machte, behandelte mich äußerst höflich und freundschaftlich und erbot sich, mir alle mögliche Bekanntschaften zu verschaffen. Noch an demselben Abend führte er mich zu dem jetzigen königlichen Minister Struensee, wo ich nicht allein für denselben Abend zum Souper geladen wurde, sondern woselbst ich während meinem Aufenthalt über zehnmahl zu diniren und zu soupiren die Ehre hatte.

Reichardt hatte zu der bevorstehenden Feyerlichkeit die Claudine von Villa bella, von Göthe, komponirt. Ich hörte gleich eine Probe davon, wozu mir der berühmte Gelehrte, Hr. Professor Engel, welcher Direktor des deutschen Theaters in Gesellschaft Rammlers war, Gelegenheit verschaffte. Die Musik war würklich charmant. Während der Probe setzte sich Engel zu mir auf dem Parterre und folgendes Gespräch begann unter uns, dessen Mittheilung in gewisser Hinsicht nicht ohne Interesse seyn dürfte.

Engel. Ist Ihnen dieses Stück schon bekannt?

Ich. Ich habe es eben gestern von Reichardt erhalten und heute durchgelesen.

E. Wenn Sie doch sich die Mühe nehmen wollten, eine Musik dazu zu machen.

Ich. Das werde ich nie thun.

E. Warum nicht?

Ich.

Ich. Aus mehreren Ursachen.

Engel. So? Wollten Sie nicht die Güte haben, sich näher zu erklären?

Ich. Eine will ich Ihnen wohl sagen, aber die anderen behalte ich in Petto. Ich schreibe nicht gern Jemanden nach, am wenigsten einem so renommirten Mann, wie Herr Reichardt. Solche musikalische Turniere sind nicht nach meinem Geschmack, und ich ambire niemals irgend einen Komponisten aus dem Sattel werfen zu wollen.

E. Ihre Bescheidenheit ist lobenswürdig; aber das Publikum verliert dabey offenbar.

Ich. Bey diesem Stücke hier verliert das Publikum nichts; denn ich sehe voraus, daß meine Musik nicht gefallen würde, und mir ist es wahrhaftig um die Mühe und um die herrliche Musik leid, die Hr. Reichardt dabey verschwendet hat.

E. Wäre etwa das Orchester — —?

Ich. Behüte! Nein. Sie thun alle ihre Schuldigkeit.

E. Oder sind es die Sänger?

Ich. Noch viel weniger.

E. Nun! — So kann es nichts anders seyn, als Reichardts Musik selbst, die Ihnen nicht gefällt, Sie mögen nun sagen was Sie wollen.

Ich. Bitte um Vergebung! Die Musik, ich wiederhole es Ihnen, ist so schön, daß ich ihren Verfas-

fasser, wenn es anders meiner Denkungsart möglich wäre, darum beneiden könnte.

E. Sollte etwa die Schuld gar auf den Dichter fallen.

Ich. (Zuckte die Achsel.)

E. Ey! Ey! — Ich glaube doch mich so etwas auf Dramaturgie zu verstehen, und habe seither noch keinen Fehler darin entdeckt. Vielleicht sind Sie scharfsichtiger, als ich. Sagen Sie mir doch gefällig, ob Sie einen gefunden haben.

Ich. Ich wünschte, daß alle Stücke, die ich geschrieben habe und vielleicht noch schreiben werde, so rein wären als dieses ist.

E. Nun, das ist mir zu hoch. Sie loben Poesie und Musik; finden weder an den Sängern noch an dem Orchester etwas auszustellen und scheinen doch keinen guten Erfolg prophezeihen zu wollen!

Ich. Leider! — Belieben Sie mir aber meinen Beweis wenigstens so lange zu erlassen, bis meine Prophezeihung eingetroffen seyn wird.

Ich kann die Güte und Aufmerksamkeit, mit welcher ich von Herrn Reichardt behandelt wurde, nicht genug rühmen. Mit der größten Feinheit war er auf jeden meiner Wünsche aufmerksam, widmete mir einen großen Theil seiner Zeit und wenn er zu mir kam, nannte er mir wohl bey zehn Oerter, wo ich schon überall zu Diner oder Souper eingeladen war, so daß ich, um nicht zu verfehlen, meine Schreibtafel zur Hand nehmen mußte. So führte er mich denn auch eines Abends zur

Mada-

Madame Rietz, der Freundin des Königs und nachmaligen Gräfin Lichtenau.

Diese empfing mich mit vieler Politesse und sagte mir, daß sie eben heute vom Könige den Auftrag erhalten hätte, mich ein für allemal bey allen Spektakeln, die im Opernhause gegeben werden würden, in ihre Loge einzuladen. Eben so engagirte sie mich für immer, so oft ich nach Charlottenburg kommen würde, zum Diner oder Souper.

Nach zwey Tagen kam der König und sogleich meldete mir Reichardt, daß der König mich Morgen Abends beym Konzerte sprechen würde. Er holte mich an demselben Abend ab und wir fuhren in einem königlichen Wagen nach Hofe. Kaum waren wir in den Salon getreten, so wurde es dem Könige gemeldet. Er kam auf mich zu, war äußerst gnädig und sprach Vieles mit mir. (Unter andern sagte er, daß er neben andern Spektakeln auf dem Charlottenburger Theater meinen Doktor und Apotheker aufzuführen befohlen habe; ich würde ihn sehr verbinden, wenn ich mir die Mühe nehmen wollte, das Stück selbst zu dirigiren.)— Und als der ganze Hof eintrat, sagte er mit der herablassendsten Freundlichkeit. „Kommen Sie, ich will Sie meiner Schwester und der Königin vorstellen.“ Es geschahe, und diese Prinzessinnen waren so gnädig, mir mancherley Verbindliches zu sagen.

Von den sechs neuen Sinfonien, die ich dem Könige kurz vor meiner Ankunft in Berlin geschickt hatte, wurden zu Anfang und zu Ende des Konzerts eine gemacht. Bey diesen Konzerten, bey welchen ich wäh-

rend meines dortigen Aufenthalts jedesmal erschien, — welches ich als eine besondere Auszeichnung anzusehen hatte, da außer den dazu eingeladenen Personen des Hofes, Niemand zu selbigen sonst Zutritt hatte — hörte ich, neben den Hofsängern und Virtuosen auch die Prinzeßin Friederike, die Tochter des Königs erster Ehe, nachmahlige Herzogin von York, so wie auch die Prinzessin von Oranien auf dem Fortepiano spielen, welche letztere mehr leisteten als man von so hohen Personen erwarten konnte. Die königlichen Virtuosen, vorzüglich Düport auf dem Violoncell, Ritter auf dem Fagott und die Herrn Balza (seit dem gestorben) und Thürschmid auf dem Waldhorn und mehrere andere leisteten im vollkommensten Grade, was man nur von Meistern erwarten kann. Ohne ihnen allen erst viel Elogen zu machen, will ich nur sagen, daß sie alle der königlichen Kapelle vollkommen würdig waren.

Nachdem ich zehn bis zwölf Tage in Berlin geräuschvoll durchlebt hatte, gerieth ich auf die Spekulation, mein Oratorium Hiob noch vor der Abreise der Erbstatthalterin zu meinem Benefiz zu geben. Reichardt billigte diese Idee nicht allein, sondern gab mir auch die gehörige Instruktion dazu und war so gütig mir dabey hülfreiche Hand zu bieten. Zufolge seiner Instruktion schrieb ich durch die Post an den König, bat um die Erlaubniß und die Hofsänger und Hofkappelle, und schlug zugleich zum Platze der Aufführung entweder die Garnison- oder die Schloßkirche vor. Am andern Morgen hatte ich Antwort vom König. Der Monarch gab mir die Erlaubniß, akkordirte mir die ganze Kapelle, erklärte aber, daß er gern sehen würde, wenn ich statt

der

der vorgeschlagenen Kirchen, das Nationaltheater wählen wolle.

Nun schien mir aber dies Theater in allem Betracht nicht Raum genug zur Ausführung meines Plans zu haben. Ich wagte es daher noch einmal an den König zu schreiben und zu bitten, daß es mir erlaubt werden mögte, mein Oratorium im großen königlichen Opernhause geben zu dürfen. Der gnädige Monarch antwortete mir hierauf, daß obschon so eine Erlaubnis noch niemanden ertheilt worden sey, auch außer mir in Zukunft niemand dieselbe erhalten würde, er dennoch meine Bitte akkordire. Ich hätte mich dieserhalb bey dem Directeur des Spectacles Baron von der Reck zu melden, an den bereits die Ordre erlassen wäre, mir in allem und jedem beyzustehen.

Während ich mit den Anstalten dazu beschäftigt war, wobey mir Reichardt treulich beystand, bekam ich die zwey großen italiänischen Opern: Medea und Protesilao, und zwar jede zweymal, zu sehen und zu hören. Ich vermuthe daher, daß man begierig seyn wird, mein Urtheil darüber zu vernehmen. Ich will es auch gerade und freymüthig herausſagen und nur vorläufig melden, daß beyde Opern schon vor einem Jahre aufgeführt gewesen waren und jetzt nur wiederhohlt wurden.

Die erste war Medea, wozu der churſächsische Kapellmeister Hr. Naumann die Musik gesetzt hatte. Die Musik war eines Naumanns würdig; weder Kunst noch Fleiß waren dabey gespart. — Doch — so kurz der Komponist sich auch hatte fassen wollen, so dauerte

die Oper doch volle sechs Stunden. Ein unverzeihlicher Fehler des Dichters, der dadurch nicht allein sich selbst Schaden thut und das Publikum, das unendlich sich dabey ennuyiren muß, martert und quält, sondern auch den besten Komponisten dabey sakrifizirt. Denn wer ist wohl im Stande, sechs Stunden hinter einander Musik zu hören und wenn sie aus dem Olymp käme.

So sehr also meine Forschbegierde gespannt war, so kamen mir doch, nachdem meine Geduld bereits vier Stunden ausgehalten hatte, die letzten zwey Stunden sehr sauer an, und es dünkte mich bey dem Hochzeitmahle eines reichen Bürgers zu sitzen, bey welchem, nachdem man schon von zwanzig Speisen gegessen hat, erst noch zuletzt zehnerley Braten aufgetragen werden. Selbst bey den Sängern und beym Orchester bemerkte ich in den letzten Stunden Abspannung und Schlaffheit; ja selbst, statt dem so lobenswürdigen Ensemble, eine Unrichtigkeit, die nicht aus Mangel der Kunst, sondern aus Ekel und Widerwillen entstanden zu seyn schien.

Madame Todi und Sign. Concialini, die die ersten Rollen spielten, zeichneten sich im Gesang und Vortrag sehr aus. Die Chöre wurden wider mein Vermuthen sehr gut gesungen und im vollkommenen italienischen Akzent deklamirt. Hr. Balletmeister Lauchery hatte sich in Erfindung und Anordnung der Ballette sehr distinguirt. Alle Solotänzer und Tänzerinnen, worunter ich, da mir die Namen der übrigen entfallen, nur Demoiselle Redtwein (jetzige Mad. Cloose) und Dem. Meroni aushebe, waren Meister in ihrer Kunst. Die Dekorationen von Herrn Verona entsprachen sei-

nem

nem vorzüglichen Talent; insonderheit aber nahm sich die Dekoration in dem Ballet, wo die Sybille die Medea in die Zukunft blicken läßt (das ganze Ballet wurde hinter einem Schleier, der vor der einen Kulisse gleich einem Vorhang gezogen war, getanzt) sehr gut aus, weil man dieses Ballet gleichsam durch einen dünnen Nebel sah. Dafür waren aber einige Vorstellungen z. B. die Stiere, die das Feld pflügten und Feuer aus den Nasenlöchern sprühten, so albern und läppisch, daß sie nicht einmal für ein Marionettentheater getaugt hätten. Eine besonders jämmerliche Personnage aber war der Drache, der das goldene Vlies bewachte. Ueberdem so begieng noch Concialini, der den Jason spielte, den Unverstand, daß er diesen miserabeln Drachen, den er erlegen sollte, mit der Fläche seines Schwerdtes einigemal auf den von Pappendeckel gemachten Ranzen schlug, welches gerade so klatschte als jene Hiebe, die die komischen Karoussellritter in Schloßhof bey dem Bachantenfeste von den ausgestopften Satyren empfingen. Mein Ekel hierüber war so groß, daß ich mich vergaß, und pfuy! rief. Madame Rietz sahe sich um und sagte: „ooch ich finde diese Aktion sehr jarstig. Ich werde ihm aber morgendes Tages sagen, daß en Kunstrichter von Jewicht diese Bemerkung jemacht, und ich repondire Ihnen, daß er janz jewiß seine Aktion ändern wird; denn er iß mein Hausfreind, un nimmt jerne juten Rath von mir an.“

Nun zur zweyten Oper Protesilao.

Merkwürdig bey dieser Oper ist, daß die Musik des ersten Akts von Reichardt, die des zweyten aber von Naumann war. Allen Berlinern fiel das auf

und jedermann glaubte, es wäre ein Wettstreit, den der König geflissentlich verordnet hätte. Aber die Sache verhielt sich so:

Als Naumann im verflossenen Jahre seine Medea aufgeführt hatte, ließ ihn der König fragen, ob er sich noch ein Vierteljahr in Berlin aufhalten wolle, um binnen dieser Zeit die Musik zum Protesilao, der zum Geburtstage der regierenden Königin aufgeführt werden sollte, zu komponiren? Naumann ließ dem Könige melden, daß er zwar sehr gern noch diese Zeit in Berlin verweilen würde; allein drey Monathe wären für ihn ein viel zu kurzer Termin, indem dieser kaum zureichen würde, die Hälfte der Oper zu schreiben.

War es Grimasse von Naumann? — oder war sein Schöpfungsgeist so langsam im Würken? — Beydes ist mir ein Räthsel. Ich, für meine Person, würde den Willen des Königs in zween Monathen befriedigt haben, ohne mich im geringsten anzustrengen. Dieses habe ich im Jahre 1786 bewiesen; denn vom Anfang Januars bis Ende Oktobers desselben Jahres habe ich fünf große Werke geschrieben, nehmlich: Hiob — Apotheker — Betrug durch Aberglauben — Democrito und die Liebe im Narrenhause. Wenn ich nun, wie Naumann, für jedes Werk einen Zeitraum von sechs Monathen hätte haben wollen, so würde ich statt zehn Monathen, drittehalb Jahr dazu gebraucht haben. — Doch! dem sey wie ihm wolle; der König ließ sich das überreden, und beyde Kapellmeister arbeiteten nun nach seinem Willen gemeinschaftlich. Damit es aber recht unpartheiisch zugehen sollte, so looseten beyde um die Akte, und das

Loos

Loos bestimmte für Reichardt den ersten und für Naumann den zweyten Akt. Wie dieser mit seinem Akte noch nicht zu Ende gewesen, soll Reichardt schon auch den zweyten Akt fertig gehabt, ihn Naumann, bis zur Vollendung des seinigen versiegelt zugestellt haben. Spät hinterher hat endlich auch Naumann den ersten Akt bearbeitet und seine Oper ist nach einigen Jahren in Berlin gegeben worden. Ich kann über das Eigenthümliche beyder Behandlungsarten von einerley Sujet kein Urtheil fällen, denn ich kenne gar nichts davon.

Von der Poesie will ich nur so viel sagen, daß sie ein Pendant zu Calsabiggi's Orfeo ist, wozu Gluck die Musik und damit Epoche gemacht hat.

Noch ehe die Oper begann, sagte Mad. Rietz: „Ich bin begierig zu wissen, welcher Musik Sie den Vorzug geben werden.“ — Eine Frage, Madame, antwortete ich, die ich nicht gern auflöse, weil so bey einer Entscheidung immer einer auf Kosten des andern gelobt werden würde. — „Ich muß Ihnen aber sagen, daß mir der König selbst den Auftrag gegeben hat, Sie um Ihr Urtheil zu befragen und ich zweifle nicht, daß Sie so gefällig seyn werden, dem König den Gefallen zu thun.“

Nun ward mir freylich das Messer an die Kehle gesetzt. Aber die Oper, die eben so lange dauerte wie jene, ließ mir Zeit genug auf eine Ausflucht zu denken. Nun, fragte Madame Rietz nach geendigter Oper, wie lautet nun Ihr Urtheil?

Ich. Reichardts Musik ist feurig und lebhaft, dagegen ist die von Naumann gelassen und temperirt. Jeder dieser beyden Kapellmeister hat seine Schuldigkeit gethan, Wahrheit geschrieben und mithin dem Texte entsprochen.

Mad. Rietz. Das ist schon gut! Aber Sie werden doch vermuthlich an einer mehr Geschmack finden, als an der andern.

Ich. Vor der Hand nicht, Madame. Es wäre immer ein voreiliges Urtheil, wenn ich sagen wollte: Reichardten gelingt das Feurige besser und Naumann mehr das Sanfte; denn es scheint hier nur so.

Mad. Rietz. Wie so? scheint nur? Also ists nicht wirklich so?

Ich. Nein, Madame. Ich will den Fall setzen, das Loos hätte jedem einen andern Akt zugetheilt gehabt, wer kann vorher wissen, ob beyde Komponisten nicht gleich gut gearbeitet hätten.

Mad. Rietz. Ich bewundere Ihre Delikatesse; aber der König wird sich damit nicht befriedigen.

Ich. Ich bedaure; aber ich kann nicht anders. Wenn aber beyde Komponisten dasselbe Werk, jeder ganz aufstellten, so würde sich die Sache treffender beurtheilen lassen; Alsdann würde ich meine Meinung ungescheut und ohne Schonung heraussagen. So aber — müssen Sie selbst einsehen — würde mein Urtheil nicht allein voreilig, sondern auch vermessen seyn, und ich würde mich einer unverzeihlichen Partheilichkeit schuldig machen.

Mad.

Mad. Rietz. (Lächelnd.) Soviel ich sehe, werden Sie nicht leicht in eine Verlegenheit kommen; denn Sie wissen sich mit vieler Geschicklichkeit aus akumineusen Affairen zu ziehen.

Am folgenden Tage fuhr ich mit Reichardt in einem königlichen Wagen nach Charlottenburg, wo wir bey dieser königlichen Favorite zum Diner und Souper eingeladen waren. Er sagte mir, ich würde, so oft ich in Charlottenburg speisen würde, vom Könige bewirthet und Mad. Rietz habe den Auftrag, die Frau vom Hause zu machen, welches eine Distinktion sey, die der König nicht leicht Jemanden erzeige.

Ich fand sie auf einem Divan sitzend, neben ihr ein Mädchen von etwa zwölf Jahren, und vor ihr stand ein Knabe von fünf bis sechs Jahren, mit dem sie schäkerte. „Das ist meine Tochter, sagte sie sogleich, die ich vom König habe, die Gräfin von der Mark; und dieser da ist mein Sohn, von meinem Manne.“ — Bald darauf fanden sich zwey wichtige Herren und große Favoriten des Königs ein, wovon sich der Eine wenigstens leicht errathen läßt. Die Gesellschaft promenirte eine Weile im Garten umher, sodann ward in einem Berceau an der Spree mit neun Kouverts gespeist. Acht Bedienten in königlicher Livree servirten die Tafel und der ganze Service war von massivem Silber. Die königl. Küche und Keller hatten den Befehl, alles so einzurichten, als wenn der König selbst zugegen wäre.

Im Charlottenburger Theater ward eine italienische Opera buffa: Il Falegname, aber so elend aufgeführt, daß ich nicht genug die Geduld bewundern konnte, mit

welcher der ganze Hof dieses abentheuerliche, und noch überdies von den Sängern so schlecht vorgetragene Machwerk, drey Stunden lang mit anhören konnte.

Nach der Oper ward in den Zimmern soupirt, wo der König, wenn er allein in Charlottenburg war, sich am liebsten aufhielt. Ich war frappirt von alle dem, was ich hier Schönes und Geschmackvolles sahe, und in der That man kann in der Welt nichts Köstlicheres von Zimmerverzierung sehen als hier angetroffen wurde. Es war schon Mitternacht vorbey, als ich mit Reichardt unter Begleitung zweyer königlichen Stallleute mit Fakkeln nach Berlin fuhr.

Der Tag rückte heran, wo, noch vor meinem Hiob, der Apotheker in Charlottenburg gegeben werden sollte. Vier Tage vorher hatte ich noch eine Debatte zwischen der Madame Baranius und der Demoiselle Hellmuth zu schlichten, wovon jede der andern die Rolle der Rosalie nicht lassen wollte. Wenn man weiß, welche Wichtigkeit dergleichen Dinge bey dem Theatervolk zu haben pflegen, wie dabey alle Leidenschaften und Partheyen für und wider aufgeboten und Himmel und Hölle, oder was noch mehr sagen will, Theater und Kaffeehäuser in Bewegung gesetzt werden, so wird man sich wohl den Embarras vorstellen können, den dieser wichtige Streit verursachte. Engel war für die Hellmuth, die während einer Krankheit der Baranius ihre sonst gehabte Rolle übernommen hatte; diese setzte aber das ältere Recht des Possesses durch und hatte überdem die meisten andern Acteurs für sich. Ich ward zum Kampfrichter erwählt und entschied, wie man denken kann, für Recht und Schönheit. Man ap-

plau-

plaudirte in der Stadt meinem Urtheilsspruch und ich war ein charmanter Mann. —

Ich ging mit der Mad. Baranius, auf ihre Bitte, die Rolle mit ihr durch, verbesserte manches an ihrem Gesange, ihrer Deklamation und Aktion und sie war sehr gelehrig und dankbar. Sie spielte ihre Rolle doppelt so launigt, als sie sie sonst gespielt hatte, wie man gleich in der ersten Probe sahe. Dies bewog die vortrefliche Schauspielerin, Mad. Unzelmann, mich um ähnliche Gefälligkeit zu bitten, und es ist keine Frage, ob die leichteste Deutung bey einer Unzelmann verlohren gieng.

Da das Theater im Orangeriehause zu Charlottenburg — das neue vom König erbaute war noch nicht fertig — nur klein war, so hatten zum Orchester nicht mehr als sechs und dreyßig Personen Raum. Monsieur Vachon, erster Violinist und Anführer der königlichen Kapelle, mit dem ich auf freundschaftlichen Fuß lebte, wählte mir zu dieser Vorstellung den Kern der Kapelle und meine Oper ward ausnehmend schön exekutirt. Schon in der ersten Probe fand ich, eine Kleinigkeit ausgenommen, die an einem Paar kadenzirten Stellen das Ensemble der Sänger und Spieler betrafen, nicht das Geringste auszusetzen. Nach der Probe fragte mich das ganze Orchester, ob ich mit ihnen zufrieden wäre? „Wenn Sie es nur, meine Herren, antwortete ich, mit meiner Direktion sind.“ — Da nahm Vachon das Wort zu den übrigen: Voilà ce qu'on appelle diriger l'Orchestre, sans faire tant de bruit et des grimasses inutiles, qui ne servent qu'à barbouiller l'Orchestre!

Da

Da ich mit dieser Probe zufrieden war, so verbat ich die auf morgen bestellte. Allein sowohl das Orchester, als die Akteurs, obgleich sie meine Erklärung kizzelte, baten zur Sicherheit noch um eine Probe, und ich akkordirte sie.

Bey der Ausführung waren alle von gleichem Eifer beseelt und alles gieng, daß mir auch nicht das Mindeste zu wünschen übrig blieb. Zwischen dem ersten und zweyten Akt trat der König zum Orchester und sagte mir: „Sie haben vieles zur Avantage Ihrer Oper abgeändert!“ — Keine Note, antwortete ich. — „Nicht möglich,“ sagte der König. — Auf meine Ehre! — „Ich habe, fuhr er fort, die Oper achtmal gehört, aber heute klingt mir alles so elegant, so neu. Wie kommt das?“ — Das habe ich Ew. Majestät unvergleichlichem Orchester zu verdanken. — „Und ich Ihrer Direktion“, versetzte der König. Indem wandte er sich mit den Worten zu Vachon: Monsieur de Dittersdorf est très content de vous. — Ah Sire! antwortete Vachon, sous sa Direction nous sommes prêts de le suivre au milieu de l'enfer.

Eine kleine Anekdote, die sich während der Aufführung meines Stückes zutrug, kann ich doch nicht vorüberlassen.

Da, wie schon gesagt, das Theater in dem großen Orangeriehause aufgerichtet war, so wurde die nicht weit davon entfernte Wohnung des Gärtners zur Garderobe der Akteurs bestimmt. Um alle Zudringlichkeiten des Volks zu verhindern, wurden bey jeder Thüre, folglich auch bey jener, durch welche die Akteurs

auf

auf die Bühne gehen mußten, Wachen gestellt. Ehe die Oper angieng, wurden sie durch die Wachen vom Inspektor eingeführt, und die Posten hatten den strengsten Befehl, niemanden außer den Schauspielern und den Personen, die auf dem Theater zu thun hatten, einzulassen. Lippert, der als Feldscher Sichel sich im zweyten Akt als Frauenzimmer umkleiden mußte, passirte als Mann durch die Wachen und wollte als Weib wieder durch. „Zurück da, du infame Metze! schrie die Schildwacht und drohte, ihm mit der Kolbe in die Rippen zu stoßen, zurück! Will sie sich wohl zum Düwel scheren? Solch Kanaillentüch (zeug) braucht man hier nicht. Allons Marsch!“ — Zum Glück hörte der Theaterinspektor den Vorgang und legte sich ins Mittel. Mit närrischem Gesicht brummte der plumpe Märker hinter ihm drein, und strich sich den Schnautzbart: „I datt du dull und blind wirst! wer kunne dat denken? Wat die Schwerenoth! Sieht der Kerl doch grade so ut, als wenn er ut dem H—renhause entloopen wäre!“ —

Nun, was meinen ehrlichen Hiob betrift, so muß ich ihn doch nun endlich aufführen lassen.

Doch das gieng nicht sogleich. Mit allen Sängern war ich soweit richtig; nur Mad. Todi schlug ihre Rolle mit der Entschuldigung aus, daß ihre Brust durch Proben und viermalige Aufführung di quell Opere eterne — wie sie ganz recht jene Opern ohne Ende benannte — zu sehr gelitten hätte, als daß sie in meinem Oratorium mit aller der Energie, die die Sache erfordere, singen könnte. An ihrer Statt nahm Dem. Niclas, vormals erste Sängerin des Marggrafen

von

von Schwedt, die Rolle sehr bereitwillig an, und sang sie vortreflich.

Der Inspektor des großen Operntheaters, Herr Gasparini, hatte, da keine Opern mehr gegeben wurden, die Bühne abräumen und dafür die prächtige Redoutensaal-Dekoration aufsetzen lassen. Ich ließ die Dekoration aus dem Protesilao aufrichten, in welcher sich in der Mitte der Bühne eine prächtige Gallerie allmählich emporhob und verschiedene Treppen, Stufen und Balustraden einen sehr angenehmen Coup d'oeil machten. Die Gallerie war weiß mit vergoldetem Laubwerk, und also akkordirte sie mit dem Redoutensaale ganz vollkommen; auch war sie so geräumig, daß sie gemächlich über dreyhundert Menschen fassen konnte. Ich postirte ungefähr achtzig Personen à plein pied, und die übrigen vom Orchester stellte ich auf die sich immer mehr erhebende Gallerie Truppweise und so symmetrisch, daß das Ensemble eine große Augenweide abgab. Dazu richtete ich die Beleuchtung sehr splendid ein. Funfzehn Kronleuchter, deren drey zu 24, die andern zu 18 und zwölf Lichtern waren; gegen hundert Pulte; ferner zwischen jeder Loge im Amphitheater ein Wandleuchter mit zwey Lichtern. — Alles das that herrlichen Effekt; aber erforderte eine Summe von 94 Pfund Wachskerzen.

Die Bestellung der Chöre, die aus achtzig Personen bestanden, und der übrigen Musiker außer der königl. Kapelle, nahm der biedere Reichardt auf sich, und besorgte seine Kommission so gut, daß mein Oratorium von einem Orchester von zweyhundert und einigen dreyßig Personen aufgeführt wurde.

Mit

Mit zwey Proben hatte ich alles im vollkommenen Stande. Aber wie erschrak ich, als ich am Tage vor der Aufführung die Unkosten überschlug, die ich zu tragen hatte. Obschon ich die ganze königliche Kapelle sowohl, als eine große Anzahl Dilettanten umsonst hatte, so blieb mir doch noch die Hälfte des Orchesters, mit Inbegriff der Chöre, zu bezahlen. Für jede Probe ward dem Mann ein Thaler, für die Produktion aber zwey Thaler akkordirt. Ich hatte daher folgende Auslagen:

Für das Orchester = = = =	480 Rthlr.
Für Kopiatur = = = = =	230 —
Für Wachskerzen = = = =	80 —
Für Billetteurs, Kassier, Nebenauslagen, Trinkgelder, Drukkerlohn in den Zeitungen, item Affichen = = = =	70 —
	860 Rthlr.

welches nach kaiserlichem Geld eine Summe von 1290 Fl. ausmachte.

Man stelle sich die Angst vor, die mich dabey überfiel; denn es war doch immer ungewiß, ob ich viel oder wenig Zuhörer haben würde. Auf Gewinnst hatte ich bey mir selbst schon Verzicht gethan; mein Kummer war nur der, daß ich vielleicht noch obendrein Verlust haben sollte. Doch das Schicksal segnete mich. Ungeachtet der enormen Ausgaben, strich ich doch ein ansehnliches Sümmchen ein, an das sich viel gute Wünsche nach Hause hiengen. Nach Abzug der oben benannten Auslagen meiner Reisekosten her und zurück und der Zehrung in Berlin, welches zusammen 785 Fl. betrug,

trug, hatte ich einen reinen Gewinnst von 2675 Gulden. Mithin hatte ich in dem Opernhause zu Berlin baare 4750 Fl. eingenommen.

Das wird manchen vielleicht unglaublich vorkommen, da nach seiner Meinung auf diese Weise das Amphitheater im Berliner Opernhause wenigstens fünfmal größer seyn müßte, als das zu Wien beym Kärnthnerthore; denn dieses, wenn es auf das Aeußerste angefüllt ist, trägt doch nicht mehr, als höchstens 820 Fl. und hat noch zum Ueberfluß fünf Etagen, da hingegen das Berliner Opernhaus deren nur drey hat. Allein die Sache begreift sich, wenn ich sage, daß ich statt der festgesetzten Preise für Eingangsbillets, häufig 2, 3, 4, 6 auch 8 Friedrichsd'or bekam. Die Prinzessin von Oranien ließ vier Billets holen und schickte mir dafür 40 Friedrichsd'or.

Dabey ereignete sich ein Vorfall, der in der That etwas Ungewöhnliches hat. An dem Vormittage vor der Aufführung, wo die Menschen sich haufenweis drängten, um Eingangsbillets zu holen, kam auch ein gemeiner Soldat zu mir und forderte, in ganz gemeinem märkischen Dialekt, ein Billet und warf dafür ein Röllchen in Papier gewickelt auf den Tisch. „Es sind 24 Viergroschenstücke, vier Thaler," sagte er, indem er nach dem Billet griff und davon wollte. — Halt! mein Freund! rief ich; es ist ein Irrthum. Das Billet kostet nur zwey Thaler. Aber rasch war er zur Thür hinaus. Als ich das Röllchen öffne, siehe, da waren — 24 Friedrichsd'or darin. Noch heute kann ich auf keine Spur gerathen, von wem das Geld gekommen seyn mag. Aber wie sehr muß man über die

Ehr-

Ehrlichkeit dieses Soldaten erstaunen! Denn die Rolle war nicht gesiegelt; Auch hat mich kein Mensch je gefragt, ob mir diese Summe richtig eingehändigt worden sey oder nicht.

Was übrigens mein Oratorium für Beyfall gefunden und wie gütig und nachsichtig sich die Kenner in Berlin dabey gezeigt, geziemt mir blos anzudeuten. Die öffentlichen Blätter haben die Hülle und Fülle davon zu sagen gewußt: und die Aufführung dieser Musik — was es auch war — als ein großes Kunstfest ausgehoben.

Als ich am Tage darauf bey einem lieben alten Freunde, von ehmaligen Zeiten in Wien her, dem Obrist Fabian, zum Diner war, ward ich heraus gerufen und empfieng ein gewichtiges Packet mit einem Billet von dem geheimen Kämmerier Rietz, worin er mir sagte, daß er den Auftrag habe, mir Inliegendes als ein Andenken für das Vergnügen, was der König bey meinem gestrigen Spektakel genossen hätte, zu überreichen. Es war eine blau emallirte große goldene Tabiere, in welcher zweyhundert Dukaten lagen. Ich ward in der That gerührt, mich von diesem gütigen Monarchen, der Künste ehrte und seine Freude darin fand Künstler mit Feinheit auszuzeichnen, und königlich zu belohnen, so ausgezeichnet zu sehen. Noch am letzten Tage meines Aufenthalts in Berlin mußte ich in Charlottenburg zu Mittag und Abend sein Gast seyn, und die freundliche königliche Hausfrau bot, wo möglich, noch mehr als vorher auf, um mir Vergnügen zu machen und mich mit einem angenehmen Eindruck von der besondern Huld ihres königl. Freundes zu entlassen.

„Wenn Sie jemals, sagte Sie mir noch beym Abschiede, etwas beym König zu suchen haben und ich kann Ihnen behülflich seyn, so wenden Sie sich an mich. Ich werde jederzeit mir ein Vergnügen daraus machen, Ihre Angelegenheiten auf das Beste zu besorgen.“

Kurz nach Mitternacht fuhr ich mit Reichardt nach Berlin; um halb zwey Uhr saß ich mit meinem Sohne im Wagen und wir fuhren Tag und Nacht, ohne irgend wo zu schlafen, bis Breslau, woselbst wir am vierten Tage anlangten. Ich hatte dort schon vorläufig alles veranstaltet, daß mein Hiob gegeben werden konnte. Ich führte ihn mit einem Orchester von hundert Personen auf, und gewann nach Abzug der Kosten etwas über zweyhundert Thaler. Mit Ehre und Geld beladen traf ich in Johannisberg wieder ein, und ward mit fröhlichen Gesichtern von meiner Familie, und mit freundlich-forschenden von meinen Gläubigern empfangen.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Krankheit des Fürst-Bischofs. Meine Unterredung mit demselben.

Johannisberg hatte viel von seiner vorigen Lebhaftigkeit verlohren. Der Fürstbischof (von Breslau) wurde immer trauriger. Es kränkte ihn, daß er an einem Orte, wo er sonst zu befehlen hatte, gleichsam als Pensionist leben, und es mit ansehen mußte, wie man die Einkünfte seiner Beamten immer mehr beschnitt und fremde Dienstleute bey den Aemtern, so wie bey der Jägerey ohne sein Zuziehen anstellte. Etliche Male hatte er Versuche beym Kaiser Joseph 2. gemacht, die Aufhebung der Administration zu bewirken und die eigene Verwaltung seiner Güter wieder zu erhalten, aber alles war umsonst gewesen.

Joseph starb und nun wandte sich der Fürst an Kaiser Leopold. Wider alles Vermuthen hob dieser Monarch die Administration auf und räumte ihm die eigene Verwaltung wieder ein. Sein Agent in Wien schickte ihm diese frohe Nachricht durch eine Estafette, die früh Morgens ankam. Noch an dem nehmlichen Tage gab er große Tafel und setzte alle ehemalige Beamte in ihren vorigen Gehalt und in Aktivität.

Allein der vorige Gram hatte seine Gesundheit schon zu sehr untergraben, und er verfiel einige Monathe nach dieser Katastrophe in eine große Krankheit, die am Ende in ein Faulfieber ausartete. Sein Leibarzt Stolle, ungeachtet er von der Möglichkeit ihn zu retten überzeugt war, willigte auf unser Verlangen in eine Zusammenberufung mehrerer Aerzte und es ward demnach ein Consilium medicum veranstaltet; wovon die Uebrigen alle, außer Stolle sechs an der Zahl, die Krankheit des Fürsten für unheilbar erklärten. Allein dieser gab die Hoffnung nicht auf. Es bewies sich auch, daß er Recht hatte; denn auf die Medizin, die die andern Sechse einstimmig verordnet hatten, wurde der Fürst immer schwächer. Stolle rief uns alte Beamte zusammen und erklärte, daß so der Fürst zu Grunde gehen müsse, daß er aber seine Herstellung verspreche, wenn wir in seine Methode, den Patienten zu behandeln, willigen wollten. Wir gaben seiner Meinung nach und schon am dritten Tage darnach nahm die Besserung des guten Fürsten so augenscheinlich zu, daß er bereits nach fünf Tagen außer aller Gefahr war. Unterdeß verblieb ihm eine Mattigkeit und Schwäche in den Füßen, so daß er nicht mehr allein gehen konnte, sondern von zween Menschen

schen geführt werden mußte. Stolle konservirte ihn so noch gegen fünf Jahre.

Das Uebelste, was mir Kummer macht, sagte damals der würdige Arzt zu mir, ist, daß während der Fürst noch einige Jahre sich so leidlich hinbringen wird, seine Sinnes- und Geisteskräfte allmählich eine solche Abspannung erleiden werden, daß er weder seinen häuslichen noch Regierungsgeschäften wird vorstehen können. Er wird nicht nur den Geschmack an Unterhaltungen, die ihn aufmuntern sollen, an Musik z. B. verlieren, sondern er kann wohl gar noch kindisch werden. Da ist denn zu befürchten, daß gewisse Leute, die ihn umgeben, ihn zu mancher Thorheit verleiten werden. So lange der Landeshauptmann, Sie und der Präsident von Gambsberg, Ihr Schwager, um den Fürsten seyn werden, hat es wenig Gefahr. Aber des Erstern Lunge hält es nicht drey Monath aus und Gambsberg hat zu viel Geschäfte. Sie sind also der Einzige, auf dessen Stütze ich Rechnung mache.

Nie hat ein Prophet mehr Wahrheit vorherverkündigt, als der wackere Stolle. Der Landeshauptmann starb noch vor der Zeit, und ohnerachtet ich das Versprechen des Fürsten hatte, statt meiner Freywaldauer Amtshauptmannschaft jene einträglichere von Johannisberg zu erhalten; so wußte doch ein anderer mich unter gehässigen Vorspiegelungen beym Fürsten darum zu bringen und die Stelle an sich zu reißen.

Noch war der Verstorbene nicht begraben, so bemerkte ich an dem Fürsten, der mir seit vielen Jahren die innersten Falten seines Herzens aufgethan hatte, eine

plötzliche Gleichgültigkeit und Kälte gegen mich. Nicht nur mir, sondern jedem Gutgesinnten war es handgreiflich, daß man mich blos deswegen von des Fürsten Vertraulichkeit verdrängt hatte, um des guten Herrn Schwäche zu benutzen und, während man im Rohre saß, Pfeifen zu schneiden. Sowohl Herr v. Gambsberg als ich machten dem Fürsten Vorstellungen hierüber; aber, es war bereits eine Rotte gegen uns verschworen, die dem Fürsten die Antwort, die er uns zu geben hatte, in den Mund zu legen wußte. Sie lautete: Wir sollten uns nicht unterstehen einen ungeforderten Rath zu ertheilen, noch ungerufen zu erscheinen!

Eine Hauptmaxime dieses Komplots war, von dem Fürsten nicht nur alles, was ihm Aufmunterung gewähren konnte, zu entfernen und ihm einen Eckel davor beyzubringen, sondern auch den guten Herrn beständig in einer Todesangst zu erhalten, um ihn von der Aufmerksamkeit auf ihre niederträchtige Handlungen abzulenken. Man wußte ihm beyzubringen, daß er stündlich in Gefahr sey, an einem Schlagflusse zu sterben. Dieses machte den Herrn so kleinmüthig, daß er würklich anfing kindisch zu werden.

Diese schlechte Behandlung zog mir einen Anfall vom Podagra zu; allein durch Stolle's Beyhülfe konnte ich nach vierzehn Tagen wieder auf einen Stock gestützt gehen. Bey den täglichen Besuchen erzählte mir Stolle allen den Unfug, den man mit dem Fürsten trieb. Gehen Sie doch auf das Schloß, sagte er einmal, und reden Sie dem Fürsten zu; er hat sonst immer Vertrauen zu Ihnen gehabt. Sagen Sie ihm die Wahrheit so derb

Sie

Sie können, vielleicht erschüttert ihn das! — „Wenn er mich aber ungnädig behandelt?“ Nun dann können Sie ja wieder einlenken. Ich entschloß mich dazu.

Nun wußte ich aus langer Erfahrung, daß man, wenn man den Fürsten aufmerksam machen wollte, denselben auf eine ganz ungewöhnliche Art sprechen mußte.

Statt der sonst gewöhnlichen Musik wurden des Abends im Salon von seinen Tischgenossen an zweyen auch mehrern Tischen Kommerzspiele gespielt, und man trug den Fürsten in einem Tragsessel dahin um zuzusehen.

Auf meinen Stock gestützt trat ich ein und hinkte gerade zu des Fürsten Stuhl. Die ganze Gesellschaft, insonderheit jener saubere Herr, der an einem Tischchen Tarok spielte, stutzte und machte große Augen. Sogleich begann folgendes Gespräch zwischen mir und dem Fürsten:

Der Fürst. Was willst Du? Ich habe Dich nicht rufen lassen.

Ich (Im festen und ernsten Tone.) Schlimm genug, daß Ew. Durchlaucht mich nicht rufen lassen, und zu einem Zeitpunkte, wo Sie mich am meisten nöthig haben, mich so wegwerfend behandeln. (zu einem Bedienten, der hinter dem Stuhle des Fürsten stand) He! Grobian! Was steht er da wie ein Maulaffe! Sieht er nicht, daß mir das Stehen sauer wird? Bring er mir einen Stuhl! (der Bediente brachte einen) Daher! dicht neben den Fürsten! (Ich setzte mich.)

Der Fürst. Du thust verzweifelt familiär.

Ich. Wo es einem Menschen, wie Jener dort erlaubt ist zu sitzen, da gebührt es mir mit zehnmal größerm Rechte.

Der Fürst. Du hast Dir wohl vorgenommen, mir einige Impertinenzen zu sagen?

Ich. Gott behüte mich! Wie wäre das möglich! Aber man hat mir gesagt, daß es mit E. D. zu Ende geht, und da dachte ich bey mir, der Herr könnte dir jäh wegsterben, ohne daß du mit ihm versöhnt wärest. Ich beschloß also, mich sobald ich nur könnte hierher zu schleppen, um E. D. zu sagen, daß ich Ihnen Alles verzeihe, damit Sie meinetwegen nicht in jener Welt leiden sollen.

Der Fürst (tief erschüttert und betroffen) Was? — Wie? — Du mir verzeihen? — Was hab' ich Dir denn gethan?

Ich (kalt.) Ich bin nicht her gekommen, E. D. Vorwürfe zu machen. Aber — (ich sahe dem Fürsten starr ins Gesicht.) — Wie ich sehe, hat es mit dem Sterben noch einige Jahre Zeit. (zum Bedienten) Bring er die Lichter vom Tische! — Sehen mir E. D. in die Augen! (nach einer Pause.) Die Augen sind frisch — die Gesichtsfarbe ist lebhaft — der Athem frey. Wie ist, wenn ich fragen darf, der Appetit?

Der Fürst. Essen kann ich.

Ich. Und der Schlaf?

Der Fürst. Mit dem gehts auch so ziemlich.

Ich. Nun so mögt ich in aller Welt wissen, wo denn die Todesgefahr herkommen sollte.

Der Fürst. Ja! Ein Schlagfluß kommt just, wenn man ihn am wenigsten vermuther.

Ich. E. D. sind vom Schlagfluß so weit entfernt, als ich von Nova Zembla.

Der Fürst. Wie kannst Du das sagen?

Ich. Aus Erfahrung. Der Prinz Hildburghausen hat schon 19 Jahre dieselbe Krankheit; er kann weder gehen noch stehen, dennoch lebt er noch und ist in seinem acht und achtzigsten Jahre immer noch frisch und munter.

Der Fürst (seufzend.) So ein Schicksal wird mir nicht zu Theil werden!

Ich. Warum denn nicht?

Der Fürst. Meynst Du?

Ich. Ganz gewiß; wenn E. D. eine andere Lebensart anfangen; denn durch das jetzige Leben sperren Sie dem Tode Thür und Angel auf, statt daß Sie ihm jedes Loch verriegeln und verrammeln sollten.

Der Fürst. Aber wie kann ich das?

Ich. Durch selbst-eigene Aufmunterung; denn — verzeihen mir E. D. — sich fürchten, wo keine Gefahr ist, ist unmännlich und ich mögte sagen kindisch, und E. D. sind so ein kluger braver Herr! Schlagflüsse haben nur Leute zu besorgen, die dickes Blut haben und das haben Sie ganz und gar nicht; werden es aber bekommen, wenn Sie immer wie eine Bruthenne da sizzen und eine Grille nach der andern ausbrecken. Das macht dickes Blut, Aufheiterung aber verdünnt es.

Der Fürst. Wie soll ich mich aber aufheitern?

Ich. Eine Frage, die E. D. sich gewiß selber beantworten können.

Der Fürst. Will aber Deine Meynung hören.

Ich. Nun, da müssen E. D. gerade das Gegentheil von alle dem thun, was man Sie jetzt betreiben läßt.

Der Fürst. Und das wäre?

Ich. Erstens, sich wenigstens eine Zeitlang Ihrer fürstlichen und bischöflichen Geschäfte enthalten. Erstere könnte Herr von Gambsberg versehen, letztere aber Ihre braven geistlichen Räthe. Zweytens, die Besorgung Ihres Hausetats, denn dies ist ein Geschäft, das E. D. schon unzähligen Verdruß gemacht hat, einem Manne übertragen, von dessen Redlichkeit —

Der Fürst. Das wäre eine Sache für Dich.

Ich.

Ich. Ich habe schon ein anderes Plätzchen für mich.

Der Fürst. Und das ist.

Ich. Ich will blos aus Liebe zu E. D. Ihr Mentor seyn, vorausgesetzt daß Sie mir versprechen, Alles, was ich zum Besten rathe, nicht wie bisher mit Kaltblütigkeit und Verachtung zu lohnen.

Der Fürst. Dann müßtest Du aber beständig um mich seyn.

Ich. Von Herzen gern.

Der Fürst. Dann könntest Du ja auch die Besorgung des Hausetats übernehmen.

Ich. Es sey! Aber mit der ausdrücklichen Bedingniß, plein pouvoir zu haben.

Der Fürst. Das sollst Du haben.

Ich. Drittens müssen E. D. Ihrem würdigen Leibarzt Stolle, der Ihnen das Leben gerettet hat und noch lange konserviren wird, blinden Gehorsam leisten.

Der Fürst. Gern, gern — von Herzen gern!

Ich. Was aber die Zerstreuungen, durch die sich E. D. aufheitern sollen, betrifft, davon ist noch viel zu sprechen; denn ich habe noch so manches in Petto, was E. D. gewiß behagen wird.

Nun

Nun kannte ich den Fürsten zu wohl, als daß sich nicht vorhersehen sollte, daß mein in Petto seine Neugierde reizen würde. Ich war dadurch sicher, daß er wenigstens so lange, als ich ihm dies Geheimniß vorenthielt, sich nicht wieder umlenken lassen würde; daher stand ich mit den Worten auf: ich bin ein Reconvaleszent und muß mich schon schonen. Erlauben Ew. Durchlaucht —

Der Fürst. O bleib noch. Du hast gleich dem barmherzigen Samariter Balsam in meine Wunden gegossen.

Ich (nachdem ich mich wieder gesetzt hatte.) Wie kommt es, daß heute keine Musik ist?

Der Fürst. Es ist schon viele Tage keine mehr.

Ich. Das ist nicht gut. Aber warum denn nicht?

Der Fürst. Ach! sie macht mich nur noch trauriger.

Ich. (lächelnd) Das sollte ich nicht meynen. Gerade das Gegentheil würde Sie auf Ihre Stimmung bewürken.

Der Fürst. Nun, wenn Du meinst? ich wills auf deinen Rath versuchen. Von morgen an soll wieder, wie vorher, alle Abend Musik seyn.

Ich. Das hieß Sie Gott sprechen! es wird gewiß Alles gut gehen (und nun empfahl ich mich.)

Der

Der Fürst. Wann kommst Du wieder?

Ich. Wann die Witterung wie heute ist, komme ich Morgen wieder in die Musik und bringe eine neue Sinfonie mit.

Ich küßte dem Fürsten die Hand und er entließ mich sehr gnädig.

Mein Abschied.

So hatte ich denn also mir selber die Last aufgeladen, beständig um den Fürsten seyn zu müssen. Alle Abend, wenn ich ihn nach dem Souper in sein Schlafzimmer begleitete, mußte ich versprechen, Morgens um acht Uhr wieder auf dem Schlosse zu seyn, und so ging das alle Tage fort.

Bey dieser Gelegenheit nahm ich wahr, wie plump und ungeschickt die meisten schon zur Faulheit gewöhnten Bedienten sich dazu anstellten, wenn sie den Fürsten, der keinen Schritt allein gehen konnte, führen, tragen, heben und legen sollten. Ich zeigte ihnen daher ganz andere Handgriffe, wodurch sie es sowohl dem Fürsten als sich selbst erleichterten. Ueberhaupt fand ich, daß dieser Herr bey so vielen Bedienten, die er hatte, dennoch schlecht bedient war. Manchmal war die Antichambre von diesen Taugenichtsen voll, und gerade, wenn man einen nöthig hatte, war keiner zu sehen noch

zu hören. Ich predigte ihnen öfter vor, aber es half nichts. Ich ließ sie daher einmal Alle zusammenrufen und sagte ihnen: da ihr auf gute Worte nicht hört, so will ichs mit Schärfe erzwingen. Täglich müssen wechselsweise zwey von Euch 24 Stunden hindurch um den Fürsten seyn und auch des Nachts in der Antichambre schlafen. Da eurer Acht sind, so kommt alle fünf Tage die Reihe herum, die Andern aber müssen unausbleiblich bey der herrschaftlichen Tafel serviren. So wie einer von euch vermißt wird, so zieh ich ihm einen Gulden von seinem Lohne ab und schicke diesen Gulden in das Armeninstitut. Eben so machte ich es mit einem Paar Windbeuteln von Kammerdienern; denn der Staub lag nicht nur in des Fürsten Schlaf- sondern auch Wohnzimmer oft Fingerdick auf dem Ofen, anderer Unsauberkeiten nicht zu erwähnen.

Die Ordnung ward im Schlosse überhaupt wieder hergestellt, und das behagte dem Fürsten sehr gut. Dagegen aber hatte ich mir unter diesem Gesindel viele Feinde gemacht, auf die ich aber weiter nicht achtete.

Eines Abends war so garstiges stürmisches Wetter, daß der Fürst mir sagte, ich möchte lieber auf dem Schlosse bleiben, er wolle mir ein Bette neben seinem Schlafzimmer setzen lassen. Ich blieb. Der Fürst ging zu Bette; ich setzte mich neben ihm in einen Armstuhl und diskurirte mit ihm, bis er einschlief. Gewöhnlicherweise erwachte er gegen drey Uhr des Morgens, ließ sich heben, auf eine andere Seite wenden und blieb immer eine halbe Stunde wach; dann schlief er wieder bis gegen acht Uhr. Dies geschah auch in eben derselben Nacht. Da ich im Nebenzimmer hörte,

daß

daß der Fürst wach war, nahm ich meinen Schlafrock, gieng zum Fürsten, setzte mich an sein Bette und blieb bey ihm, bis er neuerdings einschlief. Dies gefiel ihm so wohl, daß er mich öftermals beredete bey ihm zu übernachten und dies wurde am Ende zur Gewohnheit. Kurz; ich gutwilliger Narr blieb zwey Jahr und einen Monath ununterbrochen auf dem Schlosse und führte das für mich sehr unbequeme Leben, das an meinen jetzigen kränklichen Umständen den größten Antheil hat, um so mehr, weil es nicht nur in meinem vier und funfzigsten Jahre meine Gesundheit untergrub, sondern mich auch in den elenden Zustand, worin ich mich gegenwärtig befinde, nehmlich krank und arm zu seyn, versetzte.

Kaum hatte ich dies Leben ein halb Jahr getrieben, so wurde es mir des ewigen Sitzens, des Mangels aller Bewegung und der immer fort unruhigen Nächte wegen sehr lästig. Da ich aber mich einmal schon dazu entschlossen hatte, so wollte ich es auch damit aushalten, so lange es mir nur irgend möglich wäre. Schon waren 25 Monathe verstrichen, als ich die schrecklichsten Hämorrhoidal-Zufälle bekam und mich, um meine Gesundheit herzustellen, vom Schlosse in mein Haus begeben mußte. Dies war ein erwünschter Zeitpunkt für meine Feinde. Während meiner Abwesenheit wußte jener berüchtigte N., einen der fürstlichen Kammerdiener und etliche Lakayen, die der Fürst wohl leiden konnte, durch Bestechung zu meinem Schaden auf seine Seite zu ziehen. Ich könnte alle diese Lotterbuben mit Namen nennen, allein ich mag ihnen die Ehre nicht gönnen, daß sie in meiner Lebensgeschichte, in welcher ich so

viele

viele große und würdige Personen aufgeführt habe, mit ihren unwürdigen Namen stehen sollen.

Dieses nichtswürdige Komplott untergrub mich und brachte dem Fürsten einen Verdacht wider mich bey, so daß ich am 7 April 1794 eine Weisung erhielt, das Schloß nie wieder zu betreten und, binnen acht Tagen, mit Sack und Pack zu meinem Amtsposten nach Freywaldau zu gehen. Gern wollte ich meinen Lesern den elenden Kunstgriff, durch den diese Feinde dem Fürsten meine Redlichkeit verdächtig machten, vor Augen legen, wenn nicht die Aufklärung der Sache dem Fürsten auch noch in der Grube zur größten Schande gereichen müßte. Ich will also lieber den Schleyer drüber herziehen. Doch kann ich nicht umhin anzuführen, daß ich meine Unschuld selbst beym kaiserlichen Hofe erwiesen habe und durch ein höchstes Hofdekret, welches ich wie Gold aufhebe, und jedem, der es verlangt, in der Urschrift vorzulegen bereit bin, von allem Verdachte einer unredlichen Handlung gänzlich frey gesprochen bin und auch hinlängliche Genugthuung erhalten habe. Ist es demnach ein Wunder, daß mich so viele Kränkungen und pathemata animi auf ein Krankenlager geworfen haben?

Leider begann mit Ende Oktober 1794 meine Krankheit und mit ihr mein Elend. Und seit diesem Augenblicke habe ich, so zu sagen, keine gesunde Stunde mehr gehabt. So viele Mühe die Aerzte sich gegeben haben, mir das Podagra wieder zu Wege zu bringen, damit die Krankheit dadurch ihren gewöhnlichen Ausbruch nehmen könne, so wenig hat es bis heute, also gerade nach fünf Jahren, gefruchtet.

Der Fürst starb am 5 Januar 1795. Eine kaiserliche Administration trat ein, und diese wollte die diesseitigen Güter von dem Breslauer Bisthume separiren. Aber der König von Preußen nahm sich des Bisthums an. Nachdem beyde Höfe deswegen lange Unterhandlungen gepflogen hatten, wurde man endlich einig, daß die Administration aufgehoben werden und die Güter, wie vormals, bey dem Bisthume verbleiben sollten.

Da Prinz Joseph von Hohenlohe-Bartenstein schon vor Ableben des seligen Bischofs Coadjutor war, so wurde er nach dessen Hintritte Bischof von Breslau. Er hatte, wie das überall so gewöhnlich ist, seine eigenen Lieblinge, die er versorgen wollte, daher wurde ich — mein Schwager und noch einige alte Beamte mit Pension jubilirt.

Ungeachtet ich volle 26 Dienstjahre aufzuweisen hatte, so erhielt ich doch an jährlichem Pensionsgehalt nicht mehr, als 333 Thlr. 8 Gr. (500 Gulden Kaisergeld.) Mein Schwager v. Gambsberg, der dem Bisthume schon über 40 Jahre gedient hatte, bekam auch nicht mehr. Vor einem halben Jahre starb der redliche Mann, und seine Gattin — meine Schwester — erhält nun einen kümmerlichen Wittwengehalt von 133 Thlr. 8 Gr.

Seit dieser für mich und meine arme Familie so schrecklichen Epoche, hat sich meine Krankheit so verschlimmert, daß ich am Kreuz und an den Füßen ganz gelähmt bin und mich vom Bette in den Armstuhl, und vom Armstuhle in das Bette tragen lassen muß. Doktor, Arzney, dreyerley Bäder, als das Ullersdorfer, Land-

Landecker und Teschner Bad haben meinen ersparten Nothpfennig ganz aufgezehrt, so daß ich, als mir im vorigen Jahre von einem der berühmtesten Aerzte das Baadner Bad unweit Wien angerathen wurde, auf dieses Hülfsmittel aus Mangel Verzicht thun muß und meinem baldigen Ende entgegen seufze.

Ignaz Freyherr von Stillfried erfuhr durch eine dritte Hand mein großes Elend. Ganz unvermuthet erhielt ich von ihm folgendes tröstliches Schreiben:

„Ich habe Ihre betrübte Lage erfahren. Auf „meiner Herrschaft, die ich mir in Böhmen ge„kauft habe, habe ich drey Wohnhäuser. Kom„men Sie mit Ihrer Familie in meine Arme. „Erhungern will ich Sie sammt Ihrer Familie „nicht lassen, und wir wollen unser Leben bey„sammen beschließen.“

Mit Freuden nahm ich diese menschenfreundliche Offerte an und warf mich mit meiner Familie — sie besteht aus meiner Frau, zween Söhnen und einer Tochter, mithin aus fünf Personen — in die Arme des liebenswürdigsten Freundes. Gott weiß es, daß ich, wenn ich diesen Wohlthäter nicht gefunden hätte, längst von Noth und Kummer aufgerieben worden wäre, und alsdann — meine Angehörigen? — o Gott! das fühle, wer es zu fühlen vermag.

Da sitze ich nun schon beynahe zwey Jahre in Böhmen auf der Freyherrlich Stillfriedischen Herrschaft Rothlhotta im Taborer Kreis unweit Neuhaus.

Ungeachtet ich freyen Unterhalt für mich und meine Familie habe, so bin ich doch eben in allem Betrachte ein Bettler. Da ich von meiner Pension jährlich:

An Interessen für hypothekarische Schulden = = = =	81 Fl.
An Kriegsbeysteuer = =	60 =
An Haus- und Grundzins =	9 =
Für einen Bedienten, der mich mit Hülfe meines Sohnes heben, tragen, auch die ganze Nacht bey mir mehr wachen als schlafen muß =	120 =
Für eine Magd = = =	36 =
Für die Wäsche = =	45 =
Mithin	351 Fl.

unumgänglich baar auslegen muß, bleiben mir noch übrig 149 Fl. Nun laß ich jeden beurtheilen, ob ich mit diesem Ueberbleibsel im Stande bin fünf Personen zu bekleiden und andere kleine und nothwendige Ausgaben zu bestreiten.

Meine Nippes spazieren eines nach dem Andern um ein Drittel, auch wohl noch weniger, als der innerliche Werth davon ist, fort! Und was hernach, wenn sie vollends Alle fort geflogen sind? —

Seit den letzten fünf Jahren habe ich meine Geistes- und Sinnenkräfte, welche ersteren Gottlob! noch heute so ziemlich sind, angestrengt, und eine beträchtliche Sammlung ganz neuer Werke, als Opern, Sinfonien, eine große Anzahl Stücke für das Fortepiano verfertiget.

Alle

Alle diese Sachen sind schon vor einem Vierteljahre in der neuen musikalischen Leipziger Zeitung angekündigt; aber — mein Gott! — bis jetzt hat sich noch kein Abnehmer eines einzigen Stückes gefunden; und leider kann ich auch so eine Unterstützung, ungeachtet ich gewiß gute Waare für Geld gebe, nicht finden.

Ich verehre meine liebe, gute, deutsche Nation; aber — wenn es auf Unterstützung ankommt, da — leider — sind wir nicht zu Hause.

Ich will, da ich gewiß weiß, daß mein Name und meine Werke in ganz Europa bekannt sind, annehmen, daß in diesem bevölkerten Welttheile ich einer halben Million Menschen Vergnügen gemacht habe. Wenn nun Jeder dieser Menschen einen einzigen Groschen in omni et toto mir, oder besser zu sagen, meiner Familie — denn mir nützt es nicht mehr, zuwürfe (!!), welch eine geringe Beysteuer für den Geber, und welch eine beträchtliche Unterstützung für eine hinterlassene, trostlose Familie eines Mannes, der, wie jener im Evangelio, sein Talent nicht vergraben hat!!

Liebe Leser! Halten Sie mich ja nicht im Verdachte, daß ich das Obige niedergeschrieben habe, um Ihnen für mich ein Allmosen abzulocken. Vermuthlich bin ich nicht mehr, wenn Ihnen dies Büchlein zu Gesichte kommt.

Will aber Jemand nach der gänzlichen Zerstörung meiner schon morschen Hütte meiner armen Familie Etwas Gutes thun — O dann werde ihm Gottes Lohn dafür!

Ich

Ich bin aufrichtig genug zu gestehen, daß ich meine Familie unglücklich und doppelt unglücklich gemacht habe. Erstens wegen meiner Armuth, zweytens durch meine Krankheit. Meine Armuth ließe sich jedoch einigermaaßen entschuldigen, da ich wider mein Verschulden auf eine gegen 26 Dienstjahre immer gar zu geringe Pension gesetzt worden bin, und daher meinen ersparten Nothpfennig, dessen größter Theil in den Säckel des Arztes, in das Gewölbe der Apotheker und die Gesundheitsbäder — wohl zu merken, ohne einige Hülfe — sich zerstreuet hat, habe hergeben müssen. Aber dagegen ist mein Leichtsinn in Schonung meiner Gesundheit unverzeihlich, um so mehr, als mir die gütige Natur einen festen und dauerhaften Körper geschenkt hat, auf den ich Thor so muthwillig eingestürmt habe. Leider, leider, muß ich mit Vater Horaz ausrufen:

Quae mens est hodie, cur eadem non puero fuit?

Vel cur bis animis incolumes non redeunt genae?

Bayerische Staats Bibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dittersdorf, Karl Ditters <<von>>,

Karl von Dittersdorfs Lebensbeschreibung

Leipzig 1801
Mus.th. 4668
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10600078-7